

DIE FANDSE
EIN BEITRAG ZUR VOLKSKUNDE VON KHAM

von

JEN NAI-CH'ANG
(HSI-K'ANG T'U-CHING, MIN-SU-P' IEN)

任乃强: 西康圖經, 民俗篇.

Übersetzt von

DOMINIKUS SCHRÖDER

VORBEMERKUNG ZUR ÜBERSETZUNG.

Die vorliegende Beschreibung beschäftigt sich mit dem Volke von Kham. Kham (K'ams, K'am) ist der tibetische Name für Ost-Tibet. Man bezeichnet damit das Gebiet östlich des Tan-ta-Gebirges (Tan-ta-shan 丹達山).¹ Dieses Gebiet wurde 1939 zu einer chinesischen Provinz erhoben unter dem Namen Hsi-k'ang 西康 mit der Hauptstadt Tatsienlu 打箭鏢 oder Kangting 康定 nahe an der Szechwan-Grenze.

Eine der umfangreichsten Veröffentlichungen über Kham ist das *Hsi-k'ang t'u-ching* 西康圖經 von Jen Nai-ch'iang 任乃强. Man könnte den Titel etwa mit "Kham-Handbuch" wiedergeben. Es umfasst 11 Bände; 1) Politische Erdkunde. 2) Physikalische Erdkunde. 3) Verkehr. 4) Landeserzeugnisse. 5) Volkskunde. 6) Religion. 7) Die Tuse². 8) Verwaltung. 9) Aussenpolitisches Elend. 10) Geschichte. 11) Bibliographie.

Ein Teil dieser Bände ist bereits vor dem Japanisch-Chinesischen Krieg in dem Verlag der Neurasien-Forschungsgesellschaft (*Hsin Ya-hsi-ya hsüeh-hui* 新亞細亞學會) zu Nanking erschienen, darunter auch (1934) der fünfte Band: "Kham-Handbuch — Volkskunde", *Hsi-k'ang t'u-ching, Min-su p'ien* 西康圖經, 民俗篇. Er enthält auf 334 Quartseiten 210 Kapitel, die in folgende Gruppen geordnet sind:

ERSTER TEIL: DIE FANDSE (S. 1-238)

Das Volk (Kap. 1-6)

Die Berufe (Kap. 7-18)

Die Wohnung (Kap. 19-42)

Die Nahrung (Kap. 43-61)

Die Kleidung (Kap. 62-80)
 Volkscharakter (Kap. 81-88)
 Sitten (Kap. 89-115)
 Das Jahr (Kap. 116-122)
 Spiele und Belustigungen (Kap. 123-137)
 Sprache und Schrift (Kap. 138-151)
 Die Frage der Assimilation (Kap. 152-163)

ZWEITER TEIL: DIE CHINESEN UND ANDERE VÖLKER
 (S. 239-334)

Die Herkunft der Gastvölker (Kap. 164-171)
 Kurze Geschichte der Gastvölker (Kap. 172-187)
 Die Siedlerfrage (Kap. 188-193)
 Die Lolo (Kap. 194-203)
 Stämme an der Yünnan-Grenze (Kap. 204-210)

Der Verfasser Jen Nai-ch'iang 任乃强 stammt aus Nan-ch'ung 南充 in Szechwan. Er ist von Fach Volkswirt und leitete zeitweilig in seiner Heimatprovinz eine landwirtschaftliche Schule. Daneben beschäftigte er sich viel mit Geschichte und schrieb ein bekanntes Buch über die Frühzeit Szechwans, *Pa-shu shih-chih* 巴蜀史志 (Chronik Szechwans). 1929 bereiste er im Auftrage der Regierung Kham, wo er ein Jahr lang, wie er selber sagt, "kreuz und quer in Stadt und Land umherzog, um ausgiebig die dortigen Verhältnisse kennenzulernen" (Einleitung zum 1. Band). Die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen und Erkundigungen sind seine wertvollste Quelle für die "Volkskunde". Daneben verdankt er, nach eigener Aussage im 5. Band, viele Aufschlüsse den französischen Missionaren und vor allem seiner Fan-Frau, die er in Kham geheiratet hatte. Auch die ausländische Literatur (allerdings nur die englische) und die chinesischen Quellen zieht er mitunter zum Vergleich und zur Ergänzung heran. — Wie aus der Darstellung hervorgeht, verstand er anfangs kaum die Fandse-Sprache und war daher auf einen Dolmetscher angewiesen. Später scheint er sie von seiner Frau erlernt zu haben.

Das Buch ist in der neueren Literatensprache geschrieben. Der Stil ist durchwegs flott (bei lebhafter Schilderung fast jovial) und mitunter trocken und spröde wie in den alten Chroniken, was der Verfasser nach eigenem Geständnis öfters angestrebt hat.

Im folgenden wurde nur der erste Teil übersetzt, nämlich die Volkskunde über die Fandse, die ja den wichtigsten Bestandteil der Kham-Bevölkerung ausmachen. Hauptwert wurde auf die volkskundlichen Tatsachen gelegt, bei denen in der Übersetzung, selbst auf Kosten der Sprachglätte, grösste Genauigkeit angestrebt wurde. Stellen oder Kapitel,

die zu weitschweifig waren ohne neuen volkskundlichen Stoff zu bieten, wurden entweder ausgelassen oder allgemein zusammengefasst; so besonders die Kapitel über die Sprache und Schrift und über die Frage der Assimilation.

Die Übersetzung will weiter nichts sein als ein Stoffbeitrag zur Völkerkunde Ost-Tibets. Daher fielen auch alle Erörterungen und Anmerkungen fort, die nicht zum unmittelbaren Verständnis des Textes notwendig waren.

Als Umschrift für alle chinesischen Namen und Ausdrücke wurde die Giles-Wade-Umschrift gewählt, auch für alle tibetischen Namen und Ausdrücke, weil sie nur in chinesischen Zeichen im Text stehen. Allgemein bekannte Orte wurden in der Postumschrift gebracht, wie Tatsienlu oder Kangting, Litang, Patang, Chantui, Yalungkiang usw. Ebenso stehen nicht in der Wade-Umschrift jene Namen und Ausdrücke, die im Deutschen fast einheitlich umschrieben werden, wie Tsamba, Tschürra, Fandse, Hutuktu, Tuse, Dalai-Lama usw.

In *Schrägschrift* stehen die Kapitelüberschriften, die chinesischen und tibetischen Sachnamen und Büchertitel und die Bemerkungen und Zusammenfassungen des Übersetzers im Text. Alle andern Bemerkungen in normaler Schrift sind vom Verfasser selbst, ausgenommen die Anmerkungen unter den Kapiteln (in Zahlen geordnet).

1) Ausser den hier genannten Namen sind im Europäischen noch gebräuchlich: Hsikang (Sikang), Marches Tibétains, Tibetan Marches, Chinesisch-Tibet.

2) Tuse sind die ursprünglich einheimischen Fürsten. Meist waren es Stammeshäuptlinge oder Führer von ganzen Stammesverbänden. Später wurden sie von der chinesischen Regierung in die Verwaltung übernommen und erhielten eine den Kreismandarinen ähnliche Stellung.

DIE KREISNAMEN ZUR VÖLKERKARTE KHAMS

- | | |
|-----------------------------------|--------------------------------------|
| 1. 打箭爐. 康定 Tatsienlu;
Kangting | 11. 定鄉 Tingsiang |
| 2. 瀘定 Luting | 12. 鹽井 Yentsing |
| 3. 丹巴 Tanpa | 13. 巴安 Paan |
| 4. 九龍 Kiulung | 14. 白玉 Paiyü |
| 5. 雅江 Yakiang | 15. 甘孜 Kantse |
| 6. 道孚 Taofu | 16. 俄洛 Olo; ngGolokh |
| 7. 瀘霍 Luhwo | 17. 石渠 Shihkü |
| 8. 瞻化 Chanhwa | 18. 鄧柯 Tengko |
| 9. 理化 Lihwa | 19. 德格 Tehko; Derge, Dergé,
Dergi |
| 10. 稻成 Taocheng | 20. 同普 Tungpu |

- | | |
|--|------------------|
| 21. 武城 Wucheng | 27. 嘉黎(加里) Kiali |
| 22. 貢覺 Kungkiao | 28. 碩都 Shihtu |
| 23. 寧靜 Ningtsing | 29. 波密 Pomi |
| 24. 察雅(乍丫) Chaya | 30. 巴宿 Pasu |
| 25. 昌都 Changtu | 31. 科麥 Komai |
| 26. 恩達 Enta; auch das Gebiet
der 39 Stämme, 三十九族
san-shih-chiu tsu, genannt. | 32. 雜瑜 Tsayü |
| | 33. 太昭 Taichao |

Die Drucklegung dieser Übersetzung geschah in Abwesenheit des Übersetzers, der in Kansu weilt. Eine normale Postverbindung mit dieser Provinz besteht zur Zeit noch nicht. Die Korrekturbogen konnten daher nicht vom Übersetzer selber gelesen werden; auch konnten wir uns nicht mit Rückfragen an ihn wenden, wenn uns dies wünschenswert gewesen wäre. — Redaktion.

DAS VOLK

1. Die Herkunft des Kham-Volkes

Die Eingebornen von Kham sind keine Chinesen und keine Tibeter. Sie sind die Nachfahren der Ch'iang 羌. Die Ch'iang hinwieder sind aus den San-miao 三苗 hervorgegangen. Das Land der San-miao lag links vom Tung-ting-See 洞庭湖¹ und rechts vom P'eng-li See 彭蠡湖. Das ist also zwischen den beiden heutigen Hu-Provinzen 湖北 u. 湖南 und Kiangsi. Shun 舜² vertrieb die San-miao nach San-wei 三危. Vor allem aber siedelte er die Mächtigen um. (Wie hätte man auch alle vertreiben können, da das Land der San-miao so groß und die Bevölkerung so zahlreich war. Die planmäßige Umsiedlung der Mächtigen war in der Chou- und Ch'in-Zeit noch genau so im Schwange. Sie war in Alt-China die einzige Art, starke Nachbarn zu schwächen.) Diejenigen, die noch nicht von der Umsiedlung erfaßt waren, zogen sich in das Nan-ling-Gebirge 南嶺山 zurück³, wo sie sich zu mehreren Gruppen entwickelten. Sie verbreiteten sich je länger je weiter und teilten sich immer mehr auf. Allmählich wandelte sich ihre Sprache und ihre Sitte, und sie wuchsen sich zu vielen Stämmen aus: Die Man 蠻, Miao 苗, Yao 獠, Li 黎, Lo 猓, P'ou 瓠, Ts'uan 爨, Chung-chia 仲家, Min-chia 民家, Mo-so 麼些, Li-su 栗粟, usw. Da aber die Altchinesen sie nicht unterscheiden konnten, so benannten sie sie mit dem Sammelnamen Hsi-nan-i 西南夷, Südwest-Barbaren.

San-wei ist der Name eines alten Landes im Nordwesten des heutigen Tsinghai. (Näheres darüber im 2. Bd. unter Kap. *Hei-shui-k'ao* 黑水考). Als Yü 禹⁴ dorthin gelangte, war es sicher schon bevölkert. Jene Gegend war hochgelegen, kalt und ohne Ackerbau.

Die Kultur jenes Volkes war tiefstehend, sodaß sie nicht auf Macht sannen und somit auch nicht die Beachtung der Chinesen auf sich zogen. Hierhin nun hatte Shun die Mächtigen der San-miao vertrieben. Damals aber standen die San-miao mit den Chinesen auf gleicher Kulturstufe. Als sie in jenes Gebiet einwanderten, übermittelten sie auch naturgemäß den Ackerbau, das Kriegs- und Rechtswesen. Ferner vermischten sie sich durch Heirat mit den Eingebornen und entwickelten sich zu einem kraftvollen Volk in der Steppe. Das sind die Ch'iang. Darum heißt es auch in den Früh-Han-Annalen: "Der Grundstock der Ch'iang stammt von den San-miao".

Später erstarkten die Ch'iang immer mehr und besetzten ganz Tsinghai. Dann aber dehnten sie sich in überschüssiger Kraft, den Tälern

des Chin-sha 金沙 und Ya-lung 雅龍 folgend, bis nach Kham hinein aus, um ein wärmeres Land zu suchen. Nachdem sie sich über ein grosses Gebiet verbreitet hatten, splitterte sich das Volk auf in die Shao-tang 燒當, Pai-ma 白馬, Ting-ling 丁零, Tang-hsiang 黨項, Pai-lan 白蘭, To-mi 多彌, Pai-kou 白狗. Die Stammesnamen sind so zahlreich, daß sie sich nicht alle anführen lassen. Da sie aber herdenweidend umherzogen, ohne feste Wohnsitze, trennten und vereinigten sie sich wieder in stetem Wechsel. Darum gibt es auch keine eigenen Volksnamen. Die alten Chinesen bezeichnen sie mit dem Sammelnamen Ch'iang 羌. In Wirklichkeit aber sind sie die Nachkommen der San-miao im Norden, die Pei-miao 北苗.

In der Zeit zwischen Chou und Ch'in drängten nun die Südmiao nach Westen und die Nordmiao nach Süden. Den Längstälern folgend, trafen sich die beiden Völker und vereinigten sich auf dem Hochland von Kham. Als Stämme gleichen Ursprungs verstanden sie leicht gegenseitig ihre Sprachen und ihre Geistesart, verbanden ihre vielfältigen Sitten und bildeten so ein neues Volk. Dieses Volk war seit alters durch die Gebirgskette Ang-lai 邛崃 und Ta-hsüeh 大雪 abgeschlossen, sodaß es keine Verbindung mit China hatte. So hörten die Chinesen nie ihren Namen und trugen ihn auch nicht in ihre Geschichtsbücher ein. Die heutigen Forscher nennen sie Hsi-Fan 西番. In Wirklichkeit sind sie ein neues Mischvolk aus Ch'iang 羌 und Miao 苗.

Die Hsi-Fan gründeten früher auch Staaten, die gebietsmässig begrenzt und nur kleine Gebilde waren. Diejenigen, die im Flußgebiet des Ta-tu-ho 大渡河 lagen, nämlich San-ho-p'an-yü 三河槃于, Wu-hu 苴潞, Mao-niu 旄牛, Tso 柞, Ang 邛, wurden in der Hanzeit in Präfekturen und Kreise verwandelt. Diejenigen in den Flußgebieten des Ya-lung-chiang 雅龍江, Chin-sha-chiang 金沙江 Lan-ts'ang-chiang 瀾滄江, Pai-lang-lou-po 白狼樓薄 und Pai-lang-p'an-mu 白狼槃木, wurden unter den Spät-Han tributpflichtig. Später aber brachen sie die Verbindung vollständig ab. In der Sui-Zeit waren sie unter dem Namen Fu-kuo 附國, Chia-liang 嘉良, Tung-nü 東女, sehr stark und kulturell fortgeschritten. Damals aber kamen in Tibet auch die T'u-fan hoch. Sie wandten sich nach Norden und gliederten die Ch'iang an. Dann wandten sie sich nach Osten und unterjochten auch diese Länder. Da suchten diese Länder einen auswärtigen Bundesgenossen, der ihnen zu Hilfe käme; und so nahmen sie mit dem Sui-Reich die Verbindung auf. In der Sui-Zeit also, und zwar in der Periode Ta-yeh 大業, wurden an der Südgrenze des Reiches zu ihrer Fernverwaltung Distrikte 道 mit Verwaltern eingerichtet. (Näheres hierüber im Band über die Geschichte). Zu Beginn der T'ang-Zeit aber wurden diese Länder von den T'u-fan gründlich vernichtet. Alsdann trieben die T'u-fan das Volk zum Angriff gegen die chinesischen Gebiete Wei 威, Jung 戎, Mao 茂, Wen 汶 Li 黎 und Ya 雅. Ferner griffen sie durch die Ch'iang das Gebiet von Ho-hsi 河西

und Lung-yu 隴右 etwa 200 Jahre lang an. Seither betrachtete man sie zusammen mit T'u-fan und Ch'iang als ein Volk, nämlich als Tibeter und benannte sie mit dem Namen Fan 番 oder Tibeter 土伯特. In Wirklichkeit aber sind die Tibeter nur Tibeter, und die Ch'iang nur Ch'iang 羌, die Hsi-Fan nur Hsi-Fan 西番. Man kann zwar die Hsi-Fan unter die Ch'iang, aber niemals unter die Tibeter miteinbegreifen.

Als gegen Ende der T'ang-Zeit die T'u-fan wieder auseinanderfielen, erstand das Kham-Volk wieder und bildete mehrere selbständige Staaten: To-kan 朵甘, Yü-t'ung 魚通, Pa 巴. In der Blüte der Yüan-Zeit standen sie alle unter chinesischer Oberhoheit. Zu ihrer Verwaltung errichtete man in To-kan ein Militärgouvernement, und in Yü-t'ung wie in andern Gebieten beorderte man dafür einen Befriedungskommissar. Sie unterstanden dem Distrikt T'o-szu-ma-lu 脫思麻路, welcher wiederum zur Shensi-Provinz 陝西 gehörte. Wenn damals wieder die Verbindung zwischen Kham und Tibet neu erblühte, so geschah das allein durch den Lamaismus. In der Hochblüte des Tibeterreiches war der Lamaismus nämlich Staatsreligion. Da man das Volk dazu zwang, waren auch die Khambewohner im Laufe von 300 Jahren Anhänger des Lamaismus geworden. Das Zentrum des Lamaismus aber blieb Tibet. Als aber die T'u-fan zusammenbrachen, waren die Tibeter und das Khamvolk schwer zu trennen. Darum blieb auch die Bezeichnung Tsang-Fan 藏番 oder Tibeter 土伯特 unangefochten aufrechterhalten.

Die Alten haben bei der Rassenunterscheidung gewiss nicht die Blutgemeinschaft als Abgrenzung genommen, sondern der Hauptgegenstand ihrer Forschung war die durch geographische Einflüsse veränderte Körperbeschaffenheit und die durch die Gesellschaft veränderten Sitten und die Sprache. Das Kham-Volk und die Tibeter sind nicht eines Blutes und nicht einer Körperbeschaffenheit. Aber ihre Sitten und ihre Sprache haben sich stark gemischt. Wenn darum die Chinesen beide mit Fan-tzu 番子 und wenn die Europäer sie beide mit Tibeter bezeichnen, so kommt das daher, dass man hierin noch keine weiteren Forschungen angestellt hat. Europäer, die neuerdings Kham bereisen, begreifen allmählich doch, dass die beiden verschieden sind; und erst jetzt kommt die Theorie von der Rassenverschiedenheit zwischen Tibetern und Kham-Bewohnern auf. Ursprung und Entwicklung dieser zwei Völkergruppen hat man nicht erforscht. Was die Chinesen betrifft, so sind sie nicht nur allein in Unwissenheit darüber, dass die Khambewohner keine Tibeter sind, sondern sie bezeichnen sogar fälschlich Kham mit Tibet, was wirklich bedauerlich ist.

Die tibetischen Annalen erwähnen durchaus nicht, welche Beziehungen die T'u-fan vor Gründung ihres Reiches zum Kham-Volk hatten. Auch nachdem der Lamaismus sich in Kham verbreitet hatte und Sitten und Sprachen sich vermischt hatten, blieb dennoch ein strenger Unterschied

bestehen, welcher Kham-Volk und Tibeter auseinanderhielt. Das Volk westlich des Tan-ta-shan 丹達山 nannte man Tsang-pa 藏巴. (Die Chinesen fügen noch ein wa 娃 hinzu und nennen es Tsang-pa-wa). Das Volk östlich davon nannte man K'ang-pa. (Die Chinesen nennen es K'ang-pa-wa 康壩娃). Die K'ang-pa, nämlich die Hsi-Fan, sind ein neues Mischvolk aus Ch'iang und Miao. Sie sind die alten Einwohner von Kham.

1) P'eng-li ist der heutige Po-yang-See 鄱陽湖 in Kiangsi. Tung-t'ing-See 洞庭湖 im heutigen Hunan 湖南.

2) Shun 舜, der sagenhafte Kaiser, von 2250 v. Chr. an, wird dem Shamanismus in Verbindung gebracht. Er soll durch Tanz Dämonen gebannt haben (Barbaren).

3) Das Nan-ling-Gebirge zieht sich quer durch die heutigen Provinzen Chekiang, Anhwei, Hunan, Kiangsu, Kwangtung, Kwangsi.

4) Yü war erste Kaiser der Hsia Dynastie (2201-1766).

2. Die Herkunft der Tibeter

Unter den Büchern Altchinas, die sich mit dem Ursprung des Tibetvolkes befassen, gibt es nur zwei Gattungen, nämlich die Neuen T'ang-Annalen 新唐書 und die Alten T'ang-Annalen 舊唐書. In der Geschichte der T'u-fan in den Neuen T'ang-Annalen heißt es: "Die T'u-fan wohnen 8000 Meilen westlich von Ch'ang-an, das ist eigentlich das Gebiet der Hsi-Ch'iang in der Han Zeit. Man weiß nicht, woher ihre Stämme kamen. Man sagt, sie seien die Nachkommen des T'u-fa Li-lu-ku¹ aus dem Nan-Liang Reich. Li-lu-ku hatte einen Sohn namens Fan-ni. Als Li-lu-ku starb, war Fan-ni noch ein Kind. Sein jüngerer Bruder, Ju-t'an mit Namen, wurde Nachfolger. Er bestellte Fan-ni später zum Oberbefehlshaber für die Befriedung des Westens. Unter der Spät-Wei-Dynastie, im 1. Jahre der Shen-jui-Periode², wurde Ju-t'an von Ch'i-foshih-p'an aus dem Reiche Hsi-Ch'in vernichtet. Fan-ni sammelte dann den Rest um sich und unterstellte sich dem Tsu-ch'ü Meng Hsün³. Meng-Hsün machte ihn darauf zum Statthalter von Lin-sung. Als Meng Hsün vernichtet wurde, flüchtete sich Fan-ni mit seinen Leuten nach Westen. Er überschritt den Gelben Fluß und das Chih-shih-Gebirge und gründete im Gebiete der Ch'iang einen eigenen Staat, der sich über 1000 Meilen weit ausdehnte. Der wegen seiner kraftvollen und milden Herrschaft allgemein beliebte Fan-ni fand bei den Ch'iang volle Anhänglichkeit. Der allgemein beliebte Fan-ni fand bei den Ch'iang volle Anhänglichkeit. Da er alle gut, mild und treu behandelte, wurde seine Gefolgschaft zahlreich wie das Volk auf einem Markte. Alsdann änderte er seinen Namen zu Su-p'o-yieh um und benannte sein Land nach T'u-fa. Dieser Name änderte sich fälschlicherweise in T'u-fan 吐蕃 um."

In der Geschichte der T'u-fan aus den Alten T'ang-Annalen heißt es: "Die T'u-fan gehören eigentlich zu den Hsi-Ch'ia. Ursprünglich umfassten

sie über 150 Gruppen. Ihr Verbreitungsgebiet lag zwischen dem Gelben Fluß, dem Huang-shui-Fluß, dem Yang-tzu-chiang und dem Min-shui. Unter anderem umfaßten sie auch die Fa-ch'iang 發羌 und T'ang-mao 唐旄. Mit China sind sie nie in Berührung gekommen. Sie wohnen westlich vom T'o-shih-shui. Ihr Ahnherr hieß Ku-t'i Po-hsi-yieh. Er war ein kraftvoller und kriegerischer Mann von großer Klugheit. Dieser annektierte nach und nach die Ch'iang, deren Gebiet er besetzte. Da nun die Laute *fan* und *fa* sich ziemlich gleich sind, heißen seine Nachkommen auch T'u-fan. Ihr Stammesname aber ist Po-su-yeh 勃率野. Man sagt auch, es seien die Nachkommen des T'u-fa Li-lu-ku vom Reiche Nan-liang." (Was nun folgt ist fast gleich mit dem was in den Neuen T'ang-Annalen steht).

Diese beiden Berichte sind etwas verschieden. Doch beide fassen sie als die Nachkommen der Ch'iang auf. Seit der Sung-Zeit findet sich kaum jemand, der sich mit dem Ursprung und der Entwicklung der Tibeter befaßt und nicht diese Ansicht teilt. — Die Verfasser dieser Werke aber lebten 300 Jahre nach der Blüte des T'u-fan Reiches. Mittlerweile aber hatte sich Sprache und Aussprache gewandelt. Ihre Theorien geben uns daher viel Anlaß zur Kritik (vgl. dazu genaueres im 11. Band), sodaß wir sie nicht als zuverlässige Geschichtsquelle anerkennen können. Allerdings stehen die T'u-fan zweifelsohne irgendwie mit den Ch'iang in Verbindung.

Der Engländer E. Parker⁴ hat eine Arbeit geschrieben mit dem Titel: Ursprung und Entwicklung der Tibeter. Darin sagt er apodiktisch: "Die von den Chinesen als Ch'iang Bezeichneten sind Tibeter." Zum Beweis dafür zieht er den Niederschlag der Kämpfe zwischen Chinesen und Ch'iang in den chinesischen Geschichtsbüchern heran und weist darauf hin, daß dies ein Krieg zwischen Chinesen und Tibetern gewesen sei. Er kommt mit seiner Auseinandersetzung bis zur Blüte des T'u-fan-Reiches und schließt dann seine Erörterungen ab. Seine Darlegungen aber stehen vollständig unter dem Einfluß der T'ang-Literatur! Er selber ist nicht in der Lage eine selbständige Ansicht zu vertreten. Der Engländer Charles Bell sagt in seinem *Tibet Past and Present*, Seite 21⁵: "Western science places the Tibetan race among the Mongolian family of nations, which, with their allied Turkish tribes, inhabited High Asia from time immemorial. It is generally believed that the Tibetans came partly from the north-east, and later from Assam and Burma in the south-east." Bell behauptet ferner bei der Beweisführung für diese Feststellung⁵: "Philologically the Tibetans belong to the same linguistic family as the Burmese. And, so far as appearance goes, it is even most difficult to distinguish a Tibetan from a Mongol, until he speaks. The early Tibetans would appear to have led an entirely pastoral life. It is among the shepherds and the yak-herdsmen that we still find the purest type of the race."

Kaum ein chinesischer oder westlicher Gelehrter, der Ursprung und Entwicklung der Tibeter verfolgt, nimmt an, daß die Tibeter die ursprünglichen Einwohner des tibetischen Hochlandes sind. Nach ihrer eigenen Tradition sind sie Nachkommen des Affengottes und haben sich im Stromgebiet des Tsang-Flusses verbreitet. In seiner Übersetzung der tibetischen Geschichte sagt Bell⁵: "According to their legend the Tibetans are descended from a monkey. The latter, who was an incarnation of the Compassionate Spirit⁶, met a she-devil, who addressed him: 'By reason of my actions in my formerly life I have been born in a demon race, but, being in the power of the god of lust, I love you greatly'. After much hesitation, after consulting with his spiritual guide the Compassionate One married her and they had six children. The father fed these on sacred grain, with the result that by degrees the hair on their bodies decreased, and their tails became shorter and finally disappeared. So says the Tibetan chronicle⁷. Another chronicle⁸ adds, "Those, who took after their father were full of faith, diligence, love and piety, and were eloquent and meek; those, who took after their mother were full of sin, contention, and jealousy, and were greedy and mischievous. But all possessed strong bodies and courage."

Bell hat bereits in seinem Buche darauf hingewiesen, daß die Tibeter keine guten Geschichtsschreiber sind. Die heutigen geschichtlichen Überlieferungen sind alles Lamaerzählungen, welche die religiösen Mythen verbrämen. Die oben angeführten Berichte sind also nicht sehr glaubwürdig, doch diese Mythen können dartun, wie die Tibeter durch alle Generationen überliefern, daß sie ein Volk sind, welches aus dem Stromgebiete des Tsang-Flusses stammt und sich dort ausgebreitet hat, und daß sie nicht aus einer andern Gegend zugewandert sind. Das würde natürlich mit den Theorien der Chinesen und Europäer nicht übereinstimmen.

Ferner gibt es noch einen Kodex, welchen der Mönch Sadjia überliefert hat. Dort heißt es: "Buddha wurde zum 37. Male inkarniert und hieß Nieh-chih-tsan-pu. Er war der Sohn des Königs Hsia-pa von Chia-k'a-erh in Indien. Dieser siedelte nach Tibet über und wohnte in der Gegend von Tsan-t'ang-kum. Mit ihm kamen 12 mächtige Gefolgsmänner, welche ihn zum König machten." (Aus: *Tsung-chiao-yüan-liu-k'ao* 宗教源流考, Ursprung und Verbreitung der Religion). Diese Darlegung ist eigentlich nicht glaubwürdig. Selbst wenn sie wahr wäre, würde sie eben nicht mehr besagen, als daß die Inder nach Tibet einzuwandern begannen, nicht aber, daß die Tibeter Nachkommen der Inder sind.

Meine Auffassung ist folgende: Im Flußtal des Ya-lu-tsang-pu auf der tibetischen Hochebene, welches wegen seines milden Klimas dem Ackerbau günstig ist, wohnten schon vor 3000 Jahren Menschen. Diese Menschen waren schwach, primitiv und entbehrten jeder kriegerischen Macht. Als aber die Ch'iang, welche wiederholt mit den Chinesen im

Norden und Osten im Kampfe lagen, eingedrungen waren, entstand ein militärischer Staat, nämlich T'u-fan. Die Kultur der T'u-fan aber war nach chinesischem Muster. In der Zeit ihrer Hochblüte unterwarfen sie sich im Süden, Nord-Indien und Birma und kamen so unter den Einfluß der indisch-birmanischen Kultur. In der Folge entwickelten sie dann die tibetische Schrift, Religion, das tibetische Recht und was sie sonst noch an besonderen Sitten haben. So sind damals die heutigen Tibeter entstanden. In Wirklichkeit aber ist das Volk von Tibet blutsmäßig eine Mischung der Ch'iang mit den Ureinwohnern von Tibet, welches chinesische und indobirmanische Kultur mit sich verband. Das Volk von Kham hingegen ist blutsmäßig eine Mischung der Ch'iang mit den Miao und ein Volk, das unter dem kulturellen Einfluß Tibets stand. Infolgedessen sollte man der Einfachheit halber das Volk von Tibet mit Tsang-Fan 藏番 und das Volk von Kham mit K'ang-Fan 康番 bezeichnen⁹.

- 1) Li-lu-ku war König des Nan-liang Reiches in Kansu, um 397 n. Chr.
- 2) 414 n. Chr.
- 3) **Tsu-ch'ü** ist der Titel der Hunnen für General. Später wurde er als Familienname von Meng-hsün angenommen. Meng-hsün war König des Hunnenstaates Peiliang im heutigen West-Kansu, seit 400 n. Chr.
- 4) Der Verfasser gibt nur die chinesische Schreibung 愛第巴略. Wahrscheinlich ist gemeint: Edward (Eddy) H. Parker, How the Tibetans Grew; Imp. and Asia. Quart. Rev., Oct. 1904, pp. 238-256 (cf. Cordier, Biblioth. Sinica IV, 2888).
- 5) Im folgenden ist nicht die Übersetzung aus dem Chinesischen, sondern unmittelbar der englische Text geboten aus: Bell, Tibet Past and Present, Seite 21.
- 6) Avalokitesvara in Sanskrit; Chen-re-zi in Tibetan. (Bell).
- 7) Pu-tön Rim-po-che's Chö-chung, fol. 110 (Bell).
- 8) Third volume of Pawo Tsuk-lak-re chö-chung (Bell).
- 9) Die Erörterungen des Verfassers in diesen beiden Kapiteln seien dahingestellt. Aus allem geht hervor, daß von der Geschichte her die ethnische Zugehörigkeit der Tibeter und der Khamvölker sich nicht bestimmen läßt, weil die Völkernamen (Ch'iang, Miao, T'u-fan usw.) recht vage und meist nur politisch aufgefaßt werden.

3. Die Einteilung der Khamfandse

Die Bewohner von Kham, abgesehen von den wenigen Chinesen, Moso, Lisu, Lolo und einigen sehr wenigen Weißen, kann man wohl schlechthin als das Volk von Kham oder kurz als Khamfandse bezeichnen, denn im großen und ganzen stimmen sie überein in Sprache, Bildung und Sitten. Allerdings entspricht diese Benennung durchaus nicht der Wirklichkeit. Die Kham selber unterscheiden viele Gruppen. Meinen Nachforschungen zufolge sind es im einzelnen folgende Gruppen:

1. Die Ch'ia-la-mi 卡拉米: Die Hsi-Fan in der Umgebung von Tatsienlu und im Gebiet von Chiu-lung-hsien. Das *mi* kann man auch *min* lesen.

2. Mu-ya-wa 木雅娃: Das Volk westlich vom Chê-to-shan und östlich vom Ya-lung-chiang.

Diese beiden Stämme sind zwar dem Lamaismus zugetan, aber viel lauer als die in ändern Gegenden. Sie stehen stark unter dem Einfluß chinesischer Sitten und achten die chinesischen Beamten. Man kann sie wohl als die gesittetsten unter dem Khamvolk bezeichnen.

3. Ho-erh-pa 霍爾巴 (Horba): Es sind die Fandse, welche in der Gegend von Ho-erh (Hor) wohnen. In der Fansprache nennt man die Bewohner einer Gegend *pa* oder *pua*. In der Fansprache ist es nur ein Zeichen, das aber in den einzelnen Gegenden verschieden ausgesprochen wird. — Die Ho-erh-pa gehören alle zur gelben Sekte. Sie sind sehr geschickt im Handel und von Natur sehr vorsichtig. Der Engländer Sarat Chandra Das sagt in seinem Tibet-Lexikon, die Horba seien die Nachkommen der mongolischen Tsungaren, aber das dürfte nicht richtig sein.

4. O-lo-wa 俄洛娃: Es sind die wilden Hirtenfandse von O-lo und Szu-ta, das ungeschlachtete Volk von Kham. Sprache, Sitten und Gebräuche sind von denen der gewöhnlichen Kham ziemlich verschieden.

5. Ya-lung-wa 雅龍娃: Die Chinesen nennen sie Chan-tuei-wa. Es sind die Bewohner des Kreises Chan-hua. Auch sie sind ein bekannter, wilder Volksteil. Die Leute hängen der roten, schwarzen und weißen Sekte an. Ihre Sprache ist von denen anderer Gegenden etwas verschieden.

6. Li-t'ang-wa 理塘娃: Es sind die Bewohner von Li-t'ang und Umgegend. Diese hinwieder zerfallen der Landschaft entsprechend in mehrere kleinere Gruppen, wie: Mao-ya-wa, Ch'ung-hsi-wa, Ch'ü-teng-wa, Ko-mu-wa, Mo-la-shih-wa, La-p'o-wa usw. Die Mao-ya, Ch'ü-teng und Ko-mu sind Hirtennomaden, man nennt sie auch Yung-ts'a-wa. Die Fansprache bezeichnet mit Yung-ts'a die reine Weidengegend. Die Chinesen nennen sie alle Niu-ch'ang-wa (Weidelandbewohner).

7. Hsiang-ch'eng-wa 鄉城娃: Es sind die Insassen des Kreises Ting-hsiang. Auch sie sind ein bekanntes kriegerisches Volk Khams, dessen Angehörige gewohnt sind, zu rauben. Nah und fern sind sie gefürchtet. Die in der Nähe der Kreisstadt liegende Gegend von Kung-koling und Tan-pa usw. haben gleiche Sitten. Die weiter weg wohnenden Leute nennen sie auch Hsiang-ch'eng-wa.

8. Pa-pa 巴巴: Sie heißen auch Pa-t'ang-wa. Es sind die ehemaligen Untertanen der Häuptlinge von Pa-t'ang. Wie die Li-t'ang waren, sind auch sie Anhänger der gelben Sekte. Weil ihr Wohngebiet an der Hauptverkehrsstraße liegt, wo sich die Militärstationen befinden, haben sie wiederholt die Macht der chinesischen Soldaten erfahren und die Zügelung durch die Beamten, so daß sie nicht sehr gut mit den Chinesen auskommen. Ihr Charakter ist im Vergleich zu den ändern Hsiang-ch'eng-wa und Ya-lung-wa viel sanfter.

9. San-yen-wa 三岩娃: Es sind die Bewohner von San-yen, ein berühmter kriegerischer Stamm von Kham. Im Tibetischen hat San-yen den Sinn von Wild-Fandse.

10. Ma-k'ang-wa 麻康娃: Es sind die Bewohner von Ma-k'ang und Chiang-ch'ia. Man sagt es seien Mongolen, die in der Zeit des Chinggis Khan-Einbruches in Ta-li als ein getrennter Armeeteil von Norden bis hierhin vordrangen, halt machten und nicht mehr zurückkehrten. Heute noch haben die Führer und Beamten mongolische Bezeichnungen und heißen T'ai-chi. Sitten und Gebräuche im Volk haben noch viel Mongolisches bewahrt. Die Gebildeten verstehen sich auch noch auf die mongolische Schrift.

11. Cha-ya-wa 乍丫娃: Es sind die Einwohner des Gebietes von Cha-ya, ebenfalls ein berühmter streitbarer Stamm.

12. Ch'ang-tu-wa 昌都娃: Die Einwohner von Ch'a-mu-to.

13. Na-to-wa 納奪娃: Es sind die Hirten von Na-to.

14. Te-ko-wa 德格娃: Sie umfassen alle Einwohner der fünf Kreise in der Nähe von Dergé. Sie zerfallen wieder in sehr viele kleine Untergruppen: Keng-ch'ing-wa, Chu-ch'ing-wa, Lin-ts'ung-wa, Tsa-k'o-wa, Tseng-k'o-wa, Pai-yü-wa, T'ung-p'u-wa, Ma-lung-wa, Ch'ang-t'ai-wa, um nur die bekanntesten zu nennen.

15. Ch'a-lung-wa 察龍娃: Die Bewohner von Ch'a-wa-lung.

16. Tsa-pa 雜巴: Die Bewohner von Tsang-ang und Tsa-yü. Sie heißen auch Tsa-yü-wa (Dsaiba). Das *yü*-Zeichen wird nur flüchtig gesprochen.

17. Lo-pa 洛巴: Die Bewohner von Lo-yü.

18. P'o-pa 波巴: Die Bewohner von P'o-mi.

19. Pien-pa 邊巴: Ein Sammelname für die drei Völkerschaften Ta-lung-tsung, Shih-pan-to, Lo-lung-tsung. Im Chinesischen heißen sie darum Tsung, nämlich Pien-pa, eine Lautübersetzung.

20. Pa-su-wa 八宿娃: Die Bewohner von Pa-su.

21. Chia-tê-wa 甲得娃: Es sind die Bewohner aus dem Gebiet der 39 Stämme und der 25 Stämme in Yü-shu.

2. Sê-hsü-wa 色須娃: Es sind die Bewohner von Tsa-ch'ü-ch'ia nördlich von Dergé. Tsa-ch'ü-ch'ia ist der Kreis Shih-ch'ü in der heutigen chinesischen Republik; in der Fansprache heißt er Sê-ch'ü.

23. Ku-tsung 古宗: Näheres darüber später.

Die obige Einteilung ist nicht ganz genau, aber die Kham und die Tibeter selbst pflegen diese Namen zu gebrauchen und sie können ungefähr die Grenze angeben. Die Europäer teilen das Khamvolk in zwei Gruppen ein, nämlich Tibeter und Hsi-Fan. Als Grenze des Verbreitungsgebietes dieser beider Völker gilt entweder der Ya-lung-chiang (cf. David, Atlas von Yünnan) oder die Grenze zwischen Szechwan und Tibet, wie sie im Atlas angegeben ist, der im 4. Jahre der Yung-cheng-Periode gezeichnet wurde (Wei Erh-sheng: Berichte über die Forschungsergebnisse in West-China). Von Bedeutung ist, daß alle keine klare Abgrenzung bieten, sondern nur im großen und ganzen die Stämme in der Nähe von Szechwan mit Hsi-Fan und die in der Nähe von Tibet mit Tibeter bezeichnen. — Die alten chinesischen Bücher gebrauchen für das Khamvolk eigentlich das Wort Fan 番. Die in Yünnan lebenden Fandse führen die Namen Hsi-Fan 西番, Pa-chü 巴苴, Ku-tsung 狃狃, Shu-lo 獵羅, Hsiao Ku-tsung 小狃狃, Ch'ou Ku-tsung 臭狃狃 usw. Sie finden sich alle in der Provinzchronik von Yünnan; in Wirklichkeit sind sie alle Hsi-Fan. Die Chinesen, die heute in Kham wohnen, meist ungebildete Leute, bezeichnen die Fan, wie alle Einwohner von Kham und Tibet es tun, mit gewissen -wa oder -pa. Auch benennen sie sie mit dem Sammelnamen Man-tzu (Barbaren). Die Namen Hsi-Fan, Ku-tsung usw. verstehen sie nicht.

4. *Die Körperbeschaffenheit der Hsi-Fan*

Die Körperbeschaffenheit der Eingebornen von Tibet und Kham ist sehr verschieden von der der Chinesen im Innern.

1. Die Haut ist dick und von festem Gewebe. Schweiss- und Haarpooren sind spärlich. Die Fettschicht unter der Haut ist gut entwickelt. Es gibt keinen Fandse, der so mager ist, dass die Knöchel hervorstehen. Bei Anstrengungen schwitzen sie nicht leicht, aber die Talgabsonderung ist sehr stark. Darum ertragen sie leicht Kälte und Trockenheit, ohne das die Haut springt oder erfriert. Viele Fandse, die nach Szechwan übergesiedelt sind, starben an Krankheit, weil ihre Hautbeschaffenheit keine Wasserausscheidung gestattet. Sie eignen sich daher nicht für feuchte Gegenden.

2. Ihr Haar ist dick und kurz und ähnelt den Schwanzhaaren des Yak. Die Fandse selber halten ihre Haare nicht für schön. Sie flechten daher Schwanzhaare von Rindern zu einem großen Zopf, den sie als Zierde um den Kopf schlingen.

3. Ihr Bart ist dünn und weich, fast so viel wie nichts. So kann man alte Männer und Frauen nur sehr schwer am Gesicht unterscheiden. Das ist jedoch für die Bewohner der Hochebene nicht ohne Nutzen; dadurch spart man sich die Unannehmlichkeit, daß sich am Bart Eisklumpen bilden.

4. Die Gelenkknöchel an Händen, Füßen und Ellenbogen sind nicht sehr dick, sie treten fast nicht hervor.

5. Die Brüste der Frau sind schwach entwickelt.

6. Sind sie auch von gutmütiger Art, so glänzt in ihren Augen doch ein wildes Feuer. Im Vergleich mit den Chinesen sind ihre Augenhöhlen klein und meist rundlich.

7. Auf der Stirne bilden sich sehr leicht Runzeln, weshalb es gewöhnlich heisst: "Ein Fandse altert früh."

Von diesen Merkmalen sind einige vielleicht das Ergebnis einer natürlichen Rassenentwicklung; andere aber haben sich wohl in Gegenwirkung auf das kalte und trockene Klima entwickelt.

5. Die Verbreitung der Völkerschaften von Kham

Die bereits genannten Kham-Fandse besitzen die Hochebene von Kham. Nur wenige Chinesen und Mongolen wohnen unter ihnen. Nimmt man die Khamprovinz im strengen Sinne, so finden sich im Südteil noch die Moso, Lolo, Lisu, Nu-tzu 怒子, Lo-yü 洛瑜 u.a. Im Westen wohnen ferner noch Tibeter. Es folgt nun eine Verbreitungskarte der Völkerschaften von Kham mit folgender Erläuterung:

康番 Kham-Fandse: Es ist das oben bereits angeführte Volk von Kham. Es umfaßt die Hsi-Fan und Ku-tsung. Ihr Verbreitungsgebiet ist sehr groß. Sie bewohnen ungefähr 98% der ganzen Oberfläche von Kham.

漢族 Chinesen: Es sind die aus dem innern China nach Kham eingewanderten Siedler. Sie wohnen an den wichtigsten Punkten der beiden Verkehrsstraßen im Norden und Süden.

裸裸 Lolo: Die Einwohner der Kreise um Ning-yüan. Es finden sich auch noch welche im Südteil des Kreises Lu-ting und im Südosten des Kreises Chiu-lung in Kham.

麼些 Moso: Sie sind ein großes Volk im Nordteil Yünnans. Der Mittelpunkt ihres Verbreitungsgebietes ist Li-chiang, im Norden reichen sie bis nach A-tun-tzu. Im Westen stoßen sie an Wei-hsi, K'ang-p'u, Yieh-chih, im Osten an Yung-pei und Lang-ch'ü. Im Süden finden sie sich auch noch in den Kreisen Yen-ching, Tê-jung usw.

栗栗 Lisu: Die Einwohner der Umgebung von Wei-hsi. Sie haben sich jetzt über die Teile zwischen den Flüssen Lan-tsang und Lu-chiang ausgebreitet. Es gibt wilde und zahme. Die wilden Lisu hausen versteckt in den Bergen und leben von der Jagd. Die zahmen Lisu wohnen teils bis an die Grenze von Yünnan, teils bis an die Grenze von Kham. Sie leben vom Handel.

潞子 Lu-tzu: Sie heißen auch Nu-tzu. Sie wohnen im Nordwestteil von Yünnan, entlang des Flußlaufes Lu-chiang. Ihr Verbreitungsgebiet reicht im Norden bis nach Ch'a-wa-lung, im Süden stößt es an die Lisu. Von Charakter sind sie gutmütig und zaghaf.

民家 Min-chia: Sie sind ein großes Volk im Westen von Yünnan, weitgehend sinisiert und von gutmütigem Charakter. Zu ihnen gehören auch die Na-ma in Wei-hsi.

猺夷 Ch'iu-i: Westlich vom Fluß Nu-chiang wohnen in den Bergen noch die Ch'iu-i. Sie sind von wildem Charakter und heißen allgemein die Wilden. Man nennt sie auch Nu-i; doch sind sie wohl zu unterscheiden von den Nu-tzu.

貉揄 Ko-yü (Lo-yü): Es sind die wilden Fandse außerhalb des Gebietes von Tsa-yü. Näheres siehe im Band über die Erdkunde.

藏巴 Tsang-pa: Es ist ein Tibeterstamm. Zu ihnen gehören auch die Bewohner westlich von La-li.

波巴 P'o-pa: Zu ihnen gehören die Einwohner von P'o-mi und Pai-ma-kang.

Wanderung, Herkunft, Lebensweise, Umwelt, Sitten, Sprache usw. dieser hier genannten Stämme werden am Ende dieses Buches in einzelnen Kapiteln genauer behandelt. Alles was hier auf dieses Kapitel folgt, bezieht sich ausschließlich auf die Kham-Fandse.

6. *Die Bevölkerungszahl von Kham*

Für die Einwohnerzahl der Hsi-Fan gab es nie eine Bestandsaufnahme. Die Steuer- und Arbeitsverwalter des Volkes haben seit je ihre Amtsbücher nach den Angaben der Häuptlinge gemacht und so die öffentlichen Arbeiten den einzelnen Gruppen entsprechend durchgeführt. Chao Erh-feng hat im Kampf um die Verwaltungsänderung diese Amtsbücher eingezogen und aufbewahrt und für jeden Kreis die Volkszahl herausgeschrieben. Weil aber einige Häuptlinge sich nicht unterwarfen und flohen, gingen auch deren Amtsbücher verloren. Darum beauftragte er die Kommissare eines jeden Kreises mit einer Volkszählung, welche sie vorlegen sollten. Die Kommissare aber stellten entweder neue Häuptlinge auf, welche die Listen ergänzen sollten, oder sie benutzten die Getreideverteilung, um die Bauern zur Anfertigung von Listen zu veranlassen, damit sie ihr Getreide erhielten. Diese dienten ihnen dann als Unterlage. Aber sie selber reisten nicht umher um alles genau nachzuprüfen. Die auf diese Weise entstandenen Amtsbücher führen entweder zu viel oder zu wenig Einwohner. Als später die Familien ihr Getreide abliefern mussten,

verbargen die Haupteintreiber das der fehlenden Familien; bei den zu viel angegebenen Familien gaben sie fälschlich vor, sie seien geflohen. So kamen auch sehr viele mit der Bitte, ihnen die Abgaben zu erlassen. Auf diese Weise war in jedem Kreis zur Zeit der Verwaltung des Ch'en Hsia-ling die Einwohnerzahl um $1/20$ bis $2/10$ zusammengesmolzen, im Vergleich zur Zeit des Chao. Damals betrieb die chinesische Regierung einmal eine beschleunigte Wahlpolitik und befahl den Kreismandarinen, eine Bevölkerungsaufnahme zu machen. Weil aber die damalige Verwaltung sehr verdorben war, kamen viele Fandse überhaupt nicht dem Befehle nach. Die Kreisbeamten taten nichts anderes, als den Stempel bewachen und die Abgaben in Empfang nehmen. Sie hatten weder den rechten Amtseifer noch die Macht zur Überwachung. Die meisten machten ihre Angaben nach den Getreidelisten, fügten nach Belieben hinzu oder liessen nach Belieben weg, machten ihre Meldung und entledigten sich damit ihres Auftrags. Nach 1918 waren die 11 Kreise westlich von Dergé, die von den Tsang-Fan besetzt waren, und die Kreise Hsiang, Tao, Te und Yen sozusagen selbstständig, sodaß eine Volkszählung überaus erschwert war. 1921 veröffentlichte der Vertreter der Lokalverwaltung Ch'en Ch'i-t'u in Peking eine Statistik der Grenzlandbevölkerung von Szechwan. Darin führt er die Volkszahl der einzelnen Kreise auf. Es mögen wohl noch die Angaben eines jeden Kreises aus der Wahlzeit sein. Die Volkszahl ist daher entweder noch zu hoch oder zu tief und ohne ausgleichende Kontrolle. 1930 sandte der Hutuktu Mo Na Frau Feng Yün-hsien 馮雲仙 nach Tibet zur Nachprüfung. Aber Frau Feng reiste nicht selber nach Kham, sondern sie liess sich vom Vertreter des Mo Na, nämlich Hsiung Yü-chih 熊禹治, eine Liste anfertigen. Diese wurde gedruckt und an die einzelnen Kreisämter verteilt. Dann wurden die Kreisbeamten aufgefordert diese Liste auszufüllen. Diese Liste erschien 1931 in der Zeitschrift *Hsin Ya-hsi-ya*¹ unter dem Titel: "Wirklichkeitsgetreue Volksaufnahme von Kham". Die einzelnen Spalten sind natürlich recht oberflächlich ausgefüllt und die Bevölkerungszahl ist nur nach ungefähren Zahlenangaben gemacht. Weil es aber eine amtliche Schätzung für jeden Kreis bedeutet, ist sie immerhin noch zuverlässiger als andere Schätzungen von bestimmten Unternehmungen oder Gesellschaften. Vergleicht man nun beide Listen und fügt man noch meine eigenen Ergebnisse hinzu, so entsteht die unten folgende Tabelle: Bevölkerung der einzelnen Kreise von Kham. (Die Grenze des Kreises Enta ist allerdings noch nicht festgelegt. Vor 1918 gehörten die beiden Völker Lei-wu-ch'ü und die 39 Sippen usw. zu China. Aber es war kein Beamter dort, der die Enta-Bevölkerung eingliedert hätte).²

BEVÖLKERUNGSSTATISTIK VON KHAM

nach der letzten Forschung des Verfassers

Kreisname	Völkerschaft	Familienzahl	Kopfzahl (einschliessl. der Bonzen)
Kangting	Chinesen	1,800	20,000
	Fandse	3,000	28,000
Luting	Chinesen	7,000	70,000
	Lolo	100	1,000
Tanpa	Chinesen	800	5,000
	Fandse	4,000	20,000
Chiulung	Chinesen	130	650
	Lolo	100	1,000
	Fandse	2,000	10,000
Taofu	Chinesen	200	2,000
	Fandse	4,000	25,000
Luhó	Chinesen	100	1,200
	Fandse	3,000	20,000
Kantse	Chinesen	80	1,000
	Fandse	4,000	30,000
Chanhua	Chinesen	30	200
	Fandse	4,584	30,000
Yakiang	Chinesen	300	3,000
	Fandse	1,800	10,000
Lihua	Chinesen	100	15,000
	Fandse	4,600	30,000
Paan	Chinesen	400	4,500
	Fandse	5,000	32,000
Yenking	Chinesen	100	600
	Fandse	1,500	6,000
Tejung	Chinesen	50	400
	Fandse	1,300	10,000
Tinghsiang	Chinesen	10	50
	Fandse	3,000	16,000
Taocheng	Chinesen	20	100
	Fandse	4,002	10,000
Dergé	Chinesen	30	200
	Fandse	5,000	30,000
Paiyu	Chinesen	5	1,000
	Fandse	3,000	20,000
Tengko	Chinesen	10	1,000
	Fandse	3,000	25,000
Shihckü	Chinesen	10	80
	Fandse	3,000	15,000

Kreisname	Völkerschaft	Familienzahl	Kopfzahl (mit Bonzen)
Tungpu	Chinesen	10	30
	Fandse	4,000	20,000
Wucheng	Chinesen	—	—
	Fandse	2,100	14,000
Kungküe	Chinesen	—	—
	Fandse	1,600	8,000
Ningking	Chinesen	20	50
	Fandse	4,000	25,000
Chaya	Chinesen	10	50
	Fandse	5,800	30,000
Changtu	Chinesen	20	100
	Fandse	4,000	30,000
Enta	Chinesen	10	50
	Fandse	4,000	25,000
Shihtu	Chinesen	6	20
	Fandse	2,000	10,000
Kili	Chinesen	4	10
	Fandse	1,500	6,000
Taichao	Chinesen	35	150
	Fandse	5,000	45,000
Komai	Chinesen	35	150
	Fandse	7,000	44,000
Chayü	Chinesen	5	20
	Fandse	3,000	15,000
Andere Gebiete	Fandse	6,000	40,000
	Summe	Chinesen	2,500
	Fandse	107,980	682,200

Anm.: Ganz Kham umfasst 32 Kreise, worin zusammen 115,000 Chinesen wohnen. Ständig dort siedelnde Chinesen gibt es nur 60,000. Fandse gibt es über 682,000. Ausserdem wohnen dort noch ungefähr 1000 Lolo, Lisu, Moso usw. Die Fandse machen also die grösste Zahl aus. Unter diesen 682,000 Fandse sind ungefähr 4/10 Bauern, 3/10 Hirten, 2/10 Lamas und 1/10 Beamte, Kaufleute, Soldaten, Berufslose. Die obige Aufstellung ist nur annähernd.

1) 新亞細亞月刊 (= Neu-Asien). August 1931.

2) Die Tabelle ist in der Übersetzung nicht vollständig wiedergegeben. Es sind nur die neuesten Zahlen mit den neuesten Ortsnamen gebracht worden. Alte Ortsnamen und alte, schwankende Zahlenangaben sind nicht übertragen worden.

BERUFE

7. Die Hirten

Die Viehzucht ist die ursprüngliche Lebensquelle in Kham. Bis heute spielt die Viehzucht eine wichtigere Rolle als der Ackerbau, weil das Volk von Kham angewiesen ist auf Butter und Felle zum Leben. Diese aber werden nur im Weidegebiet erzeugt. Das Weideland liegt auf dem höchsten Teil der Hochebene, mehr als 3400 m über dem Meeresspiegel. Bei kurzen Sommern und langen Wintern ist es trocken und kalt, und es gehen viele Hagelschläge nieder, sodaß man kaum Getreide oder Gemüse anbauen kann. Auch wächst dort kein Holz. Nur wenn das Eis schmilzt und der Schnee taut, kommt eine Jahreszeit mit üppigem Gras, welche für eine Weidewirtschaft das Gegebene ist.

Die Weidebewohner heißen in der Kham-Sprache Jung-ts'a-wa 絨擦娃. Im Chinesischen nennt man sie Niu-ch'ang-wa 牛廠娃¹. Das bewohnte Gebiet heißt *Niu-ch'ang* 牛廠. Häuser und feste Orte gibt es dort nicht. Im warmen Frühling, wenn das Gras hoch steht, führen sie ihre Rinder und Schafherden hinauf auf die hohen Berge zum Weiden. Wenn die Herbststürme beginnen, treiben sie diese allmählich wieder hinab in die Täler, um sie dort zu füttern². Wohin sie kommen, schlagen sie ihr Rinderhaarzelt auf und wohnen darin. Darum heißen sie auch Chang-fang-wa. Die Männer tragen alle Filzmützen, das Barbaren-Fellgewand³, das sie in der Hüfte schürzen und gürten, sodaß der untere Saum nur bis an die Kniee reicht. Der Brustteil erweitert sich dann zu einem Hüftsack, worin man seine täglichen Gebrauchsgegenstände birgt. An den blossen Füßen tragen sie die Fandse-Stiefel. In allen vier Jahreszeiten, einerlei ob vornehm oder niedrig, halten sie es so. Die Frauen tragen ein langes Kleid und sehr viel Silberschmuck auf dem Kopf. Um Hüften und Hals legen sie Perlen, Muscheln und Silberschmuck, alles aufgereiht, so wie die *Ying-lo*-Schnüre⁴. Selbst im größten Trubel zwischen Schafen und Rindern legen sie diese nicht ab. — Von der Geburt bis zum Tode scheren sie sich nie die Haare, noch waschen sie sich, noch ziehen sie mehr oder weniger Kleider an. — Ihre Sprache ist eigenartig. Man nennt sie auch Hirten-Sprache 牛廠語. Sie ist etwas anders als das gewöhnliche Tibetisch.

1) *Niu-ch'ang-wa* 牛廠娃: Leute die auf der Weide leben und dort die Viehzucht betreiben. Es wird verschieden wiedergegeben als Hirten, Weidebewohner, Volk der Weide, Steppenbewohner usw.

2) Beim Auftrieb steht im Chinesischen *fang-mu* 放牧, d.h. weiden; das Vieh sucht selbst sein Futter. — Beim Abtrieb in die Täler wird *szu-yang* 飼養 gebraucht, d.h. ernähren, füttern, pflegen. Es ist aber nicht sicher, ob hier die reinen Hirten, wie die Ackerbauer, Viehfutter für den Winter vorbereiten. Der Verfasser erwähnt es sonst nicht.

3) Man-p'i-ao 蠻皮襖, d.h. Barbaren-Fellkleid. Die Chinesen gebrauchen das Wort für das blosse Fellkleid, ohne Stoffbezug; die Haare werden nach innen getragen.

4) Ying-lo 璽珞 ist ein indischer Halsschmuck. An einer Perlenkette hängen noch mehrere Perlschnüre, die sich je länger je weiter verzweigen, sodaß sie wie ein Strahlenkranz aussehen.

8. Die Karawanenleute

Viele vermögenskräftige Hirten, die im Besitze zahlreicher Tiere sind, betreiben zugleich auch einen Transportverkehr. Sie verpflichten sich zum Transport von Teeladungen und Waren für die verschiedenen Kaufleute und Lamaklöster oder sie übernehmen Warensendungen der Verwaltung¹. Die den Transport mit den Tieren besorgen, heissen Karawanenleute (T'o-chiao-wa). Die einzelnen Weiden in der Nähe der Hauptverkehrsstrassen eignen sich besonders für dieses Unternehmen. Oft verbinden sich mehrere Familien und stellen von einer jeden die überzähligen Rinder und Pferde zu einer Karawane zusammen und üben dieses Geschäft aus.

Es gibt zwei Karawanenstrassen, eine für den Norden und eine für den Süden. Gewöhnlich befördert man Tee von Tatsienlu nach Litang, Patang, Cha-liao, Ch'angtu, Taofu, Luho, Kantse, Dergé, Chieh-ku, Lhasa usw. Umgekehrt wird von diesen Orten wieder Medizin und Tibetware nach Tatsienlu zurückbefördert. Man legt täglich nur 30-40 Meilen zurück. Trifft man auf einen bequemen Platz mit Wasser und Weide, dann rastet man, legt die Waren auf dem Gelände ab, kocht Tee und macht Essen, bindet Rinder und Pferde los und lässt sie von den Leuten bewachen. Sind gegen Abend die Tiere satt, so ruft und pfeift man zum Sammeln um die Nacht zu verbringen. Am folgenden Morgen lässt man die Tiere noch einmal zum Weiden frei. Erst wenn sie satt sind, bricht man auf. Darum ermüden die Tiere auch nicht, selbst wenn der Transport 10,000 Meilen weit geht. Eigentlich ist das nur eine andere Art des Nomadisierens.

Die Karawanenleute sind gewohnt, im Freien zu übernachten. Sie führen kein Zelt mit sich und können im tiefen Schnee liegen. Bilden sich in Bart und Haar auch Eisklumpen, so machen sie sich nichts daraus. Sehr oft wehen auf der Hochebene die Nordstürme, welche Schnee und Sand hochwirbeln. Daher stapeln unmittelbar vor dem Schlafen die Karawanenleute die Warenballen zu einer hohen Mauer auf, um sie abzuhalten. Auf diese Weise haben sie keine Beschwerden. Nur den Regen fürchten sie. Im Grenzland fällt die Regenzeit in den 5. und 6. Monat. In der Regenzeit aber ruht die Beschäftigung. Darum ist jenseits der Grenze der Winter die Blütezeit für den Güterverkehr. Im Sommer liegt er fast ganz still.

1) Im Text steht wu-la (烏拉). U-la ist kein Chinesisch. Es bedeutet hier einfach Waren, Warensendung. Dinge, die von der Regierung benötigt werden.

9. Die Dorfbewohner

Die Bauern von Kham heissen Chuang-fang-wa¹; d.h. sie haben Getreide zum Säen und Häuser zum Wohnen. Die Dörfer liegen alle im Gebiet der Flusstäler, unter 3400 m über dem Meeresspiegel. Das Klima ist so mild, dass man Getreide² anbauen kann. Leider gibt es zu wenig Flachland. Die abschüssigen Hänge sind mit Wäldern bedeckt. Die einigermaßen ebenen Flächen sind bereits alle gerodet. Die Siedlungen legt man am Rand des Ackerbaugebietes an. Die meisten fassen mehrere Familien oder mehrere 10 Familien zu einem Dorf zusammen, mit Burggruppen, sodass sie einen europäischen Eindruck machen.

Die Dörfler betreiben in der Hauptsache Ackerbau und Viehzucht als Nebengeschäft. Gelegentlich üben sie auch die Jagd und sammeln Heilpflanzen. Ihre Weideplätze liegen durchwegs zehn Meilen mehr oder weniger auswärts in den höheren Teilen der Flusstäler und auf hohen Bergtriften. Als Verwalter dafür bestimmen sie Familienmitglieder³. Von dort erhalten sie Milch, Butter, Wolle und Felle für den Familienverbrauch. In Wohnung, Nahrung und jeder materiellen Nutzniessung stehen sie besser als die Hirten. Gesellschaftsordnung, Sitten und Zeremonien sind ebenfalls mannigfaltiger. Die Hirten stehen eben den Khambewohnern der Urzeit noch nahe, wogegen die Dörfler die fortgeschritteneren von ihnen sind.

1) Chuang-fang (莊房): Getreide-Haus, Bauernsiedlung. — Chuang-fang steht im Gegensatz zu mu-ch'ang (Weide). — Chuang-fang bedeutet hier räumlich das Ackerbaugebiet samt der Siedlung; es bezeichnet aber auch zugleich den Ackerbau wirtschaftlich und sozial. — In der Übersetzung ist es durch Dorf, Siedlung, Ackerbau usw. wiedergegeben.

Wa sind die Bewohner irgend eines Ortes. Chuang-fang-wa sind demnach die Dorfbewohner im Gegensatz zu den Weidebewohnern; Ackerbauer im Gegensatz zu den Hirten. — Es wurde gewöhnlich mit Dorfbewohner oder Dörfler übersetzt, weil der Ausdruck Bauern irreführen könnte, da sie nicht nur Ackerbauern sind, sondern auch noch Viehzucht betreiben.

2) Getreide bedeutet hier soviel wie Weizen, Roggen, Gerste. Im Chinesischen steht mai-lei, d.h. Getreide das so aussieht wie Weizen. Es gehört z.B. nicht Mais dazu. Vgl. Kap. 44.

3) Im Chin. steht chia-jen (家人). Das kann Familienangehöriger und Diener bedeuten, also jemanden der zum Hausstand gehört.

10. Die Pacht-Hörigen

Besonders bemerkenswert ist in Kham die Einrichtung der Länderverteilung. Allerdings wird in jener Gegend das Land nicht in gleich-

mässig viele Teile aufgeteilt. Je eine Familie übernimmt je einen Teil zur Bearbeitung. Diese zählt als Einheit für die öffentlichen Lasten¹. Die Bebauer dieses Grundes gelten als eine Familie des lastenpflichtigen Volkes. Das nennt man *ch'ih-chuang-fang*². Der Sinn ist soviel wie: Vom Land des Kaisers leben und dem Kaiser dienen. Solches Land kann man nicht als Privateigentum des Volkes betrachten, sondern als Entgelt für die öffentlichen Lasten. Die Vollmacht betreffend die Schwere der Lasten ist in den Händen des Ortsobersten³. Genügen die Abgaben und Arbeiten einer Familie nicht, so kann er die Familie vertreiben und das Land andern zur Bebauung übergeben. Der Hörige aber kann das Land nicht unter seine Söhne verteilen. Gewöhnlich kann nur ein Sohn nachfolgen⁴. Alle übrigen Söhne müssen selbst für ihr Weiterkommen sorgen. Entweder werden sie Lama oder heiraten als Schwiegersöhne⁵ in andere Familien ein, oder sie kommen als Schwerarbeiter für ihren Lebensunterhalt⁶ auf oder dienen den Vorstehern als Knechte⁷ oder trachten, herrenlose Hörigengüter anderer Familien zu übernehmen. Stirbt der nachfolgende Hörigensohn, dann treten die andern Söhne der Reihe nach als vertretende Nachfolger ein⁸. Ist kein Sohn da, so muss die Tochter einen Schwiegersohn als Erben in die Familie hereinheiraten. Sind überhaupt keine Kinder da, dann wird vom Vorsteher (T'ou-jen) ein naher Verwandter⁹ als vertretender Hörigen-Pächter gesucht.

Das Hörigenleben ist nicht leicht. Sehr viele Fandse suchen sich mit allen Mitteln daran vorbeizudrücken und wollen keine Pacht übernehmen. Viele Eltern lassen ihre Lieblingssöhne Lama werden, weil sie nicht wünschen, dass sie die Hörigenpacht erben; denn die öffentlichen Lasten sind in Kham besonders schwer. Es kommt oft vor, dass der Gesamtertrag des Bodens den Forderungen des Ortsherrn nicht genügt, und dass eine Familie, selbst wenn sie das ganze Jahr hart arbeitet, dennoch erbärmlich hungert und friert. So sind z.B. beim Steuereintreiben jährlich als staatliche Abgaben nicht mehr als zwei *tou*¹⁰ fällig, manchmal sind es noch nicht zwei *sheng*. In Wirklichkeit aber muss jede Familie stets über fünf *sheng* oder sogar über ein *tan* abliefern. Neben diesen staatlichen Abgaben kommen noch Abgaben an den Obersten (T'ou-jen), Fürsten und an die Lamas, samt allen andern Abgaben, welche die Eintreiber über die festgesetzte Grenze hinaus für sich als Bereicherung ihrer Mittelsperson erpressen.

Die Getreideabgaben sind noch erträglich. Aber die öffentlichen Arbeiten sind das Schwerste. Bei Verkehr der Beamten, Bauunternehmungen der Fürsten, bei allem andern öffentlichen Transport und bei öffentlichen Bauten müssen die Steuerpflichtigen aufkommen für die notwendige Menschenkraft, das Material, die Werkzeuge und die Verpflegung, und zwar ohne Entgelt. Falls es doch welches gibt, wird es von den Vorstehern (T'ou-jen) unterschlagen. Manchmal findet sich für die öffentlichen Arbeiten ein Lohn, für die privaten aber gibt es nie ein Entgelt.

Lebensmittel und Material müssen von den Lastpflichtigen selber aufgebracht werden. Ruht einer zufällig bei der Arbeit, so wird er mit der Peitsche geschlagen. Einerlei ob die Feldarbeit still liegt oder drängt, sobald der Befehl kommt, sich zu stellen, wagt niemand zu widersprechen. Im Kriegsfall steigt das Elend ums Hundertfache. Darum haben entlang den Verkehrsstrassen in Nord- und Süd-Kham, an Orten mit viel Fronarbeit, wo zugleich das Land etwas hochgelegen ist und wegen des magern Bodens die Ernte nicht üppig gedeiht, die Hörigen meist ihren Beruf aufgegeben und sich weit fort geflüchtet, sodass niemand da ist, der das Land zur Bebauung übernimmt. Das ist der Grund, weshalb es in Kham soviel Brachland bei dünner Bevölkerung gibt.

1) Ch'ai-liang (差 粮). Ch'ai sind die öffentlichen Arbeiten, Arbeiten und Dienstleistungen an die Regierung, nicht an private Herren. Man könnte dafür auch unter Ausschluss dieser Privatdienste "Fron" sagen. — Liang sind ursprünglich Getreideabgaben, bedeutet aber jetzt jede Form von Abgaben oder Steuern. — Ch'ai-liang wurde mit "öffentliche Lasten" oder mit "Fron" und "Abgaben" (Steuern) oder mit "öffentliche Arbeiten und Abgaben" wiedergegeben. — Ch'ai-min: Volk, das lastenpflichtig ist.

2) Ch'ih-chuang-fang (吃 莊 房): vom Ackerbau leben. — Aus der Erklärung im folgenden geht hervor, dass es sich um eine Art der Hörigkeit verbunden mit Pacht handelt. Ch'ih-chuang-fang wurde darum mit hörig, pachthörig (-keit) übersetzt.

3) Im Chin. steht ti-fang t'ou-jen (地 方 頭 人): Der Oberste am Ort, der von der Regierung zum Steuereintreiben aufgestellt ist. Seine verwaltungsmässige Stellung ist nicht klar.

4) Dem Wortlaut nach ist es nicht der Erstgeborne, sondern irgend einer.

5) Ju-chuei (入 贅) = gleich dem modernen yang-lao nü-hsü (養 老 女 婿): in die Familie der Gattin einheiraten und diese unterhalten.

6) K'u-li = schwere Arbeit für andere verrichten (苦 力).

7) Nu-p'u (奴 僕) = Sklave-Diener. Ist dasselbe wie Knecht in Kap. 14. Eine Art milder Sklaverei.

8) Vgl. Anm. 4. Hier ist von einer Reihenfolge des Alters die Rede. Es scheint also Erstgeborenenrecht zu gelten.

9) Ch'in-tsu (親 族) = Verwandter aus der eigenen Familie (mütterlicher- oder väterlicherseits) und zwar der nächstmöglich (親) plus Verwandter gleichen Familiennamens (族), also nur väterlicherseits.

10) Ein tou hat 10 sheng, ein tan hat 10 tou. Das absolute Mass ist in einzelnen Gegenden Chinas sehr verschieden, zw. 15 und 50 Pfund für ein tou.

11. Die Stellung der Kaufleute

Die Kaufleute in Kham gehören zur vornehmen Schicht. Sie stehen unter den Häuptlingen und Lamas über dem Bauern- und Hirtenvolk. Die Kaufleute haben keine öffentlichen Arbeiten zu leisten und keine Steuern zu entrichten. Vor dem Wechsel der Regierungsform¹ hatten sie kein

Zollamt und keinen Binnenzoll. Wohin die Karawane kommt, weidet man beliebig die Tiere. — In der Fandsesprache heisst der Beamte *pen*. Der chinesische Beamte heisst *chia-pen*, der Fandsebeamte heisst *mi-pen*. Die Kaufleute heissen *ch'ung-pen*. *Ch'ung-pen* bedeutet soviel wie Handelsbeamter.

Die *ch'ung-pen* leiten die Finanz, verwalten den Handel, machen aber selbst keine unmittelbaren Geschäfte mit den Leuten. Die meisten sind Lamas oder Vorsteher (T'ou-jen)². Die mit dem Volk unmittelbar Handel treiben, heissen *pa-ch'ung*. Das ist gleichbedeutend mit Ortskaufmann. Ihre Stellung ist niedriger als die der *ch'ung-pen* und sie können wie das gewöhnliche Volk nur die gewöhnliche gesellschaftliche Achtung geniessen. Die meisten sind Knechte³.

Der Grund für die Hochachtung der Kaufleute von Tibet und Kham ist eng mit der Religion verknüpft. Da nämlich die Bonzen eine geniesende Schicht⁴ darstellen, die ihre täglichen Gebrauchsgegenstände nicht selber besorgen kann, sind sie auf die Kaufleute angewiesen. Bei der Verschönerung der Tempel sind sie auf Prunk bedacht, um so das Wohlgefallen des Volkes zu gewinnen. Infolgedessen benötigen sie Seide und dergleichen Waren, welche alle von auswärts über 1000 Meilen weit herbefördert werden müssen, sodass sie ebenfalls auf die Kaufleute angewiesen sind. Ebenso verhält es sich mit den Häuptlings- und Vorsteherfamilien bei der Schaustellung ihrer Würde. Aus diesem Grunde beauftragen alle Lamaklöster, Häuptlings- und Vorsteherfamilien die *ch'ung-pen* mit der Leitung des Warenverkehrs. Weil nun die Lamas und Vorsteher Handel treiben, ist auch die Stellung der Kaufleute so hoch. — Vor der Sung-Zeit galt im Handelsverkehr zwischen Chinesen und Fandse Hsining, Taochow, Liya und Atuntse als Grenze. Die Chinesen kamen nicht ins Fandsegebiet und die Fandse nicht ins-chinesische Gebiet. Erst nach der Unterwerfung des Westens in der Yüan-Zeit⁵ drangen die Shensihändler in Kham ein. Gegen Ende der Ch'ing-Zeit⁶, nachdem der Westen unterworfen war, zogen Szechwanhändler und Shensihändler in Kham ein, also erst nachdem sich die Militärmacht Chinas entfaltet hatte. Da die Fandse die Chinesen respektieren, achten sie auch die chinesischen Kaufleute. Khams und Tibets Kaufleute sind grossenteils Lamas, Vorsteher und Chinesen, und darin liegt ihre Hochachtung begründet.

1) D.h. ehe sie unter chinesische Verwaltung kamen und noch den einheimischen Fürsten (Häuptlingen) unterstanden.

2) T'ou-jen ist ein Fandse-Beamter unter dem Kreisbeamten. Etwa Vorsteher. Die Stellung ist nicht klar.

3) Cf. Kap. 14. Knecht, Sklave.

4) Wörtlich: *tso-shih* (坐食) = sitzen-essen, d.h. schmarotzen, leben ohne etwas zu tun für seinen Unterhalt; nicht produktiv sein.

5) i. 13. Jhdt.

6) i. 19. Jhdt.

12. *Bevorzugung von Ackerbau oder Viehzucht*

Die Vorfahren der Chinesen kannten nur den Ackerbau, nicht aber die Herdenviehzucht¹. Wenn sie auch Vieh² züchteten, um damit die Kühe zu versorgen, so hielten sie nur wenige Haustiere, welche ihnen Fleisch boten. Diese Eigenart hat sich durch 4000 Jahre fortgepflanzt, sodass im ganzen Verbreitungsgebiet der Chinesen überall Ackerbau zu finden ist, aber nirgends Weideland. Das hochgelegene, kühle und weite Kham ist dagegen ein ideales Weideland. Aber die sich dort ansiedelnden Chinesen treiben neben dem Handel Ackerbau und machen die engen Flusstäler urbar. Alles andere nicht anbaufähige Weideland lassen sie unbeachtet. Man kann also sagen, dass sie eine ausgesprochene Vorliebe für Ackerbau haben.

Die Kham-Fandse hingegen, denen in 1000 Jahren Erbe und Gewohnheit zu eigen wurde, dem Wasser und der Weide folgend ihr Zelt aufzuschlagen, haben ihre Freude am Wandern und Weiden und finden ihr Glück darin, mit Tälern ihre Pferde und Rinder zu messen. Zwar haben sie fruchtbares Land, aber auch das lassen sie unbeachtet liegen. Nur wenn infolge von Verkehrsschwierigkeiten nirgendwoher Getreide kommen kann, so muss notgedrungen ein Teil des niedern Volkes für den Ackerbau bestimmt werden. Betrachten wir den Umstand, dass sie ihr gutes Land zum grössten Teil brachliegen lassen, dass ihre Ackerbautätigkeit so stark begrenzt und ihre Fron so schwer ist, dass ferner die Kinder, um die Hörigenpacht zu vermeiden, gerne Bonzen werden, so begreift man ihre Geringschätzung des Ackerbaues. Was die Hirten betrifft, so sind sie sehr frei und ihre Fron ist leicht. Wanderhirtentum und Karawanenhandel stehen in engster Beziehung. Dass das Weidegebiet den Handel so hochschätzt hat seinen Grund auch in der Achtung vor dem Hirtentum. Aber nicht nur das. Selbst die Hörigenpächter müssen zugleich Vieh halten. Zur Zeit der Untätigkeit sind sie gezwungen, in der Steppe ihr Zelt aufzuschlagen und mit ihrer Familie umzuziehen, um dort zu hausen. Bei Hochzeiten, Besuchen, Glückwünschen, Beileidsbezeugungen muss man sich gegenseitig mit Rindern und Pferden beschenken, wie denn überhaupt bei allen Veranstaltungen, ernstesten und feierlichen Anlässen, jedermann den Geist des Hirtentums an den Tag legt, sodass man wirklich von einer Vorrangstellung des Hirtentums sprechen muss.

Aus diesen beiden Gründen entspricht die heutige Produktionsform Khams ungefähr auch der Aufteilung des Volkes. Ebenso verhält es sich mit Sprache und Kultur. Die Chinesen bewohnen die Flusstäler, treiben Ackerbau, sprechen Chinesisch, pflegen ihre chinesischen Sitten, haben Kirchen und Schulen und sind keine Lamaisten. Die echten Fandse bewohnen die Hochebene, treiben Herdenviehzucht, sprechen Tibetisch, pflegen ihre Fandsesitten, sind grossenteils Anhänger der roten Lama-sekte und haben weder Schulen noch Kirchen. Das fandse-chinesische

Mischvolk wohnt zwischen Hochland und Flusstälern, treibt Ackerbau und Viehzucht, versteht die Fansprache und Chinesisch und die meisten sind Anhänger der gelben Lamakirche. Wenn sie auch nach ihrer Fandseite leben, so stehen sie doch in freundschaftlichem Einvernehmen mit den chinesischen Beamten. Die meisten nennen sich gern Chinesen. Muss man sie auch als Fandse bezeichnen, so wollen sie selber doch gerne für sinisiert gelten. Sie bilden die mächtigste der unter chinesischer Verwaltung stehenden Gesellschaftsgruppen. Will man daher einen Ausgleich der Wirtschaft Khams herbeiführen, so muss man mit der blutmässigen Mischung beginnen. Und genau so muss man mit der blutmässigen Mischung anfangen, wenn man die chinesische Verwaltung fest begründen will.

1) Mu (牧): Hirtentum mit Viehzucht.

2) Hsi-sheng (犧牲): ursprüngl. Opfertier, nicht ein gewöhnliches Haustier. Es geht also aus der Bemerkung des Autors hervor, dass die chin. Viehzucht aus dem Kulttierhalten entstanden ist, welches allmählich profaniert wurde. — Heute gebraucht man den Ausdruck hsi-sheng nicht oft, und dann in doppeltem Sinne: Opfertier und Haustier.

13. *Fandse-Handwerker*

Das Metallhandwerk in Kham ist das Gewerbe der Gold- und Silberschmiede, die zugleich auch Eisen- und Kupferschmiede sind. Sie wohnen alle in Märkten, wo sie ihre Schmelzöfen herrichten. Worauf sie sich verstehen, ist die Anfertigung von Sachen wie Körperschmuck und Schwerter. Doch ist ihre Arbeit recht grob. Dieses Gewerbe ist allerdings in letzter Zeit von den Chinesen erdrückt worden, und es gibt nur noch wenige Fandse, die es ausüben. Die verschiedenen Arten von Kupferkesseln und Kupferschöpfern werden nur in geringem Masse von den Fandse selbst hergestellt. Die meisten werden aus Yünnan eingeführt. — Kupferne Buddhas und andere Kultgeräte weiss man auch in Dergé zu verfertigen, doch das meiste wird in Yünnan hergestellt.

• Was das Steinmetzhandwerk in Kham betrifft, so gibt es nur Leute, die Buddhabilder und Gebetstexte in Stein oder auf Felswände meisseln. Da die Khambewohner dieses Gewerbe verachten, werden sie ausgewiesen und können nicht in Familienhäusern¹ wohnen. Diejenigen, welche dieses Gewerbe betreiben, schichten für gewöhnlich in hohen, kalten und menschenleeren Schluchten rohe Steine aufeinander zu Höhlenwohnungen, worin sie zusammengekauert hausen. Sie meisseln auf Steinplatten und Steinstücke Gebetstexte, Buddhabilder und Zaubersprüche, welche sie an die Bewohner der Umgegend für Lebensmittel im Tauschhandel verkaufen. Auch wenn Dorfbewohner das Gelübde gemacht haben, Mani-Steine zu errichten, so dingen sie sie für Geld, damit sie ihnen die Steine bemeisseln.

Trotzdem achtet sie niemand. Als ich 1929 auf einer Reise nach Taofu in der Gegend von Tanipa übernachtete, erblickte ich weit vor mir am Bachesrand eine Reihe niedriger Behausungen, etwa über 10 an der Zahl. In der Meinung, es sei ein Dorf, ging ich näher heran, um sie besser zu betrachten. Aber es waren lauter solche Leute.

Ich sah einmal Fandse beim Einmeisseln von Gebeten² und Buddhabildern. Die Arbeit war vortrefflich. Ohne eine Vorzeichnung bemeißelten sie die Steine aus dem Kopf mit freier Hand. Ganz von selbst wird die Schriftreihe gerade und der Schriftzug so vollkommen wie in einem Gebetbuch der Fandse. Die Gebetstexte sind bei den Fandse hoch in Ehren. Es ist darum unerklärlich, warum sie die Steinmetzen so verachten. Ausser dem Meisseln von Gebetstexten und Buddhabildern verstehen sie sich auch auf das Bearbeiten von Mühlsteinen. Will man aber Steinbrücken bauen oder steinerne Stadtmauern oder Steingräber, oder Steinwalzen herstellen, so fehlen dafür sowohl die Leute wie die Steine. — Die Diamantschleiferei soll, wie ich hörte, in Dergé vertreten sein.

Wenn die Teepäcke nach Kham kommen, dann legen die Fandse Rinderhäute ins Wasser, um sie weich zu machen und packen sie in Ballen zusammen, worauf sie überall hin verschickt werden. Diejenigen, die dieses Geschäft betreiben heissen Chia-tso-wa. Auch dieses Gewerbe ist verachtet. Sehr viele Vertreter dieses Gewerbes wohnen in Kangting. Als beim Aufstand des Ch'en Pu-san (1915) der Schutzgouverneur Ch'ang I diese zur Miliz zusammenstellte, um gegen den Feind zu rücken, wusste man, dass ihre Zahl nicht klein war. Doch jenseits der Grenzen sind sie selten.

Die hier angeführten Gewerbe scheinen die einzigen alten in Kham zu sein. Die übrigen, wie Teppichweberei, Butterbereitung, Farbenherstellung usw. sind Nebenhandwerke der Ackerbauer und Hirten. Die neuen Handwerke, wie Schreinern, Ledergerben, Büchsenmachen usw. sind alle in Händen der Chinesen, und die Fandse haben sich nie damit befasst.

1) Chia-shih (家室) = Familienhaus. Hier ist der Sinn: Sie dürfen nicht mit andern Nichtsteinmetzen zusammenwohnen. Im folgenden ergibt sich, dass, wenn die ganze Familie Steinmetzen sind, sie in geschlossener Siedlung wohnen. Daneben gibt es die erwähnten Einzelgänger im Gebirge.

2) T'o-lo-ni (陀羅尼) ist nicht Chinesisch, bedeutet Bannspruch oder Zauberspruch.

14. *Die Knechte als ein besonderer Stand*

Die Knechte bilden in Kham einen eigenen Stand. Höhere Bonzen, einheimische Häuptlinge und vornehme Familien halten Knechte. Je höher ihre Stellung und je höher ihr Vermögen ist, umso mehr Knechte haben sie.

Die männlichen heissen *i-pu* (Knechte), die weiblichen *i-mu* (Mägde). Es hat die gleiche Bedeutung wie Sklave und Sklavin in Altchina. Die Grenzlandreisenden rufen sie alle mit dem Namen Hsiao-wa-tzu (Knecht). Ich folge hier der gewöhnlichen Bezeichnung. Aufgabe der Hsiao-wa-tzu ist es, die Herren beim Essen und im Familienleben zu bedienen, Botengänge zu machen und den Schutz zu übernehmen. Es gibt vornehme Familien, die sehr viele haben, bis über 100 Mann. Von diesen wählen sie die fleisigen, zuverlässigen und verdienten aus und beauftragen sie mit der Bestellung ihrer Äcker oder mit der Sorge für die Weiden. Diese Art Ländereien sind Privatbesitz der Herren, von denen die meisten keine Abgaben an die Verwaltung liefern. Ein bestimmtes Mass von Getreide, das abgeliefert werden muss, ist für jedes Stück Land festgesetzt; alles übrige gehört dem Knecht. So ähneln sie überaus den Pächtern in Innerchina oder den I-tsai der kaiserlichen Güter¹ des alten China. Zwischen denen, die die Weiden betreuen, und den Verwaltern der Landwirtschaft ist kaum ein Unterschied. Meist ist festgesetzt, wieviel Käse und Butter für jede Kuh abzuliefern ist. Der Zuwachs des Milchviehes durch Geburt oder die Abnahme durch Eingehen ist jährlich dem Herrn zur Kontrolle mitzuteilen. — Es gibt auch solche, welche die Tiere abgezählt den Knechten übergeben. Nach einigen Jahren fordern sie die gleiche Anzahl wieder zurück. Der Überschuss gehört dem Knecht, die Fehlenden muss er jedoch wieder ersetzen. Auch müssen sie jährlich einen der Stückzahl entsprechenden Ertrag einliefern. Dieses Verfahren heisst "nicht wachsen und nicht abnehmen".

Über die Heirat der Knechte bestimmt der Herr. Die Kinder sind ebenfalls wieder Knechte. Knechte, welche die Landwirtschaft oder die Weide besorgen, dürfen ihre Frauen mitnehmen. Man lässt sie auch einfach ihre Tätigkeit in der Erbfolge fortsetzen.

Es gibt auch besonders fähige Knechte mit grosser Geschicklichkeit und von grossem Ruf, sodass sie die Macht des Herrn niederhalten. Auch gibt es welche, die nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen mit der Witwe zusammenleben und Vermögen und Würde an sich reissen. Es finden sich auch Herren von stillem Charakter, die sehr dem Buddhadienst ergeben sind und sich nicht mit äussern Geschäften, wie verwaltungsgemäsem Steuereintreiben oder Streitsachen des Volkes abgeben wollen. Das alles überlassen sie ihnen zur Erledigung, sodass deren Vollmacht und Würde der des Herrn gleichkommt. Kurzum, der Knecht ist im Leben besser gestellt als der Mann aus dem gewöhnlichen Volke. Infolgedessen schliessen sich viele Bauern, die es zu keinem Vermögen bringen, als Knechte einer mächtigen Familie an.

1) T'ang-mu-i (湯沐邑) sind kaiserliche Güter. Wenn in der Chou- und Han-Zeit Gouverneure, Minister usw., die ein eigenes Gebiet zu verwalten hatten, beim Kaiser, fern ihrer Einnahmequelle, in der Hauptstadt weilten, musste irgend ein kaiserliches

Landgut für dessen Lebensunterhalt aufkommen. Das Land blieb aber kaiserlich. Der Fürst (Gouverneur etc.) war dann der i-tsai (邑宰).

15. Die Dirnen von Kham

In Kham gibt es zwar Dirnen, aber keine Prostituierten¹. Mädchen und Frauen tanzen zur Laute, belustigen die Gäste und geben sich preis; das sind die Dirnen. Die Mädchen und Frauen von Dergé sind immer den Kaufleuten zu willig und stellen sich ein zum Tanzen und Singen. Ruft man eine, so kommen 40-50, um Kopf und Füsse von den Gästen begutachten zu lassen. Dann umarmt man sich. Die Eltern hindern sie nicht daran, verlangen vielmehr einen hohen Preis. Das alles hat viel Ähnlichkeit mit Dirnenwesen. Es gibt auch Frauen und Mädchen, welche Wolle verkaufen. Tagsüber begeben sie sich ins Gastzimmer und drängen ihre Wolle auf, wobei sie den Gast reizen und animieren. Haben sie ihr Ziel erreicht, dann lassen sie ihre Schafwolle zurück und gehen. Am Abend kommen sie wieder und verlangen das Geld. Dann kann man zusammenschlafen. Sie gleichen hierin sehr den Blumenmädchen in Shanghai oder auch den Privatdirnen. Dies kommt daher, dass, infolge des Mangels an Männern in jener Gegend, die Frauen, auf ein männliches Wesen erpicht, diese Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit ausnützen; es ist aber keine Prostitution.

1) Gemeint ist hier die gewerbsmässige Prostitution. Es handelt sich um eine Art Gastprostitution.

16. Die Bettler von Kham

Wenn auch das Land von Kham weit, seine Bevölkerung nicht dicht und daher das Leben nicht schwer ist, so gibt es doch auch Bettler. Es sind aber nur sehr wenige. Diese Bettler nähen bunte Stofflappen zu Gebetsschirmen zusammen, die unseren Nan-san 南繖 im Innern sehr ähnlich sehen. Sie sind also recht klein. Wenn sie vor die Türe einer Familie kommen, dann hocken sie sich nieder, drehen mit der Linken den Gebetsschirm, schütteln mit der Rechten die Gebetsrassel und sagen mit dem Munde eine Gebetsmelodie her, worin sie der Familie Glück erbitten. Sobald sie eine Hand voll Tsamba erhalten haben gehen sie weiter. Die Fandse nennen sie "cho", und zwar heissen die männlichen "cho-pu" und die weiblichen "cho-ma". Das klingt ähnlich wie "ché-ma", der Name für Fee.

Auch unter den Chinesen, die auf der Weide ein schweifendes Leben führen, gibt es Bettler. Viele ziehen der grossen Nordstrasse entlang. Es sind alles Faulenzer. Die Fandse verabscheuen sie und nennen sie "chia-cho", was ähnlich klingt wie "chia-chu". Wenn darum die Fandse die Chinesen beschimpfen so sagen sie stets "chia-cho".

17. *Schlachten von Haustieren, Fischen, Jagen als eine gemeine Beschäftigung*

Der Buddhismus verbietet das Töten. Da nun die Khambewohner alle Anhänger Buddhas sind, so gilt bei ihnen schon das Töten eines Wurmes oder einer Ameise als Verbrechen. Infolgedessen wird ein Heiliger weder ein Haustier schlachten, noch Fische fangen, noch Wild jagen. Da aber ihr Land reich an Weiden ist und Fleisch die Hauptnahrung bildet, so muss es notwendigerweise auch Schlächter geben. Daher erklären ihnen die Lama folgendes: "Gross und klein, alles hat ein Leben. Rettet man aber durch Töten eines Lebewesens viele Lebewesen vor Hunger und Kälte, so kann das keine grosse Sünde sein. Darum ist das Schlachten eines Rindes eine kleinere Sünde als das Schlachten eines Schafes, das Schlachten eines Schafes eine kleinere als das Schlachten eines Huhnes, das Schlachten eines Huhnes eine kleinere als das Töten eines Fisches, das Töten eines Fisches eine kleinere als das Töten von Würmern und Ameisen". Es gibt daher unter den Khamleuten keine Fischer. Ein Huhn darf man nicht schlachten. Stirbt es an Altersschwäche, so wird es als Pferdefutter gekocht. Nur Rinder und Schafe werden zum Lebensunterhalt des Menschen geschlachtet. Doch wird sie nie ein gewöhnlicher Mann töten. Dafür gibt es eigene Schlächter, die das berufsmässig tun. Wenn der Metzger das Rind oder Schaf schlachtet, dann murmelt er, das Messer in der Hand, zum Rind oder Schaf gewandt ein Beschwörungsgebet, worin er es auffordert ins Paradies einzugehen. Dann erst tötet er es. Sind sie auch gute Menschen, so verachten die Khamleute sie dennoch und halten ihr Gewerbe noch für gemeiner als das der Dirnen und Bettler.

Erst recht darf ein Lama weder fischen noch jagen. Sind auch die Berge Khams voller Wild und wimmeln auch die Flüsse von Fischen, so wird sie doch keiner fangen. Daher fürchten sich weder die Vögel in den Bergen, noch das Wild auf den Steppen vor dem Anblick der Menschen. Nur wegen des hohen Wertes der Geweihsprossen von Hirschen und des Moschus von Moschustieren finden sich gemeine Leute, welche sie jagen; doch ziehen sich diese Menschen eine gesellschaftliche Verachtung zu, die noch unter die der Rinderschlächter sinkt. — Heutzutage lieben viele chinesische und europäische Einwanderer Khams das Fischen und Jagen. Die Lama verabscheuen das, können es aber nicht hindern. Oft bezeichnen sie einen Ort als einen heiligen Berg oder ein heiliges Wasser, um damit den Leuten das Jagen zu untersagen oder es doch wenigstens einzuschränken.

18. *Die Räuberei, ein Heldenhandwerk*

Bevor der Buddhismus in Kham Eingang fand, galt der Raubmord als ein Heldenhandwerk. Selbst bis heute gibt es Gebiete, wo diese Gewohnheit sich noch hält. In Sanyen, Hsiangcheng, Chantui,

Olo usw. ziehen alle kräftigen Männer hinaus auf Raub; und dann machen sie ihren geniesserischen Raubmord noch zum Gegenstand von Prahlereien bei den Nachbarn. Die Nachbarn halten das nicht für eine Schandtät, sondern sie rühmen noch ihren Mut. Wenn sie später auf eine Gelegenheit zum Raubmord stossen, dann machen sie solche zu Anführern, um so ihren Ehrgeiz anzuspornen. In der Fansprache heisst der Raubmörder "*chia-pa*". Jedoch in den Gebieten, wo der Buddhismus tiefer gedrungen ist, weiss man um das Verbot von Raubmord. Doch ist das Verbot von Raubmord nicht so streng wie das Verbot des Diebstahls; auch eine sonderbare Sitte.

DIE WÖHNUNG

19. *Der Wohnungstyp der Fandse*

Da es in Kham viele wilde Tiere und Räuber gibt, müssen die Fandse in hohen Burgen¹ wohnen. Die Chinesen nennen diese "Barbarenburgen." Sie sind viereckig, mit mehrere Ellen dicken Wänden aus Lehm oder rohen, geschichteten Steinen, gewöhnlich 5-6 *chang* hoch (10-15 m), und mit 3, 4, 5 Stockwerken. In jedem Stock sind mehrere Fenster. Von aussen sehen sie aus wie europäische Häuser. Das ganze Haus (Hof) hat nur eine Tür. Draussen vor der Tür befindet sich gewöhnlich eine niedrige Mauer oder ein Holzzaun als Schutz. Das unterste Stockwerk ist der Raum innerhalb der Tür. Es ist der Ruheplatz für Rinder, Pferde und Kleinvieh. Hier wohnen keine Menschen, auch mistet man nicht aus. Mist, restliches Heu und verdorbene Spreu, alles sammelt sich zu einer dicken Schicht an. Geht man hier hindurch, so ist es als schreite man über alte Watte. Von hier steigt man auf einer Holzstiege zum 2. Stock, dem Herdraum. Er dient auch als Schlafraum. Kleider und alles, was man täglich fürs Essen benötigt, wird in diesem Stock aufbewahrt. Von hier steigt man weiter auf einer Holzstiege in den dritten Stock. Gewöhnlich ist das die Gebetshalle. Es ist der würdigste, sauberste und schönste Raum einer Fandse-Familie. Wer kein chinesischer Beamter oder kein Lama ist, darf nicht in diesem Raum wohnen. Von hier geht es noch einen Stock höher, nämlich aufs Hausdach. Durchweg ist seitlich eine kleine Hütte aufgeschlagen, worin man Heu und Stroh aufstapelt, Hühner und Hunde hält. In den vier Ecken des Daches richtet man eine Holzstange auf, woran eine Gebetsfahne hängt, zu welcher die Fanfamilie den Jahreszeiten entsprechend als dem Familiengott betet².

Das obige gilt für die Behausung der Fandse des Mittelstandes. Was aber die Burg eines Häuptlings und eines Anführers betrifft, so nennt man sie "Verwaltungsburg". Sie umfasst meist mehrere Barbarenburgen. Der Umfang des eingenommenen Gebietes, die Zahl der Häuser und ihre Höhe, übertreffen die gewöhnlichen Burgen um ein 4-5 faches. Die Ver-

wendung der einzelnen Räume ist von der der obigen verschieden. Die meisten Häuser liegen dicht innerhalb der hohen Mauer als ein Häuserkranz. Es sind die Schutzräume der Knechte. — Die Burgen der Armen haben nicht das Stockwerk mit dem Gebetsraum.

1) 高 礪 kao-tiao.

2) Diese Darstellung beschreibt nur das Schema eines Fandsehauses. Im allgemeinen halten sich die Häuser an diesen Typ, jedoch gibt es viele Spielarten.

20. *Das Bauverfahren beim Fandsehaus*

Baut man in Kham ein Haus, mag es auch 7 Stockwerke hoch sein und 100 Räume umfassen, so braucht sich der Zimmermann nicht mit einem Plan abzuquälen. Von unten beginnend baut er einen Raum über den andern, vergrössert oder verkleinert sie nach seinem Gutdünken, ohne feste Abgrenzung (Masse), so wie wenn die Kinder mit einem Holzbaukasten spielen. Das Bauverfahren beim einzelnen Raum ist dem Bau eines Speichers in Innerchina ähnlich: das grosse Holz errichtet man zu einem Gerüst und das kleinere Holz reiht man zu einer Wand aneinander. Nachdem man anderes Holz zu einem Dach darüber zusammengefügt hat, baut man den nächst höheren Raum in gleicher Weise. Doch stehen die höheren Holzsäulen nicht senkrecht über den untern. Wieviel Räume man auch nebeneinander abteilen oder wieviel Stockwerke man auch übereinander bauen mag, alles geschieht nach gleichem Verfahren. Darum fallen sie auch bei einer kleinen Erschütterung zusammen. Aus diesem Grunde sind auch 1919 beim Erdbeben in Luhuo alle Amts- und Privathäuser im Kreise vollständig eingestürzt. Was aber die festen Häuser der Verwaltungsburgen betrifft, so baut man nur aussen, um das Haus herum, eine dicke Lehm- oder Steinmauer als Schutz. Diese starke, nicht wankende Mauer gebraucht man als Stütze für den Holzbau, sodass dieser sich lange hält.

Das Holz jenes Graslandes ist gerade und mächtig und die Räume der Fandse sind alle niedrig. Darum sind die Säulen kurz und dick. Sie stehen wie Sockel auf dem Boden, sodass sie sich nicht leicht neigen. Wird eine trotzdem schief und fällt sie um, so baut man sie ab und errichtet sie neu, ohne dass man dazu einen andern Raum anzurühren braucht. In unsern Augen scheint jenes Bauverfahren recht schwerfällig. Die Fandse aber halten es für das geschickteste.

Das ganze Dach besteht aus Holzlatten oder Reisig, welches kreuz und quer über die aneinandergereihten Sparren gelegt wird. Darüber breitet man mit Sand vermischten Lehm und plättet ihn mit der Hand. Man kann darauf Stroh schneiden und Weizen trocknen. Es dient auch zum Spaziergehen und zum Auslug in die Ferne. Der Familiengeist ist eine Stange,¹ woran ein Stück Tuch mit Gebetstexten hängt, Gebetswimpel

genannt. Diese Stange steht auf dem höchsten Punkt des Daches, wo man jeden Morgen Zweige vom Lebensbaum² verbrennt und betet. Bei den Zimmerböden wird nach dem obigen Verfahren Erde aufgeschüttet und glatt geschlagen. Wohlhabende Familien legen der Sauberkeit halber noch eine Schicht Dielen darüber. Familien des Mittelstandes gebrauchen nur eine dünne Lehmschicht, sodass sie im Stockwerk wie auf ebener Erde wohnen. Daher braucht man auch keine Feuerbecken, wenn man zum Schutz gegen Kälte Reisig verbrennt. Ich habe gehört, wie in der schon gebauten Verwaltungsburg zu Luhuo eines Jahres Regierungstruppen einquartiert waren. Da sie wegen der dünnen Kleidung Angst vor der Kälte hatten, brannten sie Tag und Nacht Reisig im Raum. Die Hitze ging allmählich durch die Erdschicht bis hinab auf die Reisiglage, ohne dass die Soldaten es merkten. Hierdurch entstand ein Brand, der die ganze Burg einäscherte.

1) Der Autor schreibt nicht, der Familiengott wohne in der Stange, sondern identifiziert ihn mit der Stange. Vielleicht ist das nicht so genau gemeint.

2) Das Wort "Lebensbaum" in der Übersetzung immer botanisch gemeint, nie im Sinne eines schamanistischen Lebensbaumes.

21. *Die Einbaumleiter*

Die Treppe worauf die Fandse zu den Stockwerken hochsteigen ist aus einem Stück. Allgemein heisst sie Barbarenstiege. Sie ist aus einer ganzen Holzsäule herausgehauen. Bei den Fandse gibt es viele grosse Stämme. Davon bringen sie einen pfeilgeraden, 2 Ellen starken, nach Hause, schlagen die beiden Enden ab, sodass nur das Mittelstück übrig bleibt, behauen eine Seite zu einer ebenen Fläche und hauen in die entgegengesetzte Seite sägenartig Zähne hinein, jeden etwa im Abstand von einer Elle. Beim Gebrauch legt man den obern Teil mit der flachen Seite auf den Stockwerksrand und den untern lässt man auf die Erde, sodass die Tritte nach aussen schauen. Dann umklammert der Fandse mit den Händen den rückwärtigen Rand und mit den Füßen in die offenen Tritte tretend steigt er behende auf und nieder, ohne die geringste Schwierigkeit. Wenn aber ein Chinese sich zum ersten Mal darin versucht, dann ist es ihm, als ginge er auf einer dünnen Decke über einen Abgrund, und er fürchtet, er könne ausrutschen und hinfallen.

Der Regel der Weide entsprechend haben nur die Wohnungen der Beamten, z.B. Häuptlingsburgen, Yamen, Militärstationen usw. chinesische Treppen (gewöhnliche Holztreppe). Hat einer nicht die Beamtenwürde, und sei er wohlhabend wie ein Prinz, so darf er nicht ohne weiters eine solche benutzen; ähnlich war es ja auch in der Ch'in-Zeit mit den gelben und grünen Ziegeln, mit den roten Doppelpforten und den Schildkröten als Gedenksteinsockel. Wer unter den Fandse reich ist, aber keine Beamtenwürde hat, kann nur an der glatten rechten Seite sich eine Holz-

leiste vorbehalten, damit die Leute beim Auf- und Niedersteigen sich leichter daran festhalten können. Nur die Chinesen, ob sie Beamte sind oder nicht, können alle die chinesische Treppe anlegen. In den letzten Jahren, wo die Gesetze jenseits der Grenze schwinden, gebrauchen auch die Fandse in den Städten und grossen Orten gegen die Regel die chinesische Treppe. Nur auf dem Land und in abgelegenen Orten hält man sich noch an die alte Bestimmung.

22. *Das Steinfügen, eine besondere Kunst*

Die verschiedenen Handwerkskünste der Kham-Fandse sind nicht beachtlich. Doch in der Arbeit des Fügens von unbehauenen Steinen sind sie überaus geschickt. Ein Fandsehof ist mehrere *chang* (= 3 m) hoch mit festen Mauern von mehreren Ellen Dicke. Neun von zehn sind aus rohen Steinen geschichtet. (Wo keine Steine sind, baut man mit Lehm). Die unbehauenen Steine sind rohe Stücke von Felsklüften an den Bergeshängen, gross, klein, rund, kantig, ohne feste Form. Es gibt eigene Fandse als Steinsetz-Spezialisten. Sie gebrauchen weder Beil noch Meissel, weder Hammer noch Bohrer. Mit ihren zwei Händen und einem Korb sammeln sie die rohen Steine an einem Ort, setzen sie beliebig aufeinander, gross, klein, lang, kurz, alle kommen an ihren richtigen Platz. Die Spalten werden mit Lehmbrei verschmiert, allzu grosse Löcher mit kleineren Steinen verstopft. Ohne Messschnur vermögen sie eine Rundung zu ziehen wie ein Kreis, eine Ecke wie ein Winkelmesser, eine Gerade wie ein Pfeil, senkrecht bis auf den Boden, nicht im geringsten schief und nicht bucklig. Zudem verstehen sie sich aufs Verzieren mit allerhand Mustern. Z.B. setzen sie in eine Wand aus schwarzbraunem Stein einen Kreis aus schneeweissem Quarz, oder sie lassen auf einer flachen Wand einen Kranz etwas hervorspringen, usw. Die Granitstücke sind alle rund oder eiförmig. Auch mit diesen vermag man einen Festungsturm von mehreren *yen* Höhe zu bauen. Sogar die europäische Backsteinmauererei kommt nicht an diese Fertigkeit heran.

Eine solche hohe Mauer aus rohen Steinen ist von langer Lebensdauer ohne zu zerfallen. An Orten, die Kriege haben über sich ergehen lassen, finden sich ausgebrannte Barbarenburgen ohne einen Zoll von einer Dachlatte. Aber die Mauern ragen noch hoch empor und stehen nicht schief. Sogar Bäume von einer Spanne Dicke wachsen aus den Fugen ohne dass die Mauern einstürzen.

In der Südstrasse von Linkia, Kreis Tanpa, sah ich einen Turm für Wachtposten. Das Fundament mass etwa ein *chang* im Geviert. Nach oben verjüngte es sich. An der höchsten Stelle hatte er etwa 4 Ellen im Geviert. Durch den Innenraum konnte ein Fansoldat mit dem Gewehr auf- und absteigen. Im ganzen hatte er 18 Stockwerke, von denen jedes etwa über 1 *chang* hoch war und vier Fenster hatte. Dieser Turm war ebenfalls aus unbehauenen Steinen gebaut. Nach den Fandse steht er

schon über 100 Jahre und ist trotz wiederholter Erdbeben nicht zusammengefallen. Nur eine Ecke wurde voriges Jahr bei dem grossen Erdbeben von Tanpa hoch oben beschädigt. Wirklich eine seltene Fertigkeit.

Die Erbauer solcher Wände kommen zum grössten Teil aus Mao-chou. Der Arbeitslohn für das Aufrichten beträgt für jedes Quadrat-chang vier Unzen Silber.

1) 8 oder 7 Ellen = 1 yen.

23. *Achteckige Türme*

Im allgemeinen haben die Fandse keine Städte, aber viele Türme. Die stärksten Türme sind achtkantig, genau so als hätte man zwei viereckige Säulen zusammengestellt¹. Auch sie sind aus unbehauenen Steinen aufgesetzt. Man nennt sie gewöhnlich Achtkantturm. Die Strasse von Kangting nach Yakiang ist gerade wegen dieser Achtkanttürme berühmt. Auf dem gegenüberliegenden Flussufer bei Kiulung befinden sich ebenfalls zwei. Sie sind alle von dem früheren Häuptling Ming-cheng zum Schutz gegen Räuber aus dem Süden und Westen gebaut. Hohe senkrechte Bauten fallen um so schwerer ein, je mehr Kanten sie haben. Sind diese Achtkanttürme auch aus unbehauenen Steinen gefügt, so reicht ihr Lebensalter doch über 1000 Jahre hinaus. Die besten Bauten in Kham sind zu diesen Stücken zu rechnen.

1) Offenbar über Kant.

24. *Die Städte von Kham und Tibet*

Man sagt allgemein: Vordertibet hat 31 Städte, Hintertibet hat 17 Städte. In der Tat sind es aber keine Städte, sondern mehrere Burghöfe schliessen sich zu einem Markt zusammen. Diese Märkte haben zudem weder Wälle noch Mauern, auch keine Strassen, Wege, Seitenstrassen und Gassen. Jede Burg ist der Bodenbeschaffenheit entsprechend frei und unregelmässig hingesezt. Beim Kampf verlässt man sich zum Schutz auf diese Burgen; diese sind sicherer und fester als die Stadtmauern. Da die Chinesen keinen entsprechenden Namen haben, nennen sie sie einfach Städte.

Allerdings die grossen Lamaserien sind alle von einer festen Mauer umgeben. Wenn sie auch wie Städte aussehen, so finden sich innerhalb der Mauern ausser dem Buddhatempel nur Bonzenwohnungen, doch keine weltlichen Häuser, sodass man sie wohl als Tempelanlagen, aber nicht als Städte bezeichnen kann.

Die eigentlichen Städte Khams sind fast alle von Chinesen erbaut. Viele sind dort, wo in der Ch'ing-Zeit Schutztruppen hinbeordert wurden

und Handelsplätze aufblühten. Sie sind alle niedrig und klein. Entweder haben sie Mauern aus geschichteten Rohsteinen oder aus gestampfter Erde oder sie bestehen einfach in einer Verbindung zwischen den einzelnen Fandse-Burgen¹.

1) Die jetzt folgenden Beispiele sind, weil belanglos, nicht übersetzt.

25. *Die Verwendung des Daches*

Die Fandsehöfe, gross oder klein, schön oder nicht, alle haben sie ein besonders glattes Dach mit festgestampfter Erde wie ein Tennisplatz. Deshalb nennen die Chinesen sie auch Flachhäuser. Das Dach dieser Flachhäuser ist so recht als Dreschtenne geeignet. Bei der Weizenernte stapeln die Bauern den Weizen hier auf, mit den Ähren nach aussen eine Wand oder einen Rundwall bildend, damit sie im Winde trocknen. Im Spätherbst, wenn die Ruhezeit für die Bauern kommt, nehmen sie ihn herunter, breiten ihn flach aus und dreschen die Körner aus, indem sie die Ähren zerschlagen. Das Korn bringen sie in grosse Behälter. Es braucht nicht noch einmal zu trocknen. Die Ähren und die Spreu werden wieder in einem Haufen aufs Dach gesetzt als Futter für die Tiere im Winter. Die nordchinesischen Bauern müssen in der Erntezeit für diese Arbeit eine eigene Tenne herrichten. Die Fandse gebrauchen dafür das Hausdach, wirklich eine gute Verwendung des Daches.

Das Dach ist auch ein schöner Ort zum Spazierengehen und Auslugen in die Ferne; denn es ist höher als alles andere und ist glatt und sauber, sodass es zum Sitzen und Liegen dienen kann. Wenn ich im Grenzland bei einer Familie Rast machte, so musste ich immer aufs Dach steigen, um einen Plan von der Umgebung zu machen. Manchesmal, an Sommerabenden, wenn die Sonne sank und ein leichter Wind sich erhob, schlenderte ich, die Hände auf dem Rücken, oben umher und schaute hinab, wie die Leute heimkehrten und Pferde und Kühe einhertrotteten. Dann fühlte ich meinen Leib erfrischt und meinen Sinn gehoben, als müsste ich wie eine Wolke davonschweben.

Die meisten Hühner halten die Fandse auf dem Dach, wo diese die Spreu als Nest für die Eier benutzen. Auch bindet man meist die Hunde auf dem Dache an. Weil die Häuser der Fandse alle aus festen Wänden bestehen und nur eine Tür zum Ein- und Ausgehen ist, nachts aber die Haustür verriegelt ist, so kann kein Dieb herein. Er kann nur einen langen Haken am Fenster einsetzen und daran hinaufsteigen. Bindet man nun den Hund auf dem Dache an, so kann er nach allen vier Richtungen spähen. Kein Dieb kann eindringen, da der Hund sofort laut anschlagen würde.

Das Dach wird auf folgende Weise gebaut. Auf die Balken legt man Holzscheite, auf die Holzscheite legt man dünne Zweige, auf die

dünnen Zweige stampft man gelbe Erde. Im Grenzland fällt die Regenzeit in den Sommeranfang und die Schneezeit in den Winter. In dieser Regen- oder Schneezeit kann das Dach leicht Schaden nehmen, sodass es Wasser durchlässt. Darum müssen die Fandse anfangs Herbst, wenn die Landarbeit ruht, einmal das Dach ausbessern, die Löcher auffüllen und die Erhebungen einstampfen, damit sich kein Wasser ansammelt und kein Gras wächst.

26. *Das Yamen von Kantsel*

27. *Das Amtsgebäude von Kungsa und Chuwo*

28. *Das Yamen von Chanhua*

Diese drei Kapitel sind nicht übersetzt, weil sie ethnographisch belanglos sind.

29. *Der Abort der Fandse*

In Kham gebraucht man keinen Mist und keine Jauche als Dung, sondern wirft alles auf den Boden und lässt es zerfallen und vergehen. Die gewöhnlichen Leute haben keinen Abort. Sie verrichten ihr Bedürfnis im Freien oder im Kuh- oder Schafstall. Der Kuh- oder Schafstall ist im untersten Stock des Hauses, wo man beim Ein- und Ausgehen hindurch muss. Darum gibt es niemand, der in einem Fandse-Haus übernachtet und sich beim Eintreten nicht die Nase zuhält.

Ich bringe hier zur Belustigung ein Stück meines Tagebuches: "In China gilt das Schwein als das Haustier welches am meisten den Boden beschmutzt. Viele Leute lassen es daher nicht aus dem Pferch, und können sich nicht vorstellen, dass Leute von Litang und Hokou sich des Schweines als eines Mittels der Reinlichkeit bedienen. Die Schweine dieser Gegend haben schwarzbraune Borsten, nicht sehr verschieden von denen der Wildschweine. Sie fressen von Natur aus gerne Kot. Ihr Geruchsinn ist sehr entwickelt. Sobald sie nur Kot wittern stürmen sie herbei und zanken sich um den Frass. Selbst mit Schlägen sind sie nicht zu vertreiben. Schweine, Rinder, Schafe werden zusammen im untersten Stock des Barbarenhauses gehalten, sodass man keinen eigenen Abort herichtet. Männer und Frauen gehen zum Bedürfnis durcheinander zwischen die Kühe und Schafe. Kaum ist der Kot an der Erde, so macht sich das Schwein darüber her. Sooft ich auf dem Wege von Litang nach Kangting vor dem Schlafengehen abseits gehen wollte, sagten alle Gastherrn, sie hätten keinen Abort und wiesen mich in den Stall. Das tat ich aber nicht, sondern ging nachts stets an den Bergeshang. Heute übernachtete ich beim Vorsteher Tung-o-lo. Dieser Vorsteher war ehemals das Oberhaupt von Mu-ya-hsiang und hatte grosse Macht; auch war sein Haus sehr schön gebaut. Ich dachte, er hätte einen Abort. Aber vor dem Schlafengehen musste ich ebenfalls zwischen Kühen und Schafen mein

Geschäft verrichten. Wegen des aussergewöhnlich starken Windes konnte man nicht vor die Tür, sodass es am besten war, auf ihn zu hören. Ich stieg also den Stock hinab und liess mich neben einem Scheiterhaufen auf einem verhältnismässig trockenen Platz nieder. Im Nu waren 5-6 Schweine aus dem Dunkel hervorgebrochen und stürzten sich um die Wette heran. Ich erwischte in der Eile ein Holzscheit und schlug nach allen Seiten um mich, um mich mit Treffern zu schützen. Mit Not erledigte ich mein Geschäft und erhob mich. Da stürzten sie sich um die Wette um meine Füsse herum. Ich sprang auf die Seite und sah, wie sie sich um die Beute rissen. — Der Herr Kommissar Tung machte damals auch zum ersten Male mit dieser Geschichte Bekanntschaft. Er wich rückwärtsstrebend den Schweinen aus und kam just unter eine Säule, wobei gerade jemand von oben das Schweinefutter heruntergoss und ihn vollständig mit der schmutzigen Brühe durchnässte."

Die Amtswohnungen allerdings haben Aborte. An der hohen Wand springt ein kleiner Erker hervor, worin gerade ein Mann Platz hat. Im Boden ist eine Lücke als Loch gelassen, das sich etwa 6-9 m über der Erde befindet. Der Kot braucht mehrere Sekunden bis er auf der Erde ankommt. Man findet hier nicht nur keine Kothaufen, sondern bemerkt auch keinen Gestank. Es gibt keinen hygienischeren Abort als diesen.

30. *Blockhäuser (Bretterhäuser)*

Die Bewohner in den Waldtälern zwischen Kham und Szetchwan bauen grossenteils Blockhäuser. Das Gefüge von Säulen und Balken ist sehr un schön, ähnlich wie in China bei den Strohhütten. Doch deckt man sie nicht mit Stroh, sondern mit Schindeln. Was die Schindeln betrifft, so schneidet man 5 Ellen lange Tannenklötze, schält sie ab und spaltet sie mit einem langen Messer in Richtung der Faserung zu dünnen Brettchen. Diese Brettchen haben mit ihren reihweisen Kanten und Vertiefungen natürliche Rillen. Deckt man daher mit ihnen das Dach so fliesst das Wasser ab ohne durchzurinnen. Läuft Regenwasser neben dem Schindelrand in das Zimmer, so braucht man nur mit dem Finger der Faserung folgend in derselben Richtung zu streichen und das Wasser läuft dem Brett entlang ohne etwas nass zu machen. Weil sie die Ziegel ersetzen nennt man sie auch Ziegel-Bretter (= Schindeln) 瓦板.

Dieses Blockhaus eignet sich vor allem für regenreiche Gegenden. Es scheint, dass die Chinesen die Lehrmeister waren, da bis heute das Gewerbe des Holzspaltens immer noch besonders den Chinesen eigen ist.

31. *Sitz- und Schlafeinrichtung der Fandse*

Die Fandse haben nichts derartiges wie Tische oder Stühle. Sie sitzen immer mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Wohlhabende legen noch einen Teppich unter. Ganz Reiche stellen noch ein niedriges

Tischchen vor sich hin, das zum Abstellen von Teeschalen und Speisen dient. Häuptling, Beamte und die Grosslamas bekommen ein Sitzpodium hingestellt, das einem Holzschrank ähnlich sieht und worauf man ein Filzkissen legt. Je höher er sitzt um so höher ist seine Würde. Nur im chinesischen Wohngebiet hat man Tische und Stühle.

Die Fandse brauchen beim Schlafen weder ein Bett noch eine Lagerstatt. Sie legen eine lange Unterlage auf den Boden und strecken sich darauf hin. Nur die Frauen aus dem Adel können ein Bett benutzen. Ihr Bett hat aber keine Beine. Es ist nur ein langer, viereckiger Holzkasten an Länge und Breite ähnlich dem chinesischen Bett. Der Kastenboden kommt unmittelbar auf die Erde. Die vier Seitenbretter sind eine Elle hoch. Innen legt man eine Filzdecke aus Schafhaar hinein. Als Decke beim Schlafen benutzt man das tagsüber getragene Schaffellkleid. Es können auch mehrere Frauen darin zusammenschlafen. Dann nähren sie auch ihre Kinder darin. Ich habe das einmal in der Familie des Vorstehers von Shang-chan beobachtet.

32. *Lampen und Kerzen*

Die Fandse haben keine Kerzen. Die Lampe heisst *p'ai-pi*. Sie besteht gewöhnlich aus einer runden Schale, die mit einem langen Schaft als Fuss verbunden ist. Die Reichen stellen sie aus Kupfer her, die Armen aus Lehm. In der Mitte der Schale ist ein Loch, wohinein man mehrere Schafwolldochte steckt, dann giesst man Butter hinein und zündet sie an. Die Geisterlampe ist genau so.

Im südlichen Waldgebiet von Kham gibt es eine Öltanne die sehr harzhaltig ist. Die Fandse spalten sie in Späne und zünden sie als Kerzenersatz an. Der Name heisst *sung-kuang*. Ist das Licht auch stark, so entwickeln sie doch dicken Rauch. Auch die Chinesen gebrauchen sie viel. Ich habe sie einmal in Wo-lung-shih gesehen. Hsü Hsia-k'o hat in seinem "Yünnan-Reisetagebuch" ebenfalls diesen Gegenstand hervorgehoben. Wahrscheinlich sind diese Kerzen im Grenzgebiet von Yünnan sehr im Gebrauch ohne über ganz Kham verbreitet zu sein.

33. *Das Rinderhaarzelt*

Das von den Rinderhirten bewohnte Zelt ist aus Rinderhaaren, von einem Gewebe so dick wie ein Silberstück. Es kann einen starken Regen aushalten ohne Wasser durchzulassen und dicken Schnee ohne zu reissen. Gewöhnlich hat es eine ovale Form wie ein umgestülpter Korb und ist ungefähr 2 *chang* im Geviert. Man richtet es mit zwei 1 *chang* langen Stangen auf. Dann bindet man mehrere Rinderhaarstricke rings auf dem Zeltdach fest, zieht sie nach allen Richtungen auseinander und keilt sie in den Boden. So spannt sich das Zelt wie ein kleines Haus. Hängen Stricke locker durch, so spannt man sie aussen wieder, indem man Stangen unter-

setzt, sodass sie sehr stramm sind. Auf einer Seite lässt man zum Ein- und Ausgehen eine Tür. In der Mitte errichtet man einen Herd. Um den Ofen schlafen die Leute. Etwas weiter entfernt legt man die Geräte zusammen. Im abgelegensten Teil bindet man Kälber und Jungvieh an. Zieht die Rinderherde weiter, so bricht man das Zelt ab, rollt es zusammen und packt es den Rindern auf, welche es dann zu einem günstigeren Wasser- und Weideplatz transportieren. Hat man dann nicht weit vom Wasser einen etwas ebenen Boden gefunden, so schlägt man es wieder neu auf zur Wohnung. Auf dem Herd brennt den ganzen Tag Feuer. Das Zeltdach hat einen langen Spalt, welcher den Herdrauch durchlässt. Aussen befindet sich ein Lederstück, um den Spalt zu verdecken. In später Nacht, wenn das Feuer erloschen ist, zieht man es über die Spaltöffnung, damit es Reif und Tau abhalte. Die Tür hat ebenfalls einen Schutzvorhang, der stets aus Rinderhaar verfertigt ist. Darum ist es im Zelt genau so warm wie in einem Zimmer, mag es auch tief im Schnee stehen.

Die gewöhnlichen Rinderhaarzelte können nicht sehr hoch sein, denn die das Zelt tragenden beiden Stangen stammen nicht von der Weide und sind nicht leicht zu beschaffen. Wenn ferner die Stangen zu lang sind, so sind sie beim Wandern nicht leicht zu befördern. Was die Häuptlings- oder Vorsteherzelte betrifft, so benutzt man Stangen aus mehreren Stücken, die mit Eisenhülsen zusammengeschachtelt werden und so als eine hohe Stange das Zelt tragen. Darum kann dieses besonders geräumig sein, sodass in einem Zelt 100 Mann sitzen können. Für die Knechte und die Küche schlägt man neben dem Hauptzelt je ein eigenes Zelt auf. Nimmt man die Zelte der Untergebenen hinzu, die sich eins neben dem andern über mehrere Meilen hinziehen, so entsteht eine zeitweilige Siedlung (Dorf).

34. *Ein Grosszelt, das auf 30 Rindern befördert wird*

Herr Kao aus Chanhua erzählt: Das Zelt des Häuptlings der wilden Fandse von Olo umfasst mehrere zehn Räume: Amtsraum, Empfangsraum, Schlafräum, Gebetsraum, Kuhstall, Pferdestall, Raum der Wachsoldaten, Wohnraum der Knechte, Küche, Abort, alles ist vorhanden. Es ist aus Rinderhaartuch zusammengenäht, aus 100 und mehreren 10 Bahnen. Auf jeder derselben sind Eisenringe und Eisenhaken angebracht zum leichten Zusammensetzen und Zerlegen. Beim Aufstellen kann man sie beliebig zusammenfügen. Nur ein mehrstöckiges Haus lässt sich nicht damit bauen. Die ganze Zeltbahn, die Eisenringe, die Eisenstäbe, alles zusammen benötigt 30 Rinder zum Transport. — Das alles habe ich nicht selbst gesehen. Nach meiner Ansicht übertreibt und entstellt Herr Kao, sooft er über die Sitten des Grenzlandes spricht. Wahrscheinlich sind es keine 30 Rinder beim Transport. Man kann wohl nur annehmen, dass das Zelt sehr gross ist; denn diese Häuptlinge sind überaus reich und sinnen sehr auf grossen Prunk und die Befriedigung ihrer Wünsche. Aber sie finden

in dem materiellen Kulturstand ihre Grenzen. Um den Prunk und Luxus ganz auszukosten haben sie daher nur diese eine Möglichkeit.

35. *Durcheinander im Zelt*¹

Bei den Hirten dient ein Zelt als gemeinsamer Schlafraum für Vater, Sohn, Schwiegervater und Schwiegertochter, ohne Unterschied, sodass es oft zur Blutschande kommt. Nach den Sitten der Hirtenfandse ist das nichts besonderes. Die ganze Familie kann mit den erwachsenen Mädchen verkehren, nur der Vater verkehrt nicht mit der Tochter und die Mutter nicht mit dem Sohn. Erinnern wir uns, dass die Mandschuren, die ja auch ein Volk von zeltbewohnenden Hirtennomaden waren, dieselbe Sitte hatten. Auch nachdem sie schon in China eingewandert waren, schliefen Schwiegervater und Schwiegertochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, immer noch auf einem Kang. Als sie später chinesische Sitten angenommen hatten, betrachteten sie diese Tatsache als sehr beschämend und suchten sie geheimzuhalten. Wenn einer im 1. Jahre der Republik in Peking sich vertat und einem mit Rumpelzelt (*hun-chang*)¹ beschimpfte, so wurde er geschlagen und verachtet. Wenn einer heute die Weidefandse mit Blutschänder beschimpft, dann wird der Weidefandse das nicht übelnehmen. Die Hirtenmoral betrachtet das nicht als ungehörig.

1) 混帳: gewöhnlich wird für das Schimpfwort nicht das Zeichen 帳 (= Zelt) gebraucht sondern 賬 (= Rechnung, Schulden): also *hun-chang* 混賬.

36. *Die Hirten-Wöchnerin*

Die Weidefandse sind von sehr kräftiger Körperbeschaffenheit, genau wie die Hunde und Pferde. Bei den Chinesen muss die Wöchnerin Wind, Regen und kaltes Wasser meiden. Die Weidefandse haben weder Schüssel noch Zuber. Nach der Geburt nimmt die Frau das Kind selber und geht zu einem nahen Bach um es zu waschen. Das Kind wird nicht krank davon. Wird ein Kind dennoch krank, dann reibt man den ganzen Körper mit Kuhmist ein und wärmt es am Feuer. So wird es von selbst gesund. Man legt das Kind nackt auf den Boden und hat weder Wiege noch Wickel. Im Zelt gibt es kein Nachtgeschirr. Zu jedem kleinen oder grossen Bedürfnis muss man hinausgehen. So muss die Wöchnerin im ersten Monat stets hinein in Wind, Regen, Schnee und Tau ohne dabei Schaden zu nehmen.

37. *Kuhmist als Brennstoff*

Der hochgelegenste Teil von Kham ist ein weites Grasland und vielerorts ohne Holzpflanzen. Nur an wenigen Plätzen wächst etwa eine Elle hohes Gestrüpp wie kleiner Wachholder, Pflaumen, Tannen und Ölholz.

Die Weidefan haben also kein Brennholz zum Feuern. Sie brennen nur Kuhmist. Wegen der Trockenheit jener Gegend ist der Kuhmist schon in einem Tag nachdem er von der Kuh kommt trocken und ist in drei Tagen schon vollständig durchgetrocknet. Da er sehr wenig Bazillen hat, die ihn zersetzen, so stinkt er auch nicht. Jedesmal beim Umzug schickt man, nachdem das Zelt aufgeschlagen ist, Frauen und Knechte mit dem Korb in die Umgegend zum Mistsammeln. Auch an gewöhnlichen Tagen sammeln sie nach dem Hüten den Mist. Jede Familie legt einen grossen Misthaufen an mit einem Gefühl von Wohlhabenheit, Stolz und Zufriedenheit.

Die Städte Kantse, Litang usw. haben keine Wälder in der Umgebung und ermangeln deshalb des Brennholzes. Stadtbewohner und Pächter der Umgegend brennen daher ebenfalls Kuhmist. Gewöhnlich nimmt man den aufgehäuften Mist, vermischt ihn mit Wasser und Weizenspreu und formt damit runde Kuchen, die man an die Wand klebt. Nach dem Trocknen nimmt man sie ab und benutzt sie als Heizmaterial; also nicht wie die Weidefan, welche die Kuhfladen unmittelbar in den Ofen werfen. Wenn sie am 15. des 7. Monats im Freien Opfer darbringen, dann verbrennen sie ebenfalls Mist mit Tsamba an Stelle von Papiergeld, *ch'u-po* 楮帛.

38. *Der Blasebalg*

Die Fandse haben nur eine Maschine, das ist der Blasebalg. Die Fan nennen ihn *k'o-mo*. Bei der Herstellung nimmt man ein ganzes (unversehrtes) Schaffell, zieht das Halsstück über einen Blechzylinder, bindet die vier Beine stramm zu, dass keine Luft entweichen kann, und aus dem Schwanzteil schneidet man ein grosses rundes Loch heraus. Während des Gebrauchs steckt man die Öffnung des Blechrohres in den Ofen und mit beiden Händen packt man das runde Loch, zieht es auseinander und drückt es zusammen. Dadurch geht die Luft aus dem Sack durch das Blechrohr in den Ofen. Die Blechrohröffnung hat etwa 4-5 Zoll im Durchmesser. Wenn der Wind in den Ofen geblasen wird, dann gibt es einen Ton wie das Knurren eines wilden Tieres. Ist das Brennmaterial auch noch so nass, so gibt es doch ein sprühendes Feuer. Dieses Verfahren ähnelt dem des europäischen Handblasebalges. Die Fandse sind sehr geschickt im Gebrauch dieses Gegenstandes. Wenn wir auch das Prinzip verstehen, so bringen wir keinen Wind zustande, wollten wir ihn zum Luftblasen benutzen. Erst nach tagelanger Übung gelingt es, ein wenig Wind in den Ofen zu blasen.

39. *Naturziegel und Steine*

Kham ist in seinen höchsten Gebieten sehr flach. Es findet sich dort kein Zoll Holz, kein Zoll Stein. Soweit das Auge reicht, ist alles fruchtbares Land, von mehreren zehn Ellen Tiefe, dicht überzogen mit

wildem Kraut, das zur *sha-ts'ao*-Familie¹ gehört, von etwa einen Zoll langen Blättern, die sich aufteilend über den Boden hinkriechen. Die blass-schwarze Wurzel ist ebenfalls etwa einen Zoll lang. Wirr verschlingen sie sich gegenseitig im Boden und verbinden sich mit dem Humus, sodass eine feste und elastische Erdschicht von ungefähr einen Zoll Stärke und gleichmässiger Dicke entsteht. Die Fandse stecken mit dem Spaten von der Oberfläche senkrecht nach unten und schneiden beliebig viereckige Stücke heraus, so rechte natürliche Erdziegel. Man kann sie hinwerfen und darauf schlagen, ohne dass sie springen oder zerbröckeln. Die Eingebornen gebrauchen sie um Häuserwände damit zu bauen oder statt mit Ziegeln das Dach damit zu decken. Das Kraut überdauert Kälte und Trockenheit und hält lange ohne zu sterben. Wenn man daraus Steine oder Ziegel macht, dann halten sie sich lange ohne zu zerfallen. In Litang und Taining, wo es keine Steine gibt, werden sie besonders viel gebraucht. Wirklich ein besonderes Meisterstück des Schöpfers.

1) 莎草.

40. Die Bauten der Hirten

Die Hirten, welche dem Wasser und der Weide folgend ihre Zelte aufschlagen und wohnen, regellos wandern oder verbleiben, sind auf keine festen Bauten angewiesen. Das einzige was sie sich errichten ist ein Herd und eine niedrige Mauer. Der Herd der Hirten wird mitten im Zelt errichtet. Steine und Lehm mauert man zu einem Ofen. Er hat drei miteinander verbundene Löcher worin Kuhmist verbrannt wird, sodass man drei Kessel zu gleicher Zeit heizen kann. Um das Zelt führt man mit Stein- stücken oder Grasziegeln eine niedrige Mauer auf, damit der kalte Wind nicht unter dem Zeltrand hereinbläst. Bei der Wanderung reisst man Herd und Mauer nicht ab, sondern lässt sie als eine Spur zurück. Kommt man später zurück, dann erkennt man seinen alten Platz wieder und lässt sich dort nieder. Unter den Winterstationen gibt es welche, die besondern Stämmen vorbehalten sind. Andere dürfen sie nicht beziehen. Die Mauern erhöhen sich so jedes Jahr, soweit es die Steinbrocken gestatten.

Wenn ich durch das Weideland reiste, dann fand ich es immer am besten, den Orten zu folgen, wo bereits ein Zelt aufgeschlagen war, und dort zu rasten. Das hat vier Vorteile. Erstens findet sich eine Mauer, die den Wind abhält. Zweitens ist ein fertiger Ofen da zum Teekochen. Drittens ist noch Mist zurückgelassen, sodass man kein Feuerholz zu suchen braucht. Viertens kann man in der Nähe sauberes Wasser holen und gute Weide für die Tiere finden.

Auf Weideplätzen, die keine Steine, kein Holz und keine Grasziegel haben, baut man auch Hütten und niedrige Mauern aus Rinderhörnern. Im Bauen mit diesen Rinderhörnern sind die Leute überaus geschickt. Sie

benötigen dazu weder Messer noch Beil, sondern bauen indem sie verschieden grosse Hörner miteinander verhaken. Ich habe Aufnahmen von solchen Hütten gesehen. In Wirklichkeit ist mir eine derartige Hütte noch nicht unter die Augen gekommen.

41. *Die Zelte der Ausflügler*

Khamsitten zufolge ist das Zelten und Schweifen in den Bergen ein Vergnügen. Alljährlich im Spätherbst schlagen die einzelnen Familien zusammen in der Steppe ihr Zelt auf, nehmen Proviant mit, schlafen darin, vergnügen und erholen sich. Man nennt das "pa-hui". Mit grosser Begeisterung kommen die Vornehmen und die reichen Kaufleute hinaus, laden ihre besten Freunde und Lustpersonen, schlagen ihr Zelt in Hainen am Bache auf, halten Gelage ab. Dieses Fest nennt man Fest des Weidenhaines. (In Kham gibt es jedoch keine eigentlichen Weiden, sondern man nennt allgemein die Weisspappelnhaine auch Weidenhaine). Beim pa-hui oder dem Weidenhainfest sind die meisten Zelte aus weissem Tuch mit blauer Verbrämung. Sie sind, trotzdem sie aus Rinderhaar verfertigt sind, doch fein und schön. In den Zelten der Lamas und Häuptlinge können über 100 Personen sitzen. Die Stangen, die das Zelt tragen, sind verziert mit Schnitzwerken von Drachenbildern, welche mit Blattgold überzogen sind. Diese Zelte können jedoch weder Regen noch Wind, weder Schnee noch Hagel aushalten. Sie sind nur zum Prunken. Das Zelt heisst im Tibetischen je, Zelte aus Tuch heissen ku-je, Zelte aus Rinderhaar heissen pa-je.

42. *Die Nacht im Schnee.* — *Dieses Kapitel ist nicht übersetzt, weil ethnographisch belanglos. Es spricht nur vom Abgehärtetsein der Fandse, welche trotz Eisklumpen im Bart Arm in Arm auf dem Boden hockend im Schnee schlafen ohne den geringsten Schaden zu nehmen.*

NAHRUNG

43. *Vier Speisesorten und ein Gewürz*

Tsamba, Rindfleisch, Butter, Tee sind die vier wichtigsten Nahrungsmittel der Fandse. Salz ist das einzige Gewürz. Wie es scheint, kannten die alten Fandse nur diese fünf Speisen¹. Später vermehrte man sie. Heutzutage haben die Fandse im ganzen nicht mehr als 10 bis 20 Arten von Speisen. Soweit ich unterrichtet bin sind es die folgenden:

1. Getreide-Nahrung:

a. *Tsamba.* Gerste wird zuerst geröstet und dann gemahlen. Man giesst Tee oder Wasser hinzu, knetet kleine Klümpchen und isst sie. Tsamba ist ein Fandsewort. Die Chinesen sagen dafür auch *ch'ao-mien*, geröstetes Mehl.

b. Weizenbrötchen. Roher Weizen wird gemahlen und mit Kleie zu kleinen Brötchen geformt, die in einem Topf gebacken werden. Sie sind die beste Speise der Fandse. Man macht sie stets zum Geschenk. In der Fansprache heissen sie *chiao-leng*. Die Chinesen nennen sie Mehl-Kleien-Brot.

c. *P'a-ku*. Es sind Mehl-Kleien-Brötchen mit Rindfleisch gefüllt. Sie heissen auch *chu-lo-k'o*. Unten werden sie noch eigens erwähnt (Kap. 59).

d. Ölgebäck. Weizenmehlteig wird in Stränge gedreht und in Butter gebacken. In der Fandsesprache sagt man *cho-chi* dafür. Sie dienen bei hohen Gästen und feierlichen Zusammenkünften als Backwerk. Sie gleichen in etwa den chinesischen *ma-hua*, Ölgebäck in Flechtenform.

2. Milchprodukte:

a. Butter². Es ist das von der Milch gewonnene Fett und entspricht der Butter bei den europäischen Nahrungsmitteln. In der Fansprache heisst sie *ma*. Die Herstellung wird noch eigens behandelt.

b. Trockenquark. Die Milch, die bei der Butterbereitung übrig geblieben ist³, giesst man in einen Kessel und kocht sie so lange, bis das Eiweiss zu Klumpen gerinnt. Dann lässt man es in der Sonne trocknen. In der Fansprache sagt man *ch'ü-jê* dafür⁴. Es ist ein wichtiges Nahrungsmittel der Hirten. Man verkauft davon auch in die Städte.

c. Sauermilch. Nach der Gärung hat die Milch einen säuerlichen Geschmack, ist erfrischend und durststillend. In der Fansprache heisst sie *ho*. Das beste Ausgangsprodukt ist jenes, welches nicht entfettet ist. Sie schmeckt süßlich. Diejenige, die nach der Entrahmung hergestellt wird, ist sauer und kühlend, aber ein wenig wertvolles Produkt.

3. Fleischsorten:

a. Rohfleisch. In Kham ist es kalt und trocken. Rohes Fleisch verdirbt nicht. Hat es mehrere Tage gehangen, so ist es trocken wie Wachs. Die Fandse schneiden sich mit dem Messer davon ab und essen es roh. Mit Rind- und Schaffleisch machen sie es immer so. In der Fansprache heisst Fleisch *ha*. Rindfleisch heisst *lang-ha*, Schaffleisch heisst *lu-ha*. (Yack, Gelbrind, Ziege, Wollschaf usw. haben eigene Namen, die hier nicht angeführt werden). Schweinefleisch heisst *p'a-ha*. Viele Fandse essen kein Schweinefleisch.

b. Fleischmehl. Herstellung des Fleischmehls: In sehr kalten Gegenden oder zur kältesten Jahreszeit schneidet man Rind- und Schaffleisch in lange Streifen und hängt es in den Wind. Nach einigen Tagen ist es trocken, spröde und locker, sodaß man es zu Mehl zerreiben kann. Es wird gleichfalls roh gegessen.

c. Fleischbrühe. Fleisch wird in Stücke geschnitten, in einen Topf geworfen und halb gar gekocht. Dann wird alles genossen. Im Tibetischen heisst das *ha-k'u*.

4. Tee:

a. Butter-Tee. Nachdem der Tee heiss gekocht ist, gibt man Speisesalz hinein, mischt Butter dazu bis er zu einer milchweissen Brühe geworden ist. Dies ist das wichtigste Nahrungsmittel der Fandse. Er heisst *chu-chia*. In der Fansprache heisst Tee *chia* und mischen heisst *chu*.

b. Salz-Tee. Es ist Tee, in den man Salz aber keine Butter gibt. Er heisst *chia-la*. Er ist das gewöhnlichste Getränk des gewöhnlichen Volkes. Wegen seines salzigen Geschmackes habe ich ihn Salz-Tee genannt.

c. Reiner Tee. Es ist Tee ohne Salz und ohne Butter, der besonders bei Bewirtung von chinesischen Gästen verwandt wird. Er heisst *ch'ing-chia*. Der Name ist offensichtlich chinesisch, aber die Fandse gebrauchen ihn viel.

Ausser diesen Lebensmitteln werden andere wie Obst, Gemüse, Zuckerwaren usw. von auswärts durch Händler eingeführt. Sie sind also nichts Einheimisches und die Fandse sind nicht an solche Speisen gewöhnt. Nur ganz reiche Familien, die schon sinisiert sind, machen bisweilen Gebrauch davon.

1) Es mutet befremdlich an, Tee und Salz als Nahrungsmittel bezeichnet zu finden. Tatsächlich ist der Fandsetee, wenn mit Butter zubereitet, sehr nahrhaft.

2) *Su-yu* 酥油 bedeutet das Fett in der Milch, den Rahm und auch die Butter. In der Umgangssprache wird das Wort nicht in diesem Sinne gebraucht.

3) Es ist nicht Buttermilch in unserem Sinne, da die Fandse das Abrahmen nicht kennen und daher die Butter nicht aus dem Rahm, sondern aus der ganzen Milch gewinnen.

4) *Ch'ü-jê* ist offenbar die Vorlage für das europäische Wort *ttschürra*, Trockenquark.

44. *Ch'ing-k'o* 青稞 und das chinesische *lai* 來.

Die Gerste für die Tsambabereitung nennen die Chinesen *ch'ing-k'o* 青稞. Die Fandse sagen dafür *lai* 來. In den *Chou-shih* 周詩 steht: "Gib mir *lai* 來 und *mou* 牟". Cheng K'ang-ch'eng 鄭康成 erklärt *lai* als Weizen und *mou* als Gerste, *ta-mai* 大麥. Nach meiner Auffassung ist es nicht sicher, dass K'ang-ch'eng, ein Mann aus der Spät-Han-Zeit, da er einen Dialekt erklärt, der bereits 1000 Jahre zurückliegt, sich nicht geirrt hat. Das chinesische Zeichen *mai* 麥 gehört zur *lai* 來-Wurzel. Daraus ist ersichtlich, dass die Alten die Ausgangssorte für die *mai* 麥-Arten mit *lai* 來 bezeichneten. Gerste und Weizen sind nun zweierlei.

Die Gerste kann Kälte aushalten. Der Weizen verträgt keine strenge Kälte. Die Chinesen sind nun aber aus einem kalten Gebiet, nämlich vom K'un-lun, nach Lung-hsi eingewandert und haben in der Folge sich über ganz Mittel-China verbreitet. Die ursprüngliche *mai* 麥-Sorte, die sie mitbrachten, mußte daher zur Gerste gehören, und war wohl kein Weizen. Ich glaube daher, daß man das Zeichen *lai* 來 nicht als Weizen erklären kann. Erklärt man es als Gerste, so stimmt es mit dem Tibetischen überein. Die Tibeter kommen ja ebenfalls vom K'un-lun.

Sie stammen nämlich von den Ch'iang ab, die Ch'iang stammen aus San-Wei. San-Wei aber ist K'un-lun. Da sie also mit den Urchinesen aus der gleichen Heimat stammen, so mussten auch ursprünglich die Namen übereinstimmen. Aber nicht nur das. In den verhältnismässig kalten Ackerbaugebieten Europas, wo kaum Weizen gedeiht, baut man in grossem Umfang eine Art dunkles *mai* 黑麥 an, das mit unserm *ch'ing-k'o* 青稞 viel Ähnlichkeit hat. Die Europäer nennen es ebenfalls *lai* 來, rye (engl.). Dieses dunkle *mai* 麥 gehört mit dem *ch'ing-k'o* zum *ta-mai* 大麥¹. So scheint es, dass die Urackerbauern alle das *ta-mai* 大麥 (Gerste) als *lai* 來 bezeichneten. Wie sollte es in China anders sein! Aus diesem Grunde halte ich dafür, dass das alte *lai* 來 - Zeichen mit *ta-mai* 大麥 (Gerste)¹ zu erklären ist.

1) Bei den Chinesen wird heute Gerste und Roggen, die sie selber wenig anbauen, im Sprachgebrauch nicht unterschieden. Wenn daher der Verfasser Gerste mit Roggen gleichsetzt, dann soll das eben nur besagen, daß es sich nicht um Weizen handelt, sondern um *ta-mai*, was heute sowohl für Gerste wie für Roggen gebraucht wird.

45. Die Wassermühle

Da in Kham allorts stark strömende Gewässer und Wasserfälle sind, lässt sich die Wasserkraft sehr leicht ausnützen. So finden sich in jedem Dorf mehrere Wassermühlen zum Tsamba-Mahlen. Die Anlage ist ungefähr die gleiche wie in Innerchina. Nur ist in China der obere Mühlstein fest aufgehängt und der untere dreht sich, wogegen man in Kham den unteren Mühlstein fest auf dem Boden eines Stockwerkes anbringt. In der Mitte macht man ein Loch, wodurch man eine lange Stange steckt, die unten mit einem Rad verbunden ist und oben in den oberen Mühlstein hineingreift, sodass sie den obern Stein in Bewegung setzt. Ein Blick auf dieses Verfahren, und man weiss, dass es von Chinesen stammt. Ich glaube zudem, dass die Wassermühle in Kham schon eingeführt sein musste, bevor die Wassermühle in China verbessert wurde; denn bei der ursprünglichen Mühle drehte sich nur der obere Mühlstein.

Der chinesischen Altertumsforschung zufolge nannte man die Mühle *ch'i* 磑, gesprochen wie 豈. Im *Chêng-tzu-tung* 正字通 heisst es: "Ch'i 磑 ist eine Maschine zum Zerkleinern von Sachen. Das *ch'i* 磑

ist von Kung Shu-pan 公輸班 erfunden. Wang Jung 王戎 aus der Chindynastie erfand die Wassermühle; heute sagt man allgemein *mo* 磨. In der T'ang-Zeit, im ersten Jahre der Jung Huei-Periode 永徽 des Kaisers Kao-tung 高宗, sandten die T'u-fan Minister zum Tributentrachten. Dabei erbaten sie sich Maulbeersamen, Handwerker für Weinbereitung, für Walzenhandmühlen, für Mühlen, für Papier und Tusche, dem man auch entsprach. Damit begann die Einführung der Mühle nach Kham. Die Wassermühlen in Kham sind sicher in der T'ang-Zeit eingeführt worden. Heute noch nennen die Leute dort die Mühle *ch'i* 豈.

46. Der Grenzland-Tee

Die Fandse trinken für ihr Leben gern Tee. Einerlei ob arm oder reich, vornehm oder niedrig, Bonzen oder Laien, beim Essen müssen sie ihren Tee brauen. Ihr Tee wächst in Ya-an in der Szechwan-Provinz, in Hsing-ching 榮經, T'ien-ch'üan 天全 und anderen Kreisen. Der Teestrauch wächst in steinigem Berggelände. Dreimal im Jahre erntet man die Blätter; das erste Mal die Knospenspitzen, das beste Produkt; das zweite Mal die zarten Blätter als zweitrangiges Produkt; zuletzt erntet man die alten Blätter von den Zweigen und die beim Beschneiden abfallenden weichen Schösslinge als das schlechteste Produkt. Nachdem sie von den Bauern selbst auf der Darre getrocknet sind, werden sie an die grossen Teekaufhäuser geliefert. Die Teehäuser sammeln die verschiedenen Teeblätter, dämpfen sie in Holzbottichen und pressen sie zu viereckigen Ziegeln, die eigens nach Kham-Tibet verkauft werden. Die Verkäufer nennen ihn Grenzlandtee. Die Gebildeten nennen ihn Ziegeltee und die Ungebildeten nennen ihn Barbarentee. Es gibt auch solche, welche die Knospenspitzen und die zarten Blätter zum Vorregentee und zum Haarspizentee usw. verarbeiten. Derjenige, der nach China geliefert wird, ist alles lockerer Tee.

Im allgemeinen vertreiben die Teeverkäufer von Hsing-ching die 1. und 2. Sorte, die Händler von T'ien-ch'üan die schlechte Sorte, die im Altertum Rabentee genannt wurde. In Ya-chou werden alle Sorten hergestellt. Sie haben viele Namen. Die beste Sorte heisst *mao-tzu* (Haartee), dann kommt der *ya-tzu* (Knospentee); diese beiden werden vor allem an den Adel in Kham und Tibet geliefert. Dann folgt der *chin-chien* (Goldspizentee), welcher an die grossen Klöster und Häuptlingsfamilien in Kham und Tibet abgesetzt wird. Dann folgt der *chin-ch'ang* (Silbertee), der wenig Blätter, viele Stengel hat und an das gewöhnliche Volk von Kham und Tibet vertrieben wird.

In der Umgangssprache nennt man einen Ziegel Tee ein *tseng* (Stück). Je vier *tseng* legt man zusammen in einen langen dünnwandigen Korb, der aus groben Bambusfasern geflochten ist. Das ist ein *pao* (Pack). Je vier *pao* bilden ein *yin* (Einheit). Im 1. Jahre der Republik gingen

von Tatsienlu 140,000 *yin* über die Grenze. In den blühendsten Jahren waren es 180,000, und jetzt (1934) sind es 100,000 *yin*.

Der Grenzlandtee ist so schlecht, dass man es kaum beschreiben kann. Die geringste Sorte wird stets mit *ch'i-mu* 檣木-Blättern und Bambuszweigen gemischt, hat überhaupt keinen guten Geschmack, ist bitter und herb wie Tabak, einfach ein *tan-ming*-Absud (1). Die Fandse aber schätzen und lieben ihn überaus, sodass sie auch nicht das kleinste Teilchen wegwerfen. Beim Essen nehmen sie eine Handvoll Tee, werfen ihn in den Topf, kochen ihn immer wieder bis das Wasser zu einer dicken Brühe wird und der Teesaft ganz ausgezogen ist. Dann gibt man Salz hinein und trinkt ihn, oder mischt Tsamba dazu.

Über die Gründe, weswegen die Fandse so gern Tee trinken, bringt das *Hsü Wen-hsien t'ung-k'ao* aus der Ch'ing-Zeit folgende Erklärung: "In der T'ang-Zeit tauschten die Huei-ho beim Tributzahlen Pferde gegen Tee ein. Die Vorliebe der Nordwestler für Tee ist schon uralt. Die Nordwestler genossen gern Milch und Käse. Milch und Käse aber sind schwer verdaulich. Tee aber geht leicht weiter und vermag sie somit wegzuschwemmen. In der Zeit der Drei Dynastien gebrauchte man ihn nicht, wohl aber in der T'ang-Zeit. Nicht in China allein fand er Verwendung, sondern auch im Ausland. In der Sung-Zeit stellte man einen eigenen Pferde-Tee-Minister² auf."

1) Ein Absud aus vielen Kräutern, Medizin. Neuerdings auch für Tannin gebraucht.

2) Weil der Austauschhandel solche Ausmasse angenommen hatte, musste ein eigener Minister für die Verwaltung bestimmt werden, 茶馬司 *ch'a-ma szu*.

47. *Ch'a, chia, t'u* 茶, 檣, 茶.

Die Fandsesprache nennt den Tee *chia*. Dieses *chia* hat denselben Laut wie das Chinesische 檣". — Der Verfasser ergeht sich nun in philologischen Erörterungen, worin er dartut, dass im Altertum in China der Tee *t'u, chia* und schliesslich *ch'a* (茶, 檣, 茶) genannt wurde und dabei immer ein und dieselbe Pflanze gemeint war. Uns interessiert nun das Ergebnis: Zur Zeit als die Fandse den Tee von China einführten, wurde er auf dem Markt mit *chia* bezeichnet. Das war in der Wei- und Chin-Dynastie. Auch bereitete man im Altertum den Tee nicht immer so wie heute. Die Stelle sei wörtlich angeführt.: — Die Herstellung, Trinkweise des Tees war bei den Alten von der heutigen verschieden. Im *Kuang-ya* (廣雅) heisst es "Zwischen Ching-chou und Pa-chou sammelt man Blätter und macht Kuchen daraus. Wenn die Blätter alt sind, dann legt man sie in einen Reisabsud. Wenn man den Tee zum Trinken kocht, so röstet man ihn am Feuer bis er rot wird, zerschlägt ihn in Stücke, gibt

ihn in ein Porzellangefäß und giesst heisses Wasser hinein. Dann nimmt man Lauch, Apfelsinen und Ingwer und mischt es hinzu. Beim Trinken neutralisiert er Alkohol. Er hindert beim Einschlafen." — Das zeigt, dass man den Tee zu Kuchen formte. Beim Trinken gab man Gewürz dazu, was mit dem heutigen Teetrinken in Tibet und Kham viel Ähnlichkeit aufweist.

48. *Eine neue Erklärung für den Namen Chih-na 支那 (China)*

Im Tibetischen heisst der Tee *chia*, die Chinesen heissen *Chia-mi*, *mi* ist Mensch. China heisst *Chia-la*; *la* ist Land. Die tibetische Sprache und Schrift hat sich in der T'angzeit ausgebildet. Die Einfuhr des Tees fällt ebenfalls in die T'angzeit. Die Tibeter haben den Tee für ihr Leben gern. Von den ausländischen Waren kennen sie fast nur den Tee. Da der Tee ein besonderes Erzeugnis darstellt, so vertritt der Tee bei den Tibetern die Chinesen und China, so wie bei den Europäern Porzellan. China und bei den Chinesen Buddhismus Indien vertritt. Der Grund dafür, dass die Schreibweise des einen *chia* (Tee) von der des andern *chia* (China) verschieden ist, liegt darin, dass das Tibetische eine Buchstabensprache ist und dass man später, weil es zwei verschiedene Dinge ausdrückte, auch die Schreibweise änderte.

Die Tibeter nannten China schon früh, seit der T'ang-Zeit, *Chia-la*. Das damalige Reich der T'ufan erstreckte sich im Westen bis Ts'ung-ling, sodass es mit den Arabern zusammenstiess. Die Araber nannten unter dem tibetischen Spracheinfluss China ebenfalls *Chia-la*. Ferner überlieferten sie diesen Namen nach Europa. Bei diesem ununterbrochenen Wandern änderte sich der Laut fälschlich zu China, Chine. Die Japaner gaben den europäischen Namen wieder mit *Chih-na*. Die Chinesen hinwieder, die nach und nach japanische Bücher lasen, schrieben nun auch *Chih-na* (支那). Selbst aber wissen sie nicht, wie es zu diesem Namen kam. Manche halten es für eine Lautübertragung von *Ch'in* (秦) oder von *tz'u-ch'i* (瓷器 = Porzellan). Die Glanzzeit Chinas fällt bekanntlich in die Han- und T'ang-Periode, nicht in die Ch'in-Zeit. Das Kaiserreich der *Ch'in* war sehr kurz und stand nicht in Verbindung mit dem Ausland. Wie sollte also gerade es die Han- und T'ang-Zeit überragen und so auf die Europäer gewirkt haben, dass sie es bis heute noch nicht vergessen hätten? Was das *tz'u-ch'i* betrifft, so nannten die Europäer schon längst vor Einfuhr des Porzellans nach Europa unser China *Chih-na*. Das Porzellan hat von China den Namen erhalten, nicht aber kommt China von *tz'u-ch'i*.

Namen und Eigenarten der asiatischen Länder sind zum grössten Teil über die arabische Literatur nach Europa gekommen. Als dann in der Yüan- und Ming-Zeit die Europäer nach dem Osten kamen, brachten sie den einzelnen Ländern Ostasiens wieder ihre Namen zurück, ohne dass die einzelnen Länder sie erklären konnten. So verhält es sich mit der

Bezeichnung Tibet für *Hsi-tsang* (西藏), *Chih-na* für *Chung-kuo* (中國), Burma (緬甸) für *Mien-chien*.

49. *Drei Arten Kessel*

Die Fandse haben mehrere Arten von Kesseln. Gebrauch und Herkunft sind verschieden. Sie lassen sich folgendermassen einteilen:

1. Kupferkessel. Er wird nur zum Teekochen verwendet. Er hat einen runden Boden, gewölbten Bauch und eine enge Öffnung. Eine gewisse Ähnlichkeit hat er mit dem Dreifuss. Nur hat er keine Füße und keine festen Henkel. Sie werden alle in Yünnan und Chieh-nan hergestellt. Tatsienlu, Dergé, Palitang sind die Handelszentren dafür. Sie sind von kleiner Gestalt, damit man sie leicht mit sich führen kann. Die Hirten und Reisenden haben sie alle.

2. Eisenkessel. Sie werden zum Teekochen und Kuchenbacken verwendet. Sie sind aus Roheisen gegossen, haben einen runden Boden und eine grosse Öffnung. Die Bauchwand ist etwas geneigt, wie bei einer Teetasse, und hat 2 Henkel. Die meisten werden in Hsing-ching (Szechwan) gegossen. Die grossen werden von 3-4 Mann gehoben. Die meisten werden von den Dörflern zum Gebrauch gekauft. Jede grosse Lamaserie hat einen Teekessel von 4-5 Ellen Durchmesser. Beim Herstellen sucht man selber die Handwerker, welche das Abfalleisen schmelzen, und lässt ihn eigens anfertigen. Um den Rand des Kessels stülpt man einen Holzzylinder, damit er mehrere *tan* Wasser aufnehmen kann. Kocht man in einem solchen Kessel Tee, dann reicht er beim Essen für mehrere tausend Bonzen.

3. Röstpfanne. Sie wird besonders gebraucht zum Gersterösten, hat einen flachen Boden, niedrige Wandung, ähnlich wie eine Salzpflanne. Seitlich hat sie ein Loch (Ohr), wohinein man einen Holzgriff steckt. Ist die Gerste geröstet, dann steckt man den Holzgriff hinein, hebt sie hoch, und schüttet sie in einen Korb, um dann Tsamba zu mahlen. Auch sie wird in Szechwan gegossen.

50. *Kupferne Schöpflöffel*

Der Schöpflöffel der Fandse wird aus verarbeitetem Kupfer gehämmert. Er hat die Form einer Halbkugel mit dünner Wandung und wulstigen Lippen und ist verbunden mit einem langen Griff, der fast senkrecht zur Öffnungsebene steht und am oberen Ende einen kleinen Haken hat, damit man ihn bequem aufhängen kann. Er wird in Yünnan und Chien-nan hergestellt. Das Kupfermaterial ist sehr gut und glänzt goldgelb. Jedes kleine Warengeschäft verkauft ihn. Dieser Schöpfer eignet sich nur zum Teeschöpfen und nicht für einen andern Zweck. Er wird nur im Fandsegebiet verhandelt.

In Kham gibt es keine Holzschöpfer. In den Wäldern nahe bei Szechwan finden sich viele Leute, die das Löffelschnitzen berufsmässig be-

treiben. Diese Löffel werden alle in Szechwan und nicht in Kham abgesetzt. Auch gibt es in Kham keine Löffelschnitzer. Neuerdings hat ein gewisser Herr mit dem Decknamen Wung Sui ein Buch verfasst unter dem Titel: Wahrheit über Kham, worin er unglaublicherweise Löffelschnitzerei, Lackgewinnung, Kohlengruben, Hanfweben usw. unter die speziellen Handwerke einreicht, was wirklich lächerlich ist. Man mag kreuz und quer durch Kham wandern, niemals wird man einen Holzlöffel auftreiben oder einen Lackbaum, oder Kohlengruben oder Hanf.

51. *Zweierlei Essgeräte: Holznapf und Gurtmesser*

Die Fandse benutzen alle einen Holznapf, dessen Gestalt Ähnlichkeit hat mit dem in Innerchina gebrauchten Essnapf. Nur der Rand wölbt sich nach aussen. Jedermann hat dieses Gerät und trägt es an der Brust bei sich. Beim Essen ziehen sie es hervor, giessen eine Tasse Tee hinein, nippen ein wenig davon, nehmen eine Handvoll Tsamba und streuen ihn darauf, der anfangs wie ein Berg darauf schwimmt. Dann stecken sie den rechten Zeigefinger in den Napf und rühren den Rand entlang. So gerät der Tsamba allmählich in den Tee, und nachdem er sich mit dem Tee vollgesogen hat, ist er zu einem Teig geworden. Dann gibt man wieder trockenes Mehl hinzu, dreht und wendet es unter Kneten, bis der ganze Napf ein feuchter Tsamba geworden ist, worauf man mit der Hand kleine Klümpchen knetet, die wie trockne Hundeströllchen aussehen. Dann steckt man sie in den Mund, kaut und verschluckt sie. Sind sie fertig mit dem Essen, dann lecken sie den Napf von innen und aussen sauber mit der Zunge und lassen ihn wieder an der Brust verschwinden. Man gebraucht weder Löffel noch Stäbchen. Auch braucht man ihn nicht zu waschen.

Die Holznapfe Khams kommen zum grossen Teil von Atuntse in Yünnan. Die Lamaserie von Atuntse gehört zum Kloster Dergé. Die Waren, die von hier nach Kham eingeführt werden, werden von den Lamas in Dergé besorgt, weshalb Dergé auch das Handelszentrum für Holznapfe ist. Die schönsten Holznapfe werden aus den knorrigen Auswüchsen von schwarzem und violettem Sandelholz geschnitzt. In Kham nennt man sie "Rebenwurzel-Napfe". Der Preis ist sehr hoch und nur die Reichen leisten sie sich. Viele belegen das Napfinnere mit Gold, oder vergolden den grössten Teil der Aussenseite, wobei man nur einen Holzstreifen übrig lässt zum Zeugnis, dass es wirklich ein kostbarer Holznapf ist. Ein solcher Napf kostet 4-5000 \$. Zweiten Ranges sind andere Napfe aus hartem und festem Holz. Sie finden sich in jedem grossen Kloster oder in Häuptlingsfamilien und Vorsteherfamilien. Dann folgen die gewöhnlichen Napfe, die aus dem Holz der gemässigten Zone verfertigt sind. Sie werden alle von Yünnan bezogen, da es in Kham kein derartiges Holz gibt. Es gibt nur Bäume, die zur Familie der Tannen und Pappeln gehören, und Weissbirken. Die hieraus angefertigten Holznapfe sind sehr billig und werden vom gewöhnlichen Volk gebraucht.

Die Chinesen, die heute in Tibet einwandern, bringen grossenteils selbst ihre Porzellannäpfe und Tassen usw. mit. Die Fandse, die mit den Chinesen in engere Berührung kommen, übernehmen zum grossen Teil ebenfalls die Porzellanwaren. Darum gibt es Händler, die in Kiangsi und Hunan Fandsenäpfe bestellen und machen lassen und dann bei den Fandse importieren. In den letzten Jahren werden auch viele Emaille- und Aluminiumnäpfe eingeführt. Aber ein Teil der Fandse gebraucht doch immer nur die Holznapfe.

Als Essgerät haben die Fandse nur diese zwei: Holznapf und Gurtmesser. Das Gurtmesser dient zum Essen von Rohfleisch. Die meisten Fandse stellen es selbst her. Es hat eine Scheide, die stets am Gürtel hängt. Wenn sie Rohfleisch essen, so ziehen sie es heraus, schneiden sich Scheibchen und essen sie. Beim Abschneiden liegt ein Finger auf dem Messerrücken. Ist ein Scheibchen abgeschnitten, dann führen sie es mit dem Messer zum Munde.

52. *Der Tsambasack*

In Kham hat jeder seinen Tsambasack. Wenn man ausgeht, dann nimmt man ihn mit. Man bewahrt darin den Tsamba oder zugleich im Tsamba einige kleine Butterstücke mit auf. Der Tsambasack ist gewöhnlich aus Leder. Da aber die Felle nicht enthaart sind, so sind dem Tsamba gewöhnlich Rinder- und Schafhaare beigemischt. Die Chinesen sagen daher stets vom Fandse: Auf dem Leib eine Fellschicht, im Leib eine Fellschicht; und sie machen sich lustig darüber, dass so viele Haare im Essen sind. Der Tsambasack der Vornehmen ist aus *mo-tsu* oder *pulu* oder weissem Tuch. Jeder Sack kann ein ganzes *sheng* Tsamba fassen. Unter den grossen Reisesäcken gibt es jedoch solche, die 5-6 *ton* fassen können. Gewöhnlich werden sie von Rindern oder andern Tieren transportiert.

53. *Herstellung und Verwendung der Butter*

Wenn im Sommer die milchreiche Zeit gekommen ist, dann werden auf den einzelnen Weiden täglich drei bis vier Holzbottiche Milch gemolken und die Hirtenfrauen beginnen mit der Buttergewinnung. Sie verfahren dabei folgendermassen. Gegen Abend bringen sie die Kühe ein und melken. Sie sammeln die Milch, giessen sie in einen Kessel und kochen sie. Nachdem sie gekocht ist, bringen sie sie an einen einsamen, kühlen Platz. Am folgenden Morgen, nach dem Essen, schütten sie sie in einen Rinderfellsack, binden dessen Öffnung zu und blasen Luft in den Sack, sodass der Sack ganz prall wird. Dann binden sie ihn noch einmal ganz fest zu, legen ihn auf einen Teppich am Boden, worauf ein bis zwei oder drei bis vier Mann ihn mit aller Kraft kneten. Die Knetzeit ist im Sommer kurz, im Herbst lang. Die Hirtenfrau weiss das selbst gut zu unterscheiden. Ist ungefähr die entsprechende Zeit vorüber, dann ergreift sie

mit einer Hand fest die Sacköffnung und öffnet den Knoten und die andere Hand führt ein Holzstäbchen zum Prüfen hinein. Ist auf dem Versuchsstäbchen Butter, so weiss sie, dass es gut ist. Sie öffnet den Sack und schüttet ihn in den Kessel, wobei sich die Butter zu Klumpen verdickt und oben schwimmt. Mit beiden Händen fischt sie die Butter heraus, welche sie zu einem runden Klumpen formt, und legt sie in einen Bottich Wasser, damit sie erkalte und ganz fest werde. Ist nun der Bottich so vollgehäuft, so wird sie wieder herausgenommen. Eine kräftige Person knetet sie dann mit aller Kraft. Wenn so alles Wasser herausgepresst ist, wird die Butter in ein feuchtes frisches Kuhfell eingenäht und zum Verkauf auf den Markt gebracht.

Die Stücke, die nach dem Herausfischen der Butter zurückbleiben, sind zum grossen Teil Eiweissklumpen und zum kleinen Teil andere Stoffe. Anfangs liegt noch viel Wasser drüber. Die Hirtenfrau giesst dies Wasser ab, nimmt dann alles heraus und trocknet es als Speise¹. Das Wasser schmeckt sauer und ist unbrauchbar. Gewöhnlich wird es ausgeschüttet.

Die frische Butter ist weiss und riecht nicht übel. Bewahrt man sie längere Zeit auf, dann wird sie gelb und riecht ein wenig schlecht. Bewahrt man sie lange — den Sommer über — auf, dann wird sie braun und verdirbt und stinkt, sodass man sich nicht nahen kann. Doch die Fandse können sie essen. In den Butterkammern der Lamas findet sich stets Butter, die schon über zehn Jahre alt ist. Sie wird in der richtigen Weise aufbewahrt, sodass sie noch geniessbar bleibt. Die verdorbene und braun gewordene davon wird zum Speisen der Lampen verwendet.

Die Butterverwendung in Kham ist sehr umfangreich: zum Tsambamengen, Teemischen, Backen und Schmoren von Speisen, Einreiben des Körpers gegen Rissigwerden der Haut, für Lampen, zum Formen von Weihegegenständen, Herstellen von Blumen, Geschmeidigmachen von Leder ... es ist schwer, alles aufzuzählen.

Auch der sauberste Fandse trägt in seinen Kleidern, seinen Sachen, an seinem Körper, auf seiner Haut, den Geruch von zersetzter Butter.

Das K'anghsi Lexikon zitiert bei der Erklärung der Butter das *Shen-yin* von Ch'ü Hsien worin es heisst: "Herstellung: man giesst Milch in einen Kessel, kocht sie zwei- bis dreimal und schüttet sie dann in eine Schüssel. Dann lässt man sie erkalten bis sich auf der Oberfläche eine feste Haut gebildet hat. Hierauf nimmt man die Haut herunter und schmort sie. Wenn sich das Fett abgesondert hat, beseitigt man die Reststoffe und giesst es in einen Kessel. Auf diese Weise entsteht die Butter. Im Norden heisst sie *masgo*." Das ist die mongolische Art der Butterbereitung. Der Unterschied zu Kham liegt darin, dass man die Rahmhaut abschöpft und nicht knetet. So weit ich weiss besteht die Milch aus Eiweissstoffen, Fetten, Milchsäure, Milchzucker und Wasser. Das Kochen hat den Zweck, das Eiweiss gerinnen zu lassen und das Fett aus-

zuscheiden. Lufteinblasen und Kneten bezweckt, dass das Fett sich leicht von andern Flüssigkeiten scheidet. Das Kneten ist besser als das lange Kochen. Beides jedoch sind bodenständige Verfahren, und die Buttersubstanz ist nicht ganz rein wie bei den modernen europäischen Methoden, bei denen ganz reines Fett gewonnen wird. Dieser Punkt im Nebengewerbe der Nordwest-Hirten muss noch verbessert werden.

- 1) Trockenquark (Tschürra). Cf. Kap. 43.

54. *Buttertee-Röhre*

In den Tee gibt man Salz und vermennt ihn mit Butter bis er zu einer milchigen Brühe geworden ist. Er heisst Buttertee und ist das wichtigste Nahrungsmittel der Fandse. Zum Butterteemischen hat man ein eigenes, dafür hergestelltes Gerät, Buttertee-Röhre genannt. Der Fandse name heisst *lau-mo*. Es ist eine lange runde Holzröhre von zwei Zoll Durchmesser mit offenem Mund. Dazu kommt ein Holzstab auf dessen einem Ende eine runde Scheibe aufgesetzt ist. Diese Scheibe hat vier Löcher. Sie ist so gross, dass sie gerade in die Röhre hineinpasst. Der Fandse name heisst *sou-lo*. Am Aussenrande des Rohrbodens befinden sich zwei Lederriemen, damit man den Fuss bequem daraufsetzen kann, um so ein Ausweichen zu verhindern. Bei Gebrauch giesst man den Tee in die Röhre, fügt Salz und viel Butter hinzu, tritt mit dem Fuss auf den Lederriemen, während die Hände das *sou-lo* ergreifen und in die Röhre hineinschieben. Dann stösst man mit aller Kraft auf und nieder, mehrere 10-100 Mal, bis Tee und Butter sich vollständig vermischt haben.

Die Butterteeröhre des gewöhnlichen Volkes ist eine ungeschlachte Holzröhre. Die der vornehmen Familien sind gewöhnlich aussen mit Kupfer, Gold oder Silber beschlagen, mit vielen Mustern und eingelegten Verzierungen. Auch gibt es solche, die ganz aus reinem Kupfer gemacht sind. Wie ich höre, tauchte in den letzten Jahren in Patang eine Art bleierne Butterteeröhre auf, bei welcher der untere Teil, worauf der Fuss tritt, genau ist wie der Bügel einer Luftpumpe und bei dem die Löcher im *sou-luo* zahlreicher sind. Sie ist sehr praktisch hergestellt und bequem im Gebrauch. Man verwendet sie auf Missionsstationen. Dieser Artikel ist offensichtlich von englischen und französischen Fabrikanten und Händlern eigens als Einfuhrware für Kham und Tibet hergestellt. Wenn er nun von den arglosen Kham und Tibetern eingeführt wird, so bedeutet das in Zukunft für die westlichen Grenzlande eine grosse Übervorteilung.

55. *Die Kunst des Wassertragens*

Beim Transportieren tragen die Fandse nichts auf der Schulter, oder mit zwei Mann oder an der Hand. Man trägt ausschliesslich auf dem Rücken. Auch beim Wassertragen ist es so. Das Wassertragen ist Sache der Frau. Mit Ausnahme der adligen Frauen, für die Dienstboten die

Sache machen, müssen alle Frauen, ob aus armer oder aus reicher Familie, diese Arbeit verrichten. Die Art wie sie das Wasser tragen ist wirklich sonderbar. Man gebraucht dazu einen langen, runden Holzbottich, der in seiner Höhe bis an die Brust reicht und einen Schöpflöffel aus Birkenrinde, mit dem man aus dem Bach, der Quelle oder dem Teich Wasser schöpft und hineingießt. Dann umfasst man ihn mit den Armen und stellt ihn an einen erhöhten Platz, worauf man einen Gurt aus Rindsleder nimmt, ihn mit dem einen Ende über die Bottichseite streift und das andere aussen über die Arme führend zwischen Brust und Hals legt. Hierauf nimmt die rechte Hand ein kleines Ringpolster aus Stroh und legt es aufs Kreuz über dem Gesäss. Die linke Hand packt den unteren Rand des Bottichs und zieht ihn nahe an den Körper heran, sodass der untere Bottichrand genau auf das Strohpolster zu sitzen kommt. Dann richtet man sich auf, sodass der Bottich aufwärts auf dem Rücken steht, nur einwenig nach hinten geneigt. Mit leicht geneigtem Kopf schreitet dann die Fanfrau gemächlich einher. Ihre Hände lässt sie entweder frei hängen oder steckt sie in den Ärmel. Sie stützt damit durchaus nicht den Bottich oder greift an den Gurt. Der Bottich neigt sich nicht. Ist sie am Wasserfass angekommen, beugt sie sich leicht nach der Seite, wobei der Bottich sich neigt und das Wasser in das Fass fließt. Doch rutscht der Bottichboden nicht vom Gesäss ab. Ist er leer, so trägt sie ihn wieder an den Bach, die Quelle oder den Weiher zum Wasserholen.

56. Die Herkunft des Speisesalzes in Kham

Auf der Hochebene von Kham wird kein Speisesalz erzeugt. Das Salz wird auf 5 Wegen eingeführt, wobei auch die Beschaffenheit des Salzes verschieden ist. Man unterscheidet folgende Arten:

1. Salzklumpen von Szechwan. Sie kommen aus Lo-shan 樂山, Niu-hua-hsi 牛華谿, Chien-wei 犍爲, Wu-t'ung-ch'iao 五通橋 in Szechwan. Die Gewinnung ist die gleiche wie in Tzu-liu-ching 自流井. Das Salz hat eine dunkle, schwarze Farbe und bildet Salzsteinbrocken. Deshalb heisst es auch Brockensalz. Es wird in alle Kreise von West-Szechwan geliefert, ebenso nach Han-yüan, Yüeh-chün, Lu-ting, Yü-t'ung, Chin-ch'uan und andere Gegenden bis nach Tatsienlu.

2. Mörsersalz von Yen-yüan (鹽源). Es ist ein Erzeugnis von Chien-nan (建南) des Kreises Yen-yüan (鹽源), von Hei-yen-ching (黑鹽井), Pai-yen-ching (白鹽井). Dieses Salz hat eine kegelförmige Gestalt mit mörserartiger Vertiefung. Es wird verkauft nach Yen-yüan Yen-pien (鹽邊), Mu-li (木里), Chiu-lung (九龍), und nach den Kreisen Hua-p'ing (華坪) und Lang-ch'ü (瀆葉) in Yünnan und in andere Orte.

3. Das durch Verdunsten gewonnene Salz der Salzbrunnen. Es ist ein Produkt des Kreises Yen-ching (鹽井 = Salzbrunnen) in Kham. Die Brunnen befinden sich am Ufer des Lan-ts'ang-chiang (瀾滄江), 24

auf dem Ostufer und 31 auf dem Westufer, nicht weit vom Flusswasser. Die Einwohner schöpfen es, giessen es aufs Dach und lassen es verdunsten. Dann verkaufen sie das Körnersalz nach auswärts. Die Körner des auf dem Ostufer gewonnen Salzes sind gross und von weisser Farbe. Die Chinesen betrachten es als einen vorzüglichen Artikel. Die Fandse haben es nicht gern. Die Körner des auf dem Westufer gewonnen Salzes sind fein und von roter Farbe. Die Fandse kaufen es gern. Sie sagen, beim Teekochen bekäme der Tee davon eine schöne Farbe. Jährlich werden auf den beiden Flussufern über 10,000 *tu* (= Tierlasten) erzeugt. Das Absatzgebiet erstreckt sich im Osten bis Ya-chiang (雅江), im Norden bis Chiang-ch'ia (江卡), im Westen bis Tso-kung (左貢), Sang-ang (桑昂), im Süden bis Chung-tien (中甸), Wei-hsi (維西), im Zentralgebiet bis in die Kreise Patang, Litang, Dergé, Jung, Hsiang, Taofu, bis Ch'a-wa-lung (察哇龍), Men-k'ung (門空), Tsa-yü (雜瑜), Atuntse (阿敦子) und in das Gebiet von Ho-yü (洛瑜).

4. Das Seesalz von Tuo-ling-tuo (垞零奪). Tuolingtuo liegt nördlich von Shih-ch'ü (石渠), sieben Stationen von Dergé entfernt. Am Fusse des Berges Huan-hsieh-shan (緩斜山) ist eine Salzquelle. Dort kommt das Wasser aus der Erde und bildet einen See. Das Wasser dieses Sees wird aufs Feld geleitet und verdunstet dort. Dann fegt man das Salz zusammen. Es ist ebenfalls Körnersalz. Das Salzfeld ist eine Meile lang und über eine Meile breit. Im ganzen gibt es mehr als 426. Jährlich werden über 9000 Tierlasten erzeugt. Es wird geliefert in die fünf Kreise von Dergé und die drei Kreise von Hor und nach Chanhua und in andere Gebiete, im Osten bis nach Tanpa, Sui-ching (綏靖), im Südosten bis nach Tatsienlu, im Süden bis nach Lihua, im Westen bis nach Lung-ch'ing (隆慶). In diesen Salzproduktionsgebieten gibt es weder Baumwolle noch Gerste. Die Fandsehändler bringen Tuch und Getreide dorthin zum Austausch von Salz. Jede Last Gerste wird gegen fünf Lasten Salz eingetauscht, welches sie nach Chanhua, Litang, Baiyü und anderen Orten transportieren. Dort tauschen sie wieder eine Last Salz mit 5-6 Lasten Gerste ein.

5. Das Seesalz von Lei-wu-ch'i (類烏齊). Auch dieses ist durch Verdunstung gewonnenes Salz. Es sieht aus wie rote Erde. Beschaffenheit und Geschmack sind sehr schlecht. Aber die Fandse gebrauchen es gern. Es wird nach K'o-mu (喀木) verkauft, im Süden bis nach Sang-ang, im Osten bis Chiang-ch'ia, Kung-chüeh (貢覺), T'ung-p'u (同普), im Norden bis nach Lung-ch'ing (隆慶), im Westen bis nach Tan-ta. Weil Tscham ndo das Umschlagszentrum ist, heisst es auch Tscha-Salz. Westlich von Tan-ta kauft man nur noch Tibetsalz.

57. Der Fandsewein

Die Fandse gebrauchen Gerste zum Weinbrauen.¹ Die Weinhefe beziehen sie von den Chinesen. Herstellungsweise: Gerste wird gar ge-

kocht. Dann lüftet man sie bis sie trocken und kühl ist, worauf man sie mit der Hefe mischt. Alsdann füllt man sie in einen Bottich, den man mit Gerstenspelz bedeckt. Nach einigen Tagen ist die Gärung zu Ende. Dann durchtränkt man sie mit Wasser und erhitzt sie, wobei es eine grosse Menge Wein gibt. Er ist nicht stark. In der Fansprache heisst er *ch'ing*. Die Chinesen nennen ihn *man-ch'ung* (蠻衝), d.h. Pferdemiclwein.²

Auf diese Weise wird der Wein für feierliche Anlässe hergestellt. Soll er aber für den Eigenbedarf sein an gewöhnlichen Tagen, dann füllt man sie (sc. die Gerste), nachdem man sie mit Hefe durchsetzt hat, in ein grosses Fass, giesst viel Wasser hinzu, bedeckt die Öffnung mit Lehm und lässt es beliebig gären. Unten im Fass ist ein Loch, das mit einem Holzpflöck zugestopft ist. Diesen nimmt man nach Belieben heraus, füllt sich etwas ab und trinkt. Anfangs ist es das reinste Wasser, nach einigen Tagen hat es schon etwas Weingeschmack. Wenn es nach einigen Monaten noch nicht ausgetrunken ist, dann schmeckt es wie echter Wein.

Die Art, wie die Fandse den Wein trinken, ist auch sonderbar. Sie schneiden einen Gerstenhalm ab und stecken ihn in die Kanne, nehmen ihn dann in den Mund und saugen. Sind Verwandte und Freunde zusammen, dann wird sie (sc. die Kanne) herumgereicht. Man braucht keinen Weinbecher. Die den Wein lieben, betrinken sich ständig.

Heutzutage wird sehr viel chinesischer Wein in das Fandsegebiet eingeführt. Viele in Kham ansässige Chinesen betreiben das Weinbrauen als Gewerbe. Da der chinesische Wein sehr stark ist, so werden die Fandse betrunken wenn sie ihn geniessen. Ich gab einmal der Fan-Frau meines Freundes zum Scherz chinesischen Wein zu trinken. Da sie nicht dessen Kraft kannte, trank sie ihn nach dem gewöhnlichen Mass des Fandseweines, sodass sie vollständig betrunken wurde und sich auf 100-fältige Weise drollig aufführte, weswegen die Zuschauer sich vor Lachen nicht mehr aufrecht halten konnten. In der Fandsesprache heisst der chinesische Wein *chia-niang* (= Chinesen-Bräu).

1) Man würde mit Rücksicht auf diese Weinart aus Gerste füglich Bier sagen.

2) Den Zeichen nach (蠻衝) müsste man es mit Barbaren-Wein übersetzen. Aber der Verfasser erklärt es mit *chung* (潼)-Wein, d.h. Pferdemicl-Wein. Das wäre Kumyss, das mongolische Getränk. Die Chinesen halten bei den "Westbarbaren" wohl beides nicht auseinander und nennen jeden Barbarenwein Kumyss und umgekehrt. Wiewohl die Fandse auch Pferde züchten, so ist nirgends vom Autor der Kumyss erwähnt.

58. Napfzucker

Es gibt in Kham nur eine Art bodenständig erzeugten Süsstoff, nämlich Honig. Die Erzeugung ist aber sehr gering. Gewöhnlich dient er nur den Frauen zum Einreiben der Haut. Der im Volke zum Essen

verwendete Rohrzucker heisst Napfzucker und wird in Chien-nan (建南), Provinz Szechwan, und in der Prov. Yünnan hergestellt. Der ausgepresste Rohrsaft wird steif gekocht, aber nicht gereinigt, sodass im Zucker gute und schlechte Stoffe enthalten sind. Dann wird er in Tassen oder Näpfe gegossen, damit er hart werde.

Der in Yünnan hergestellte Napfzucker ist halbkugelförmig. Man legt zwei Stücke aufeinander und packt sie in Binsenkraut zusammen. Sie haben dann die Grösse eines Fussballes. Die Farbe ist dunkelbraun. Er hat keine Kristalle und schmeckt wirklich abscheulich. Er wird von Atuntse und Tao-pa 稻壩 und andern Orten ausgeführt. Das grösste Absatzgebiet ist Kham.

Bei dem Chien-nan-Zucker ist der Zuckersaft durchgeseibt. Beschaffenheit und Geschmack sind ausgezeichnet. Man lässt ihn in einem Napf mit innen vorspringendem Boden erstarren. Zwei Stücke werden zusammengelegt und in Reisstroh verpackt. Er wird von Han-yüan 漢源 nach Tatsienlu verfrachtet und östlich des Yalungkiang 雅龍江 abgesetzt. Alle Reisenden, welche über hohe Gebirge mit steilen Hängen und dünner Luft müssen, werden leicht matt und durstig. In den Bergen aber ist keine Wasserquelle. Um ihren Durst zu löschen brauchen sie nur ein Stück Napfzucker zu lutschen. Der Napfzucker von Chien-nan eignet sich am besten zu diesem Zweck. Diejenigen, die von Tatsienlu über die Grenze wandern, kaufen ihn viel.

Der in Neikiang 內江 und Fushun 富順, Prov. Szechwan, erzeugte Eiszucker, Weisszucker und Rotzucker wird auch von Kleinhändlern nach Kham befördert. Doch findet er sich nur in den von Chinesen besiedelten Gebieten.

59. *Chu-lo-k'o*

Ich rastete einmal in Ma-kai-tzung 麻蓋宗, Yakianggebiet, mit Karawanenleuten auf einem Weidegrund. Da traf es sich gerade, dass sie ein Gericht fertig machten, das *chu-lo-k'o* heisst. Es war mir, als hätte ich entdeckt, wie die Urmenschen ihr Essen bereiteten, und beobachtete sie scharf von Anfang bis Ende, was ich bis ins Kleinste hier aufgezeichnet habe:

Es waren hier gerade zwei Karawanengruppen, die beide für den Tempel von Litang Tee beförderten. Jede Gruppe bestand aus 7 Mann. Sie hatten bereits die Teeballen abgenommen und liessen Ochsen und Pferde weiden. Je drei Mann bewachten die Tiere, vier schichteten an den aufgehäuften Teeballen Steine zu einem Herd zusammen, einer sammelte Holz (es war näml. hier ein üppiger Wald), einer machte Feuer, einer knetete Teig, einer schnitt Fleisch. Die Reihenfolge der Arbeit war genau geordnet. Der Herd war aus unbehauenen Steinen aufge-

schichtet und ohne Kessel. Mehrere verhältnismässig flache Steinplatten ersetzten diesen. Der Teig war aus Weizenmehl mit der Kleie, und wurde auf einem ungegerbten mit Wasser besprengten Rindsfell geknetet. Das Fleisch war frisches Rindfleisch in fingerdicke Würfel geschnitten, was ebenfalls auf einem ungegerbten Rindsfell geschah. Als der Teig fertig geknetet war, war auch das Fleisch fertig geschnitten. Ein jeder von beiden nahm den Teig oder das Fleisch und teilte es in sieben Portionen. Die Aufteilung war sehr genau. Immer wieder wurde nachgeteilt, um nur ja auf ein gleiches Mass zu kommen. War auch keine Wage da zum Abwiegen, so war alles doch noch gleichmässiger als wenn es mit der Wage bemessen worden wäre. Nachdem nun alles gleich aufgeteilt war, knetete man sieben faustgrosse Ballen, worauf man wieder die Teigklumpen nahm und in zwei Hälften teilte. Aus jeder Hälfte machte man einen runden Kuchen, etwa 5 Zoll (16 cm) im Durchmesser und 4-5 Fen (1,6 cm) dick. Als die Kuchen fertig waren, nahm man einen und legte ihn auf die linke Hand, während man mit dem Zeigefinger der rechten ins Wasser fuhr und den Kuchenrand etwa in einer Breite von 3-4 Fen befeuchtete. Dann nahm man einen Fleischkloss und legte ihn so auf den Kuchen, dass er genau die nicht mit Wasser befeuchtete Stelle bedeckte. Vorher wurde das Fleisch festgeknetet, damit es nicht auseinanderfalle. Zu gleicher Zeit befeuchtete schon der zweite einen andern Kuchen mit Wasser und gab ihn dem andern, damit er ihn auf das Fleisch lege. Dann drückte dieser die beiden Kuchen, den obern und den untern, zusammen, sodass eine kegelförmige Fleischpastete zustande kam. Der Rand musste deshalb angefeuchtet werden, dass er besser zusammenklebe. Der zusammengeklebte Rand ragte rings um die Kugel hervor, sodass er wie ein Ring um den Saturn wirkte. Inzwischen waren die Steinplatten auf dem Ofen schon heiss geworden. Man nahm das grosse saturnförmige Brot und legte es, Pol gegen Pol, auf die Steinplatte. Dem Schwergesetze nach fiel der Ring langsam nach unten, sodass die Südhälfte sich abplattete. Jedoch der hervorstehende Äquatorring war noch nicht auf der Steinplatte angekommen, als er in einem Abstand von einem Fen halt machte. Nachdem es nun so dalag, liess man es ruhig weiterbacken und begann von neuem die Hände zu regen für das folgende Kugelbrot, bis alle sieben fertig waren und auf den einzelnen Steinplatten der Reihe nach schmorten.

Die Leute verstanden es sehr gut, die Backzeit zu bestimmen. Als es ungefähr so weit war, dass der untere Teil gelb gebacken war und von der Platte genommen werden konnte, da nahm man es auf und buck genau wie oben die entgegengesetzte Seite. Kann man das Feuer nicht richtig abschätzen und nimmt man es (Fleischbrot) vor der Zeit herunter, dann bleibt der Teig rundherum auf der Steinplatte hängen und lässt sich nicht ablösen, sodass der Fleischsaft herausquillt. Dann muss man es mit neuem Teig verkleben und noch einmal backen. Sind die beiden Seiten

nun gelb gebacken, dann legt man es noch einmal in die Ofenasche zum Schmoren und Nachbraten.

Die auf diese Weise zubereiteten Fleischbrote haben für die Fandse einen unübertrefflichen Wohlgeschmack. Und wenn nicht gerade ein wichtiger Feiertag ist, wird dieses Gericht überhaupt nicht gemacht. Darum ist auch die Reihenfolge und die Aufteilung des Materials bei der Herstellung sehr streng. Ich wartete noch eine Stunde lang, um die Umstände bei der Verteilung des Essens zu beobachten. Der Dolmetscher aber sagte: "Gehen wir! Sie müssen nämlich warten bis die Rinder und Pferde zurückgekommen und alle Leute zusammen sind. Nachdem sie dann eine bestimmte Zeremonie vollzogen haben, kann ein jeder seinen Teil nehmen. Alle essen zusammen. Dann ist es bereits dunkel geworden und man darf nicht länger warten". Wir verliessen sie also, zogen weiter und kamen nach Ma-kai-tsung zum Übernachten. Meine mit mir reisende Fan-Frau meinte, mir liefe bei dieser Sache das Wasser im Mund zusammen, und nahm sich vor, für mich ein eigenes (sc. Fleischbrot) zu backen, um meinen Appetit zu stillen. Aber dazu kam es nicht. Und es war noch nicht sicher ob ich es hinunter gebracht hätte, wenn sie wirklich eines zugerichtet hätte.

60. *Yu-ma* 油馬 und Rübsen 蕪薯

Die hochgelegenen Ackergebiete Khams bringen ein Wurzelgemüse hervor, das der Rübe gleicht. Die Wurzel hat eine ovale Gestalt. Ihre Farbe ist weiss oder dunkelrot, von sehr fester Beschaffenheit und enthält reichlich Stärke. Sie hat einen ähnlichen Geschmack wie die Süsskartoffel, riecht auch ein wenig nach Medizin. Der Fandse-Name heisst *yuma*. Die Chinesen nennen sie in Anlehnung an ihre rundliche Form Rundwurzel 圓根. Man schreibt auch dafür 芫根. In Wirklichkeit sind es Rübsen. Der Überlieferung nach heisst diese Rübse auch *chu-ko tsai* 諸葛菜. Als *Chu Ko-liang*¹ die Barbaren unterwarf, ging ihm die Nahrung aus. Da befahl er den Soldaten, sie (sc. die Rübse) als Nahrung anzubauen. Seither ist diese Art im Barbarenland verbreitet. (Innerchina ist warm und tief gelegen und nicht zum Anbau von Rübsen geeignet. Viele Gegenden wissen nicht was Rübsen sind. So gibt es Leute, welche das *la-t'ou-tsai*² oder gewöhnliche Rüben *lo-po* 蘿蔔, dafür halten. Das ist aber falsch).

Im achten Monat ernten die Fandse die Rübsen und bringen sie nach Hause. Mit den Blättern füttert man die Tiere. Die Wurzel wird in kleine Würfel geschnitten und auf dem Dach gelagert, damit sie beliebig im Winde trocknen kann. Alsdann nimmt man sie und kocht Suppe davon, wobei sie immer noch *yuma* genannt wird. Sie ist das einzige Gemüse der Khamfandse.

1) Minister des Liu Pei, des Gründers des Staates Shu (Szechwan), zur Zeit der drei Reiche.

2) Ta-t'ou-ts'ai 大頭菜, vielleicht Kappus.

61. *Das Essen von Lebendem (sc. Fleisch)*

Als ich in Kangting weilte, sah ich einmal Moso-Jäger, die einen *yen-lü*¹ erlegt hatten; (in Wirklichkeit ist es ein Wiederkäuer, er steht zwischen Rind und Hirsch, die Eingebornen nennen ihn so). Noch ehe er sei Leben ausgehaucht hatte, nahmen sie die Gelegenheit war, zerlegten ihn, und jeder krallte sich ein Stück Fleisch keraus und schmatzte gierig, sodass das Blut, Hände und Lippen färbend, heruntertroff. Aussagen zufolge schmeckt solches Fleisch vorzüglich. Wird es auf dem Feuer zubereitet oder liegt es etwas länger, so soll es keinen Geschmack mehr haben.

Es gibt auch Jäger, die nach Erlegen eines Tieres dessen Eingeweide ausnehmen, den Kot herauspressen, kleingeschnittenes Fleisch hineinfüllen und es noch blutig verspeisen, was so schmutzig ist, dass man sich nicht herantraut. Das sind aber nur die Lolos im Süden von Kham. Bei den Fandse habe ich das nie beobachtet. Wahrscheinlich liegt es daran, dass die Fandse kulturell höher stehen und dass der Buddhaglaube das Töten untersagt, sodass es überhaupt nur wenige Jäger gibt.

1) 岩驢: wörtlich = Felsesel.

KLEIDUNG

62. *Ein Pelzgewand für alle vier Jahreszeiten*

Im Altertum bestand die Kleidung der Fandse nur in einem Schafpelz. Ein Schafpelz für den Tag und die Nacht, für alle vier Jahreszeiten, fürs ganze Leben. Männer und Frauen, alt und jung trugen in gleicher Weise nur einen Schafpelz, sonst nichts. Bei den heutigen Hirten ist es immer noch so. Ihre Pelzkleidung ist aus dem Fell eines alten Schafes gefertigt, mit Kragen¹ und weiten Ärmeln, seitlich nicht aufgeschlitzt, 3-4 Ellen lang. Die Ärmel sind noch länger. Der untere Saum hat einen Umfang von 6-7 Ellen. Knöpfe gibt es nicht. Tags dient es als Kleid und nachts als Decke. Es wird so angelegt, dass der äussere Teil über den innern geschlagen wird, worüber man dann in Hüfthöhe den Gürtel legt. Die Männer schürzen den Hüftteil hoch und gürteten ihn fest, sodass der untere Saum bis an die Kniee reicht. Der Teil über den Hüften legt sich dabei in Falten und wird zu einem Hüftsack, worin man die täglichen Gebrauchsgegenstände unterbringen kann. Wenn zu viel hineingesteckt ist, dann wird der Rücken prall, als trüge man darunter eine Trommel.

Ich übergab einmal dem Ulawa (Knecht) meine abgezählten Gepäcksstücke und Sachen und ritt zu Pferd voraus. Als wir am Halteplatz ankamen und Kamele und Pferde da waren, wurde das Gepäck abgenommen und kontrolliert. Da fehlte die Waschschüssel und der Kochtopf. Ich konnte mich nicht waschen und kein Essen machen. Überall suchte man nach, aber nichts fand sich. Nur der Ulawa war noch nicht da. Vor der Tür sah ich, wie er gemächlich nachkam. Aber auch er hatte nicht die beiden Gegenstände. Als er schliesslich ankam, fuhr er langsam mit der Hand in den Hüftsack. Zuerst kam ein Tsambasack heraus, dann einen Holznapf, dann einen Sack Erbsen für die Pferde und schliesslich erschien der Kochtopf und die Waschschüssel, gerade als zaubere ein Gaukler mit leeren Händen allerlei Dinge hervor. Die Fahrtgenossen brachen in schallendes Gelächter aus; denn da er geradewegs auf aus zu gekommen war, konnte man nicht gleich ahnen, dass sein Rücken prall vollgepfropft war wie eine Trommel.

Die Frauen schürzen sich nicht beim Gürtel der Hüften, sodass der Saum bis auf die Fussknöchel reicht. Darum ist auch der Hüftsack nicht gross. Nur kleine Gegenstände können sie unter den Brustteil stecken; doch wenn sie Kinder haben, dient der Brustlatz auch als Kindertrage.

Der Schafpelz der Fandse hat gewöhnlich keinen Bezug. Bei seiner Herstellung setzen sie nur die Schaffelle zusammen. Die Kuhhirten und Armen halten es fast immer so. Die besser gestellten Leute benutzen eine Wasserhirschhaut² als Bezug. Die Wasserhirschhaut ist von Natur aus sehr weich und gleichmässig dünn, wie verarbeitetes Schaffelleder. Im Fandsegebiet ist der Wasserhirsch sehr billig, aber Tuch ist sehr teuer. Darum nehmen die Leute dort Wasserhirschleder statt Tuch. Dabei wird es oft so zusammengestückt, dass schöne Muster herauskommen. Auch besetzt man den Saum des Wasserhirschleders rundum eine Hand breit mit blauem Tuch als Verzierung. Vorsteher von Weideplätzen halten es fast alle so. Höhergestellte nehmen blaues Tuch als Bezug. Weil im Grenzland das Tuch sehr teuer ist, kostet ein solches Kleid sehr viel. Nur Häuptlinge und grosse Vorsteher können sich das leisten. Nur die Allervornehmsten nehmen golddurchwirkte Purpurseide als Überzug. Ausserdem besetzen sie den Längssaum, den untern Saum und den Krägen in Handbreite mit einem Otterfell als Schmuck. Diese Seide wird meist aus Szechwan eingeführt. Das Otterfell ist eigenes Ortserzeugnis. Die Fandse kennen nicht das Ausreissen von Borsten³, auch verstehen sie sich nicht auf eine geschmackvolle Zusammenstellung. Die Saumverbrämung ist nicht sehr schön. Sie soll nur die Kostbarkeit des Stoffes zeigen. Ein solches Kleid kostet über 200 Tibetdollar. Nur die grossen Fürsten können es sich leisten. Aber auch bei Familien des Mittelstandes mag es vorkommen; das müssen dann aber früher hochstehende, jetzt heruntergekommene Leute sein. Sie tragen es nur bei grossen Festen und feierlichen Zusammenkünften.

Dieses Schaffellgewand ist auch das Zeremonienkleid der Fandse. Bei Besuchen des Vorgesetzten und wenn man zu Gastmählern geht, muss es getragen werden. Jeder muss die Ärmel des Gewandes 6-7 Zoll aufkrepeln. Der rechte Arm muss immer bloss sein. Der Ärmel wird in den Gürtel gesteckt. Wenn man den Vorgesetzten besucht, muss der rechte Ärmel anstandsgemäss über die Schulter gelegt werden.

Der allergewöhnlichste Gürtel ist der Ledergürtel, dann kommt der Motzu-Gürtel, dann der Pulu-Gürtel. Der vornehmste Gürtel ist der rot-grüne Ling-Seidengürtel. Ein jeder muss zur Kleidung passen.

1) *Yüan-ling* 圓領 im Gegensatz zu *hsiao-ling* 小領, dem hochstehenden Tuchkragen an der gewöhnlichen chin. Kleidung. *Yüan-ling* ist bei der alten Tracht (vgl. Bonzentracht) nur der flache Rand um den Hals, einerlei ob umgelegt oder nicht. Man könnte es einfach mit Halsborde wiedergeben. Der *hsiao-ling* ist mit der jetzigen chin. Kleidung von den Manchu eingeführt.

2) *Chang* (獐): nach einigen Wörterbüchern ist es der Wasserhirsch. Es kann auch das Reh sein. In der Pekinger Umgangssprache bezeichnet man auch den Moshushirsch damit. Vielleicht ist beides dasselbe. — Im Text steht *chang-pi* 獐皮. *Pi* besagt nun nichts über die Verarbeitung des Felles, es kann einfach Haut und Leder bedeuten, enthaart oder nicht. Ein unenthaartes Fell kann aber schlecht als Bezug benutzt werden.

3) *Pa-chien* 拔健, wörtlich = Borstenausreissen. In Peking sagt man auch *pa-chen* 拔針 = Nadelausreissen. Die Chinesen beseitigen an Pelzen alle harten Haare, die beim Tragen mit der Haut in Berührung kommen.

63. Das ungefütterte Tuchgewand der Fandse

Bei den Fandse haben nur die Dörfler ungefütterte Tuchgewänder. Es gibt auch solche, die überhaupt keinen Schafpelz tragen, sondern jahraus jahrein nur ein ungefüttertes Tuchgewand. In den Gebieten mit Dörfern ist das Klima durchaus mild und bis zu den Weideplätzen ist es weit, sodass ein Schaffell nicht leicht zu beschaffen ist. Von diesen futterlosen Tuchgewändern gibt es drei Arten: 1. Die aus *mo-tzu*, *mu-shan* genannt. Es ist das Gewand des gewöhnlichen Volkes. 2. Die aus *pulu* gewebten *pulu-shan* genannt. Es ist das Gewand der Adligen. 3. Die aus Seide oder Tuch gefertigten. Sie finden sich nur beim Hochadel und sind nicht leicht anzutreffen. — Einerlei ob *mo-shan*, *pulu-shan* oder Seide- und Tuchgewand, alle sind sie von derselben Form wie das Schaffellkleid. Sie sind auch das Zeremonienkleid der Fandse, und man muss sie anlegen, wenn man die Vorgesetzten besucht oder an grossen Veranstaltungen teilnimmt.

64. *Mo-tzu* und *Pulu* (Anhang: das *pa*-Mass)

Das selbst hergestellte Wolltuch nennen die Fandse *lang-po*. Die Chinesen nennen es *mo-tzu*. Die Herstellung geschieht folgendermassen:

Man nimmt reingewaschene Wolle, spinnst sie mit der Hand und webt sie dann. Das Webegerät² ist noch einfacher als das Holzgerät in Innerchina. Das Weberschiffchen besteht aus einer flachen Holzscheibe, in der Mitte vertieft, oval, mit zwei Löchern auf der Innenseite der beiden Enden. Das Garn wickelt man auf zwei weiche Holzstäbchen zu einem Knäuel und steckt sie in die Löcher, um es damit beim Weben hin- und herzuwerfen. Das Tuch ist ungefähr vier bis fünf Zoll³ breit, ein *fen*³ dick und zwölf bis dreizehn *pa* lang. — Das *pa* ist bei den Fandse das Längemass für Tuch. Man streckt die Arme aus und führt das Tuch über die Brust. Die Spannweite der Arme ist ein *pa*⁴. Vor dem Kleidernähen zerteilen sie das *mo-tzu* in mehrere Teile, nähen es mit Garn zu einer breiten Bahn zusammen und dann schneiden sie es zu. 12-13 *pa* reichen für ein *mo-tzu*-Gewand. Das Weben von *mo-tzu* ist Sache der Fanfrauen. Die Schafwolle dafür wird zum grössten Teil von Chieh-ku in Tsinghai eingeführt. Es gibt eine grobe und eine feine Verarbeitung. Das *mo-tzu* sieht an der Oberfläche fast aus wie Loden⁵. Das beste stammt von Ch'ang-tu. Das von Chan-tui ist zweitklassig. Das grobe *mo-tzu*-Tuch hat Ähnlichkeit mit dem Mapu⁶. In Tatsienlu wird es am meisten vertrieben. Man verkauft es vor allem an die Chinesen. Wird das *mo-tzu* gut mit Bleichmehl gewaschen, dann ist es schön weiss. Wird es nicht gut mit Bleichmehl gewaschen, so ist es dunkel und enthält viel Fett und Schmutz; beim Tragen hält es nicht warm. Es gibt auch Fandse, welche das Tuch mit *Hsi*-Wurzeln⁷ und Rinderblut rotfärben und dann verkaufen.

Man verwebt auch Rinderhaare zu Tuch. Die Chinesen nennen es *niu-mao-mo-tzu* (= Rinderhaar-*mo-tzu*). Meist wird es nur für Behänge⁸, Sitzpolster und Bettunterlagen benutzt.

Die Tibeter spinnen auch Schafwolle zu einem dünnen Faden und weben daraus ein dünnes *mo-tzu*. Es heisst *ch'ou*⁹. Die Chinesen nennen es *p'u-lu* oder *p'u-lo*. Gewöhnlich wird es rot oder dunkelrot gefärbt in den Handel gebracht. Bei den Fandse gilt es als der beste Kleiderstoff. Auch webt man Baumwolle¹⁰ zu Pulustoffen. Dahinein färbt man Punktmuster, oder man zieht mit den Fingern, die man zuvor in Farbe getaucht hat wahllos rote und grüne Streifen hinein. Es heisst dann Bunt-Pulu und wird für allerlei Zierstücke und Kinderkleider verwandt. Eigentlich ist der Pulustoff sehr grob und nicht besonders schön. Die Fandse jedoch halten ihn für kostbarer als die Seide. Jedes Kleid kostet etwa 70-80 Tibetdollar.

1) *Mo-tzu* 襪子 und *p'u-lu* 氈氈 oder *p'u-lo* lassen sich nicht übersetzen. Aus der Schilderung ergibt sich, dass es eben eine Art Wollstoff ist.

2) Hier ist der ganze Webstuhl gemeint.

3) 1 Fen = 1/10 Zoll = 3,2 mm; 1 Zoll = 3,2 cm.

4) Entspricht dem chinesischen *t'ao* (襖), das auch nach der Spannbreite berechnet wird, ungefähr 1, 70 m.

- 5) Ni 緞 wird gebraucht für Sammt, dünnen Filz und Loden. Es ist Wollstoff, bei dem noch die Haare aus dem Gewebe über die Oberfläche sich verbreiten, was unserm Loden ähnlich wäre.
- 6) Hanfleinen.
- 7) Hsi-Wurzel 茜 = *Rubia cordifolia*.
- 8) Chang-mu 帳幕 = Behang, Zeltbelag, Vorhang.
- 9) Ch'ou 丑 ist tibetisch.
- 10) Hsien 線 eigentlich = Faden. Wird aber ohne nähere Bestimmung für Baumwollfäden gebraucht (Peking).

65. Die Geschichte der Hose

Die Fandse hatten in der alten Zeit keine Hosen. Heute noch tragen die Lamas und Frauen keine Hosen. Die Kleidung der Männer des gewöhnlichen Volkes reicht nur bis zu den Knien. Beim Reiten fürchten sie, dass die untere Körperpartie zum Vorschein kommt; und so gibt es welche, die die Unterschenkel umwickeln und Hosen tragen. Beim Wettrennen muss der Reiter eine Hose tragen. Die Hose ist sehr weit und hat keinen Boden. Viele verfertigen sie aus Tibetseide, oder man legt einfach zwei schürzenartige Tücher an und wickelt jedes um ein Bein¹, was dann als Hose gilt. Die heutigen sinisierten Fandse tragen auch die chinesische Tuchhose; aber das ist von 10,000 Fandse nur einer.

Betrachten wir unsere chinesischen Altvordern. Sie hatten Schürzen, aber keine Hosen. Erst nach der Han-Zeit wurde das Hosentragen üblich. Wenn also die Eingebornen von Kham keine Hosen tragen, so ist das nichts besonderes. Ich habe bereits an anderer Stelle gesagt: Die heutigen gesellschaftlichen Zustände in Kham entsprechen denen des China der Chou- und Ch'in-Zeit. — Ferner hatte die Hose der Han- und Wei-Zeit eigentlich nur Beine aber keinen Boden. Die Hose mit Boden hiess *ch'ung-k'ua*. 窮袴². Später hiess sie *k'un* 禪³. Im *Shih-ming*⁴ heisst es: "*K'ua* 袴 heisst überziehen. Jeder Schenkel wird getrennt überzogen". "*K'un* 禪 ist gleich: zusammen-anziehen. Man zieht sie über die Füße an und gürtet sie in den Hüften". Das Zeichen für *k'ua* 袴 findet sich schon früh im *Li-chi*⁵. Das Zeichen für *k'un* 禪 findet sich zuerst im *Shuo-wen*⁶. Von hier aus lässt sich feststellen, dass die Hose vor der Han-Zeit genau so war wie die der Reiter im heutigen Kham. Zwar sind jetzt die alten Dinge Chinas verschwunden, aber man kann sie auf Schritt und Tritt im Volksleben von Kham entdecken. Doch nicht nur bei der Hose trifft das zu. Das Wort: "Sind die Sitten der Chinesen verlorengegangen, so suche sie wieder bei den Barbaren an den vier Grenzen" hat wohl ebenfalls diesen Sinn.

1) Text: 或竟爲兩幅裙衫, 各以一幅圍始有上埤當褲. Offenbar werden die beiden Tücher rechts und links angelegt und um die Schenkel gewickelt.

2) Hose der Armen.

- 3) K'un bedeutet heute kurze Hose. Eine kurze Hose ohne Boden hat keinen Sinn. Wahrscheinlich hatte die besagte Armenhose auch nur kurze Beine.
- 4) Von Liu-hsi; Shih-ming 釋名 = Erklärung von Sachnamen. Geschrieben in der Spät-Han-Zeit (um 200 n. Chr.).
- 5) Verfasst in der Chou-Zeit.
- 6) Von Lü-shen; Spät-Han.

66. *Sonderbare Gepflogenheiten beim menschlichen Bedürfnis*

Die Fandse tragen keine Hosen, oder ihre Hosen haben keinen Boden. So verrichten sie ihr Bedürfnis recht einfach. Sie kauern sich in die Kniee und verdecken so ein Stück Boden und den Unterkörper mit dem Schaffellkleid. Sind sie fertig, dann erheben sie sich sofort. Das Schaffell geht sogleich mit hoch. Da der Saum nicht auf den Boden kommt, bleibt kein Kot und Schmutz daran hängen. Sehr sonderbar ist es, dass sie sich nach dem grossen Bedürfnis nicht abwischen. Da die Fandse Tsamba essen, ist ihr Stuhl trocken und fest, sodass nichts hängen bleibt. Sollte das aber einmal der Fall sein, so kümmert man sich nicht darum, sondern wartet, bis alles trocken wird und von selbst abfällt. Nach Auffassung der Fandse sind die Chinesen sehr schmutzig, wenn sie sich mit etwas abwischen. Die Leute von K'o-erh-k'o¹, von Fandse und Chinesen *Pi-peng-tzu* genannt, zogen in der Ch'ing-Zeit immer durch Kham, um dem Kaiser Tribut zu zahlen. Die Khambewohner erzählen von ihnen, wenn sie ihr grosses Bedürfnis verrichteten, mussten sie es stets am Rande eines Baches, Flusses oder Wassers tun. Waren sie fertig, dann schöpften sie mit der Hand Wasser, um sich abzuwaschen. Wir hätten damit noch eine andere Sitte.

- 1) K'o-erh-k'o 廓爾喀, chinesischer Name für Nepal.

67. *Das Hemd der Fandse*

Die meisten Fandse haben kein Hemd. Man sagt, die Gewohnheit kein Hemd zu tragen, stamme eigentlich aus der alten Zeit. In den letzten Jahrzehnten aber haben sie das Hemd den Chinesen nachgemacht. Die eingebornen Fürsten, Lamas und Reichen verfertigen ihr Hemd aus Tibetseide. Ihren Kragen verzieren sie dabei mit einer Borde aus Goldbrokat. Die Männer des gewöhnlichen Volkes nähen es aus weissem Tuch, die Frauen hingegen aus rotem¹. Die Fäden sind grob und das Tuch ist dick. Von jeher führen sie dafür aus Szechwan einheimisches Tuch² ein. Heute gebrauchen viele auch englisches Tuch mit schiefer Faserung. Das Hemd wird seitlich mit chinesischen Tuchknöpfen geschlossen³. Es ist genau so wie das alte chinesische Hemd⁴, nur etwas kürzer. Der untere Rand ist eigenartigerweise franzeliger, weil er nicht eingesäumt ist. Die Art wie die

Fandse das Hemd anziehen ist ebenfalls sehr merkwürdig. Zuerst ziehen sie den Schafpelz an und, nachdem sie sich die Hüften gegürtet haben, entkleiden sie wieder den Oberkörper und ziehen das Hemd an. Dann streifen sie wieder das Schaffellkleid darüber. Infolgedessen rutscht der Saum des Hemdes immer wieder frei im Hüftsack herum. Nach Fandsebrauch steckt man den rechten Arm nie in den Ärmel. Bei anstrengender Arbeit streifen sie beide Ärmel ab und stecken sie in den Gürtel. Nur das Hemd bedeckt die Brust, Leib und Arme. Weil das Hemd kurz ist, der untere Saum aber nicht an der Hüfte eingegürtet ist, so kommt beim Bücken und Strecken Brust und Rücken immer wieder zum Vorschein. Auch bei den Frauen ist es so. Einmal sah ich in der Familie eines Freundes, wie seine Fanfrau Kleider wusch. Dabei kamen die Lenden halb zum Vorschein. Ihr Mann, aus Furcht, der Gast könne es bemerken, stocherte daher mit dem Stock danach, damit sie selber aufmerksam würde. Seine Frau aber meinte, er wolle scherzen, drehte sich lachend herum, um dann ihre Arbeit fortzusetzen. — Wenn die Fandse zuerst den Pelzrock anziehen und dann erst das Hemd, so kommt das daher, dass sie keine Hosen tragen und der Pelzrock den Schurz ersetzen muss. Meine Fanfrau hat allerdings Hosen, aber sie kleidete sich immer noch auf diese Weise an. Als man ihr sagte, sie solle zuerst die Unterkleider und dann die Oberkleider anlegen, hörte sie nicht darauf. Erst nach einem halben Jahr hatte sie sich umgestellt. Die Fandse waschen ihr Hemd fast nie. Schweiß und Schmutz sammeln sich am Kragenrand und glänzen wie Fett. Erst wenn es zerrissen ist, legen sie es ab. Nur jene, die in stetem Verkehr mit den Chinesen stehen, haben das Kleiderwaschen gelernt.

1) In China wurde bis in die neueste Zeit das Hemd in verschiedenen Farben getragen. Vgl. Chin. Romane.

2) D.h. nach altem bodenständigen Verfahren gewebt. T'u-pu (土布).

3) Genau so wie heute das gewöhnliche chinesische Obergewand (i-shang, ch'i-p'ao) seitlich geschlossen wird, daher im Text 偏襟 p'ien-chin.

4) 小褂子, hsiao-kua-tzu.

68. Tabelle für die Kleiderstoffe der Fandse

Heute lebt noch ein gewisser Herr Yang Chung-hua aus Tatsienlu. Er hat einen Artikel verfasst: "Verhältnisse in Kham", der in der Monatschrift "Hsin Ya-hsi-ya" (Neu-Asien) erschienen ist. Er stammt von der Szechwan-Grenze und ist in Kantse und andern Orten Lehrer gewesen. Im allgemeinen weiss er gut Bescheid über die Verhältnisse in Kham. Sein Aufsatz ist lesenswert. Darin ist auch eine Tabelle enthalten: "Tabelle der Kleiderstoffe in Kham", im Kapitel: "Kleidung der Khambewohner". Ich lasse sie hier (mit Verbesserung einiger Stellen) folgen.

Arten	Name	Erzeugungsland	eingeführt über:	Farbe	Verwendung	Bemerkungen
	Mo-pu ¹	Kham		ungefärbt, rot, gelb, purpurn, grün	Kleider, Schürzen, Stiefel, Bonzenmäntel, Schuhe,	
	Ausländisches Tuch	China, Übersee, Ausland	Szechwan, Yünnan Kansu, Tibet	weiß, rot grün, blau	Kleider	Es gibt zwei Arten aus- ländisches Tuch: feine Chine- sensorte für die Reichen, grobe Barbarensorte für die Armen
Tuch	Baumwolltuch	Szechwan, die Hu- provinzen, Kansu	Szechwan, Yünnan Kansu, Tibet	"	"	
	Baumwolle	"	"		Wattekleider, Dochte für die Butterlampe	
	Chua-jung ²	Kantse (Kham)		ungefärbt, rot gelb	ungefärbt für Kleider, gelb für Lamagewänder, Stiefel, Schuhe	
Ni ² (Wollstoff)	P'ulu ¹	Tibet (Kham)	Tibet	violett, purpurn, rot, grün	Kleider, Stiefel, Lamage- wänder	Schwarzer und weißer mit Brokatmustern aller Farben, nur für Sitz- und Sattel- polster
Jung (Loden)	Tsang-p'in	Indien	Tibet	"	Kleider, Stiefel, Matratzen- ränder	Es sind große Wollstoff- Bahnen von 6-7 Ellen Breite
	Chia-tzu-ni	"	"	"	"	
	Kui-tzu-ni	"	"	"	"	
	Teng-ts'ao-ni ⁴	"	"	"	"	
	Tsai-jung ⁵	Tachin, Hsining	Tibet	alle möglichen Muster	Sitzkissen, Bettpolster, Sattelbelag	In Peking "chan-yü (tsai- jung) genannt
	Goldbrokat	Indien	Tibet	Goldfadenmuster	Kleiderkragen, Umhang- mäntelchen	
	Silberbrokat	"	"	Silberfadenmuster	"	
Ch'ou-tuan (Seide) ⁶	Ning-Seide	Kiangsu, Szechwan	Szechwan, Yünnan Kansu	dattelrot, blau, grün, purpurn	Kleider	
	Mopen-Seide	Szechwan, Chekiang	"	gemustert mit runden und eckigen <i>shou-</i> <i>Zeichen</i> ¹⁰	"	

Arten	Name	Erzeugungsland	eingeführt über:	Farbe	Verwendung	Bemerkungen
Ch'ou-tuan (Seide)	Fu-ch'ou ⁷	Shantung	Tibet	elfenbeinfarben	Hemden, kurze Hosen	
	Ta-ch'ou ⁷	"	"	rot, weiß, gelb, blau	Hemden	
	Mao-ch'ou ⁹	unbestimmt	Tibet	rot, weiß, farbige Streifen	Hemden, weite Männerhosen = Pumphosen an den Knien zugebunden	
	Chien-ch'ou ⁸	Szechwan, Shangtung	Szechwan, Yünnan Kansu	rot	Hemde, Kopftücher	
	Altschaf-Fell	Kham			Fellkleider	
	Lammfell	Kansu	Tsinghai (Kukonor)		Fellkleider	
	Fuchsfell	Kham		Mützen	Fuchsfell nur selten für Kleider. Die Mütze ist ein ganzes Fuchsfell	
Felle	Biberpelz	"			Kleidersaum	
	Panterfell	"			Kleidersaum, Bettpolster Sitzpolster	
	Tigerfell	Yünnan	Yünnan		"	
	Wolfsfell	Kham			Bettpolster	
	Angorawildkatze	"			Kleider	
	Baumwollfäden	Szechwan	Szechwan		zum Kleidernähen	
Fäden	Seidenfäden	"	"		"	
	Rohseidenfäden	"	"		"	

- Anmerkungen:
1. Cf. Kap. 64.
 2. Ni (呢): Wollstoff, bei dem die Haare nicht hervor-
stehen. Oft auch für "Filz" gebraucht. — Jung (絨)
ist Wollstoff mit hervorstehenden Haaren (Loden,
Sammt, Plüsch usw.)
 3. Chua-jung: Sammt, mit kurzen Haaren.
 4. Teng-ts'ao-jung: Sammt mit Rillen (Manchester-
sammt)

5. Tsai-jung: mit langen Haaren, teppichartig, Plüsch.
6. Ch'ou-tzu: Seide, dünn, stark, für Sommerkleider.
Tuan-tzu: Seide, dick, weniger stark, f. Winterkleider.
7. Fu-ch'ou: gewöhnlich unter dem Namen "Schantung-
seide" bekannt.
8. Chien-ch'ou: eine Art Rohseide.
9. Mao-ch'ou: Haarseide, mit haariger Oberfläche.
10. Shou: Hohes Alter.

69. *Der Fandse Schneider (Nadel und Zwirn)*

Die Fandse nennen den Berufsschneider *juo*. Die Chinesen betiteln ihn mit Barbarenschneider. Dieser Beruf findet sich sowohl beim gewöhnlichen Volk wie auch bei den Lamas. Bügeleisen, Elle und Messschnur sind unbekannt. Sie haben nur Schere, Nadel und Zwirn. Auch Tisch und Unterlage sind ihnen fremd. Sie hocken sich auf den Boden, legen den Stoff ungeachtet seiner Kostbarkeit auf die Erde, schneiden zu und nähen. Bei den Kleidern der Fandse kommt es nicht sehr auf das Massnehmen an. Der Handwerker streckt die Arme aus und misst sein *pa* ab. Er schätzt, ob etwas zu viel oder zu wenig ist, und bestimmt so Grösse und Weite, sodass nichts zu viel oder zu wenig ist. Nach der Sicherheit in ihrer Messkunst bestimmt sich Güte oder Minderwertigkeit des Handwerks. Ihre Nadeln und ihren Zwirn beziehen sie alle von Szechwan. Die Nadeln werden in Szechwan nach ortsüblichem Verfahren hergestellt. Zwar wurden die Nadeln in Szechwan ausnahmslos in den letzten Jahren vom Ausland bezogen (Kuangtung-Nadeln); wenn aber trotzdem das bodenständige Nadelgewerbe noch nicht erloschen ist, so kommt das daher, dass das Absatzgebiet immer noch vorhanden ist. Der Zwirn wird aus Szechwan-Baumwolle gedreht und von Ya (Szechwan) eingeführt. Vor der Ausfuhr wird er in den verschiedensten Farben gefärbt: rot, grün, schwarz, gelb usw. Dann wird er in Stränge gedreht wie Ölgebäck, etwa 2 Zoll lang. Er heisst Barbarenzwirn. Der Zwirn ist fast so dick wie eine Schnur und die Nadel wie ein Schusterpfriem. Sie passt so recht in eine Fandsehand. Diese zwei Dinge finden sich nicht in Kham. Sie werden über 1000 Li weit verhandelt, weshalb der Preis recht hoch ist. Der Barbarenschneider schätzt sie als erstklassige Ware, ja sie ist ihm so wertvoll wie Nahrung und Kleidung. Wenn darum ein Reisender im Grenzland Nadeln und Zwirn mit sich führt und sie den Leuten schenkt, so wird er stets grossen Dank ernten.

Chinesen, die nach Tibet wandern, gebrauchen jedoch nicht den Barbarenzwirn und die bodenständige Nadel. Sondern ehe sie sich dorthin begeben, decken sie sich meist ein mit Kuangtung-Nadeln und ausländischem Zwirn. Heute verkaufen alle dort ansässigen Chinesen Kuangtung-Nadeln und ausländischen Zwirn. Auch die Fandse führen sie allmählich ein. Zur Zeit ist der chinesische Schneider dort überaus begehrt. Voraussichtlich werden nach 30 Jahren keine einheimischen Nadeln und kein Barbarenzwirn mehr nach Kham eingeführt werden und es wird auch keine einheimischen Schneider mehr geben.

70. *Die Fandsestiefel*

Die Fandse haben keine Schuhe. Ihre Stiefel heissen *t'o*. Die Chinesen nennen sie *han* oder Barbarenstiefel. Dieses *han* 鞞 wird genau so gelesen wie das Zeichen 懃. Was im *K'ang-yu chi-hsing* als *k'ang* 康 bezeichnet wird ist dasselbe. Die Machart unterscheidet sich von der

chinesischen vor allem in den Sohlen. Die chinesischen Stiefelsohlen sind sehr fest und dick und halten solange wie der Stiefel. Die Sohlen der Fandsestiefel sind nur dünne Ledersohlen. Sind sie zerrissen, so werden sie erneuert. Die Sohlen eines Stiefels können mehrere zehnmal erneuert werden. Die chinesischen Stiefelsohlen sind flach, die der Fandse hingegen spitz und nach oben gekrümmt. Sie sehen aus wie die mittelalterlichen Schiffsschnäbel der *sha*-Schiffe¹. Die Fandse halten die hochgerichteten und aufwärtsgekrümmten Stiefelschnäbel für die schönsten. Mit dem Alter jedoch werden auch die Stiefelspitzen wieder flach. Wenn die Sohlen mehrmals gewechselt worden sind, gibt es keine hochgerichteten Schnäbel mehr und die Stiefel sind nichts mehr wert. Die Stiefelschäfte werden aus rotem *mo-tzu* gemacht und mit *p'ulu* verbrämt. Innen werden sie mit einer Schicht Filz gefüttert. Die Fandse tragen die Stiefel an den blossen Füßen und binden den obern Teil mit einem Band an den Waden fest. Da die Sohle weich ist, können sich die Zehen fest auf den Boden setzen, sodass man ohne auszugleiten übers Eis gehen kann. Die Chinesen verlachen diese Stiefel als plump. Die Fandse jedoch rühmen sie als sehr bequem im Gebrauch. Nach längerem Tragen werden sie schmutzig und stinkig, sodass man sich kaum nähern kann. Waschen kennen die Fandse nicht. Jedesmal wenn sie die Stiefel ausziehen stülpen sie die Schäfte um, um so den üblen Geruch auszulüften.

Ich zog einmal von Mao-niu nach Tung-ku. Der Kutscher von Mao-niu nahm zwei junge Frauen mit. Sie trugen lange Kleider und zogen mit leeren Händen barfuss einher. Nur über dem Rücken trugen sie beide Stiefel. Unterwegs scherzten und schäkerten sie mit den einheimischen Soldaten und mit den Ulawa. Ihr Benehmen war recht frei, sodass sie die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zogen. Damals war ich kurz nach Kham gekommen und begriff nicht, warum sie die Stiefel auf dem Rücken trugen. Als ich in Tung-ku ankam, übergab ich meine Sachen dem Ulawa und begab mich ins Gasthaus zum Mittagessen. Da sah ich die beiden gerade angekommenen Frauen graziös und zierlich über den Markt spazieren, Kopf und Kleider schmuckbehangen und mit Stiefeln an den Füßen. Die hatten sich plötzlich verändert. Unwillkürlich musste ich lachen. Die Mao-niu-Leute halten Tung-ku für eine grosse Marktstadt. Daher nutzten die Frauen die Gelegenheit der Beamtenbegleitung aus, um auf den Markt zu gehen. Ihren Silberschmuck hatten sie zuerst im Busen verborgen und die Stiefel nahmen sie unterwegs auf den Rücken, um die Schnäbel ihrer neuen Stiefel zu schonen.

Es gibt noch eine Art, die vollständig aus Leder gemacht ist. Man nennt sie *ko-t'o*. Die Fandse nennen das Leder *ko*. Es gibt auch Stiefel nach Art der Chinesenstiefel. Sie heissen *chia-t'o*, d.h. Chinesenstiefel. Die Stiefel, welche die Männer tragen, haben eine mehrere Zoll dicke Sohle. Die, welche die Frauen tragen, haben dünne Sohlen, Wolkenmuster

und blumige Ränder, ähnlich wie die weichen Stiefel bei der Theaterkleidung. Eigentlich sind sie alle von derselben Art wie in Alt-China.

Bei den Fandse finden sich keine Pantoffel. Man trägt sie nur selten und alle kommen aus den westlichen Kreisen von Szechwan. Die Fandse nennen diese Pantoffel *chia-t'o*, und auch die chinesischen Tuschuhe nennen sie so.

- 1) *Hang-hai sha-ch'uan* 航海沙船 = seetüchtige Dschunken.

71. Die wiederentdeckte Schürze¹

Die Fandsefrauen tragen über den Hüften eine Schürze². Oben schliesst sie mit den Hüften ab, unten reicht sie bis zum Saum des Kleides. Sie bildet ein Quadrat. Ihr Name ist *po-k'o*. Es gibt solche die aus Rinderhaartuch verfertigt sind, solche aus Tuch, solche aus *p'ulu*. Wenn man die Feierkleider trägt, dann muss sie dabei sein. Bisweilen zieht man sie auch bei der Arbeit an. Lamas, die bei Geistertänzen als Buddhadarsteller auftreten, müssen sie tragen. Diese ist jedoch nur aus Seide. — Yao Ying sagt in seinem *K'ang-yu-chi-hsing*³, es sei die Schürze (*fei* 芾) der alten Chinesen. Und wenn wir im *Shih-ching* das Kapitel über *Hsiao-ya* nachlesen, so finden wir: "Wer eine rote Schürze (芾) trägt ist Kaiser". Im *Ts'ao-fung*⁴ heißt es: "300 rote Schürzen (芾)". Dieses *fei* 芾 lesen alle wie *fei* 沸. Im Altertum war es ein Opferkleidungsstück, welches die Kniee verhüllte. Dieses Zeichen wird eigentlich 巾 geschrieben. Zuerst schreibt man ein — und dann ein 巾 (*chin*), also anders wie das Zeichen 巾 (*shih*). Im *Shuo-wen* heißt es: "Erklärung des Zeichens 韠, *pi*: Im Altertum diente es als ein Kleidungsstück um die Vorderseite zu verdecken. Das Bild davon ist 巾, *fei*. Der Kaiser trägt eine zinnoberrrote Schürze 巾, die Fürsten tragen eine rote Schürze, die *Tai-fu* 大夫⁵ tragen eine rote mit dunkelgrünen Bändern. Es gehört zur Wurzel 巾, *chin*, welches "tragen" ausdrückt. — Die Erklärung des Zeichens 韠, *pi*, ist im *Shuo-wen* verhältnismäßig genau und zuverlässig. Es heißt dort: "Das *fu* 韍 dient dazu, die Vorderseite zu verdecken. Man nimmt dazu ein Leder, unten zwei Ellen breit, weiter oben eine Elle und am Hals fünf Zoll". Die Erklärung zum *Ts'ai-shu*⁶ (*Hsiao-ya*) sagt: "Bei den kaiserlichen Gewändern heißt es *fei* 芾, bei andern Kleidern heißt es *pi* 韠". Daraus ersieht man, daß *fei* und *pi* ursprünglich dasselbe waren. Die aus Tuch oder Seide verfertigten heißen *fei*, die aus Leder *pi*. Nach der Han-Zeit änderte sich der Name zu *fu* 韍. Das Seiden-*po-k'o*, das die heutigen Fandse beim Geistertanz tragen, ist das *fei* 芾 oder 巾 in Altchina. Das *po-k'o* aus Rinderhaaren oder Leder, das die Frauen aus dem Volk tragen, ist das *pi* 韠 oder *fu* 韍 in Altchina. Die Sitte, das *pi* und *fu* zu tragen, ist seit der T'ang-Sungzeit verschwunden. Die Fandse aber konnten es bis auf den heutigen Tag beibehalten. So sage ich immer zu den Forschern

des chin. Altertums: "Man soll unbedingt nach Kham gehen". Hier wird es bezeugt.

1) Fu, fei 蒂 ist sowohl der ringsum geschlossene Rock als auch die Schürze. Darum wird es bisweilen mit Rock, Schurz, Schürze übersetzt.

2) Im Text steht fang-ch'un 方裙, was im heutigen Sprachgebrauch einfach Schürze bedeutet.

3) Kang-yu chi-hsing 康輶紀行 = Erinnerungen an eine Khamreise; aus der späten Ch'ing-Zeit.

4) Tsao-fung 曹風 ist ein Teil des Shih-ching.

5) Tai-fu 大夫, ein Beamtentitel aus der Chou-Zeit.

6) Ts'ai-shu 采菽, ein Gedicht im Hsiao-ya, erklärt unter dem obigen Titel.

72. Die verschiedenen Zopfarten

Die Fandsemänner flechten alle ihre Haare, schlingen sie um den Kopf und hüllen sie in ein Tuch. Die Zöpfe sind so klein wie ein Pfriem. Sogar sie selber halten sie nicht für schön. Darum nehmen sie Rinderhaar und flechten einen armdicken etwa 1 *chang* langen Zopf (= 3m), den sie aussen (sc. um den Kopf) herumlegen. Wegen der gleichen Farbe ist ihr Haar dem Rinderhaar sehr ähnlich. Von weitem macht es wirklich den Eindruck, als hätten sie einen üppigen Haarwuchs. Die Hirten und Tsang-pa-wa im westlichen Kham tragen zum grossen Teil diesen Kopfschmuck.

Noch mannigfacher sind die Arten der Frauenzöpfe. In der Gegend von Kangting flechten die Frauen eine Handvoll roter, weicher Haarschnüre aus Gänseflaum in das Zopfende, den sie dann um den Kopf schlingen. Diejenigen, die Trauerkleider tragen, nehmen dazu weisse und grüne Fäden. Um die Hässlichkeit des Haarmangels zu verdecken, betragen die Schnüre ein Mehrfaches der Haare. Oder sie flechten Rinderhaare als falsche Haare in den Zopf. Die unverheirateten Mädchen binden ihren Zopf nach der in Innerchina üblichen Art. Die Mädchen von Taofu flechten nur einen Zopf. Erst nach der Heirat flechten sie zwei. Die Frauen von Luho, Chu-wo bis nach Kantse lösen das Haar in Strähnchen auf und flechten diese zu zahlreichen Zöpfchen, die den Kopf umsäumen. Diejenigen, welche Chinesen geheiratet haben, flechten das Haar nach Kangting-Art, die man "Chinesen-Frisur" nennt. In Chanhua flicht man ausser den kleinen Zöpfen noch zwei *ts'a-ya* hinzu. Beim *ts'a-ya* nimmt man die Stirnhaare der rechten und linken Schläfe eigens heraus und löst sie Haar für Haar auf. Dann flicht man, jedes Haar als Einheit nehmend, einen bandartigen Zopf mit dem Muster eines 人 -Zeichens (Mensch), ungefähr drei Finger breit. Nachdem man sie getrennt um die linke und rechte Kopfseite geführt und rückwärts miteinander verbunden hat, vereinigt man sie mit den kleinen Zöpfen. Die Fandse haben eigentlich wenig Haare.

Wenn sie es nun in mehrere kleine Zöpfe zerlegen und dazu noch zwei *ts'a-ya* flechten, dann ist das eine Arbeit, noch feiner als das Weben von Seide. Jedesmal, wenn sie sich die Frisur herrichten, laden sie einen besonders Kunstfertigen ein, der das tut. Erst in drei Tagen ist man fertig. Aber jede Frisur hält mehrere Monate ohne in Unordnung zu kommen. Die Zopfform von Lihua ist im grossen und ganzen der von Chanhua gleich. Nur fügt man in den Zopf noch drei Tuchbänder, die auf dem Scheitel zusammengefasst werden und so drei Felder abteilen. Sie heissen *Chê-ha*. Auf diese steckt man drei silberne, musterverzierte, stumpfe konische Nadeln, die *nieh-p'o* heissen. Einerlei, ob arm oder reich, in keiner der vier Jahreszeiten fehlen sie. In Tunku machen die Frauen viele kleine Zöpfe. Die Verheirateten stecken zum Schmuck auf den Scheitel eine stumpfe Korallennadel, welche *i-ku* heisst. Jungfrauen und Witwen tragen sie nicht. In Patang gibt es jedoch viele, die sich eine chinesische Frisur flechten¹.

1) Der Autor erwähnt hier nicht die sooft in andern Büchern beschriebenen Rückenbänder der Fandsefrauen. Aber S. 91 bringt eine Aufnahme mit folgender Erklärung: "Rückseite einer adligen Frau. Drei breite Bänder voller Silberstücke (Geld) und Meermuscheln, welche mit Goldfäden eingefasst sind. Diese Sitte ist am meisten bei den Hirten verbreitet. Die Dörfler verfertigen meist aus Gold, Silber, Perken und Muscheln ein *ying-lao*, welches an Hüften und Armen getragen wird".

73. Ohrschmuck

Fandse-Männer und Frauen tragen alle Ohrschmuck. Die Frauen tragen ihn an beiden Ohren, die Männer nur am linken. Es gibt auch welche, die in Frucht, ihr Söhnchen sei schwer grosszuziehen, auch einen durch das rechte Ohr ziehen, ihn so als Mädchen schmückend, um dadurch Unglück abzuwenden. Es gibt zweierlei Ohrschmuck. Die eine Art ist rund. Man nennt sie Ohrringe. Man nimmt Gold oder Silber, welches man grob in Drachenform schnitzt. Aussen legt man Korallen oder *sung-erh-shih* ein. Eine andere Art ist länglich, Ohrgehänge genannt. Sie sind alle aus Gold. Oben tragen sie einen Ring zum Einhängen ins Ohr. Der untere Teil besteht aus zwei länglichen Gliedern mit eingefasster grüner Jade oder Korallen. Sie sind bis zu zwei Zoll lang. Der Ohrschmuck der Fandse ist sehr grob und schwer. Der Ring zum Einhängen ins Ohr ist so dick wie ein Kerzendocht und nicht glatt. Wenn man ihn in das Ohr einhängt, gibt es einen knarrenden Ton. Der goldene Ohrschmuck ist ungefähr ein *liang* schwer, was das Ohrfleisch nicht aushalten kann. Man hilft stets mit einer Lederschnur nach, die über den Scheitel gelegt wird. Trotzdem gibt es noch welche, bei denen das Ohrläppchen ausgerissen ist. Die Fandse haben das aber ganz gern. Ist das Loch im

Ohr ausgerissen, dann bohrt man ein neues. Selbst Leute im mittleren Alter entbehren nicht den Ohrschmuck.

74. *Ring und Armband*

Alle Fandse-Männer und Frauen tragen Ringe. Die Reichen haben goldene mit Einlagen von Mila, Perlmutter, Bernstein, Korallen, grüner Jade, roten oder blauen Edelsteinen. Die der Armen sind aus Silber mit eingelegten falschen Korallen. Die eingravierten Muster sind nicht fein. Bei der Arbeit kann man ihn auch ablegen. Bei Festgelagen, Singen und Tanzen geht es nicht an, ihn nicht zu tragen.

Der Armring der Fandse ist aus Gold oder Silber, überaus plump und schwer, ohne Perlen- und Jadeeinlage. Die meisten sind doppeldrachenförmig geschnittene hohle Ringe und so dick wie ein Finger. Es gibt auch sehr schöne Perlschnüre, die um die Handknöchel geschlungen werden und die Armbänder vertreten.

75. *Kragenspange und Halskette*

Die Fandsefrauen tragen alle Kragenspangen. Sie sind aus Silber und bestehen aus zwei ineinandergreifenden Knöpfen, worauf Muster von drei zusammenhängenden Kreisen gegraben sind. Sie werden an den Enden eines golddurckwirkten Seidenbandes aufgesetzt. Beim Anziehen legt man es aussen um den Hemdkragen und knöpft es zusammen, ähnlich wie ein europäischer Schlips. Die Männer tragen diesen Gegenstand nicht. Aber sie nehmen Perlen und Edelsteine, fügen sie zu einer Halskette welche sie um den Hals legen. Die verschiedenen Perlen oder Edelsteine können vorhanden sein oder fehlen; was immer da sein muss, ist Perlmutter.

76. *Amulette*

Im Fandsevolk trägt jedermann ein Amulett. Es ist gewöhnlich eine silberne hohle Kapsel. Es gibt auch goldene. Sie sind entweder kegelförmig, viereckig, oder kannenförmig. Die Arten sind nicht gleich. Darin steckt ein Buddhabild mit einem die Person beschützenden Zauberspruch; auch ein Kultgegenstand, der vom Grosslama getragen oder besprochen wurde, tut das gleiche. Man befestigt es an einem Band, welches oben über den Hals gelegt wird und unten bis zur Hüfte herabhängt. Man sagt, wenn man dieses Ding trägt, so könne man den Teufel und die Krankheiten damit vertreiben. Bei den wirkkräftigen kann einen nicht einmal eine Gewehrkugel verwunden. Man sieht auf den Wegen stets Wanderer, welche das Amulett tragen, das so gross ist wie ein Tou-Mass, und unablässig Gebete und Sprüche murmeln. Sie halten auf der Reise das Amulett für den besten Gefährten und mächtigsten Beschützer.

77. *Die doppelte Verwendung des Rosenkranzes*

Die Fandse, einerlei ob Mann oder Frau, tragen überall und jederzeit einen Rosenkranz bei sich. Er hat einen zweifachen Zweck: 1. Das Merken der Anzahl der hergesagten Gebete und Sprüche. Immer und überall sagen die Fandse ihr *Om-mani* und andere Gebete her, um Glück zu erbitten. 2. Zählen von Silbergeld. Die Fandse haben kein Rechenbrett und keine Zählmarken. Daher gebrauchen sie diesen Gegenstand zum Zahlen Merken. Die Perlen sind gewöhnlich aus gelbem Pappelholz gedreht und werden in Szechwan gemacht. Man färbt sie auch schwarz. Nur selten werden sie aus violetter oder schwarzem Sandelholz gedreht und kommen von Yünnan. Ganz wenige sind Feigenkörner¹ aus Indien. Die allerkostbarsten sind aus Korallen und Edelstein verfertigt. Man sieht sie nicht oft. In den letzten Jahren werden auch von Europäern hergestellte Rosenkränze aus falschen Korallen und Glas eingeführt. Junge Burschen und Mädchen gebrauchen sie sehr gerne. Bonzen, Adelige und erfahrene Lehrer kaufen sie noch nicht. — Die Perlen sind so gross wie Erbsen, haben runde Löcher und werden auf einen rohen Seidenfaden oder auf eine Schnur aus Wasserhirschleder aufgezogen zu einem Kranz. Jeder Kranz hat 108 Perlen. An zwei gegenüberliegenden Punkten ist je eine Korallen- oder Milaperle. Auf die durchgezogene Schnur werden zwei wasserhirschlederne Riemen geknüpft, die sehr dick sind. Darauf sind 10 kupferne Ringe aufgezogen. Am Ende sind zwei Amulette und anderer Zierrat angebracht. Die Kupferringe sind auf dem wasserhirschledernen Riemen sehr fest aufgereiht, sodass sie sich eben noch bewegen lassen. Bei jedem Gebet oder Spruch oder zu merkenden Zahl greift die Hand eine Perle und schiebt sie der Reihe nach weiter. Hat man einen Kranz absolviert, dann hat man 108 Marken. Alsdann schiebt man einen Kupfering auf dem wasserhirschledernen Riemen weiter. Sind die Ringe auf dem Riemen alle fertig, so weiss man, dass es 1080 Gebete sind. Diese zählen als 1000 Marken, was man "*tung-ch'a-chi*" nennt. Sind die Ringe beider Riemen zu Ende, so weiss man, dass es zweitausend sind. Die Fandse nehmen 1000 als eine runde Zahl. Beim Beten geht man jedesmal nicht über 2000 hinaus. Ihr Rosenkranz kann daher nur bis 2000 zählen und dann ist Schluss. Für Zahlen, die über zweitausend hinausgehen, bindet man eine oder mehrere Schnüre in der Nähe der Bernsteinperle fest, um die Tausender zu zählen.

1) *Ficus religiosa*.78. *Anhängsel*

Ausser den oben erwähnten kostbaren Schmuckgegenständen, welche sich die Fandse anhängen, hat man noch mannigfaches anderes Gehängsel am Gürtel. Es sind etwa folgende:

1. Hängemesser (Gurtmesser). Es wird gebraucht beim Essen von Rindfleisch.

2. Feuerzeug. Um mit Steinschlagen Feuer zu gewinnen. Streichholz ist in Kham noch nicht verbreitet. Die Leute gebrauchen daher stets den Stein zum Feuermachen.

3. Schnupftabakdose. Sie ist aus Rinder- oder Schafhorn und enthält Tabakpulver. Beim Gebrauch setzt man den Nagel des linken Daumens auf das Zeigefingerglied. Die rechte Hand streut das Tabakpulver auf den Fingernagel, den man zum Nasenloch führt. Dann zieht man es kräftig ein. Diese Sitte ist von der Mandschurei eingeführt und ist jetzt ganz allgemein in Kham verbreitet. Bei vielen Fandse-Männern ist die Tabaksucht sehr gross. Alle 10 Minuten schnupft man einmal Tabak. Man gebraucht nur guten Tabak. In unserer Reisegesellschaft war einer, der es einmal versuchte Tabak zu schnupfen. Aber er hatte kaum etwas eingezogen, als die Tränen nicht aufhören wollten zu fließen. Er behauptete, er sei hundertmal schärfer als Senf, und er könne nicht begreifen, wie die Fandse gerade darauf so versessen sind.

4. Schneuztuch. Es ist gewöhnlich ein buntes Stück *p'ulu*. Es wird mehrfach zusammengefaltet und mit einem Faden am Gürtel befestigt und in die Brust gesteckt. Es dient zum Schneuzen. Nach der Fandsesitte schneuzt man sich nicht auf den Boden, sondern ins Taschentuch, was der europäischen Sitte sehr ähnlich ist. Doch waschen sie ihr Taschentuch nicht. Der trockene Schleim bildet mehrere Schichten. Beim Entfalten betäubt einen fast der Gestank. Dies ist allerdings nicht mehr europäisch.

5. Tabakpfeife. Das Rauchen von Trockentabak ist nicht so allgemein wie das Tabakschnupfen. Darum tragen nur wenige Vorsteher diesen Gegenstand.

6. Das Hüftschwert. Diesen Gegenstand müssen die Fandse tragen, sooft sie auf Reisen gehen. Es ist über zwei Ellen lang. Die Scheide ist mit ungegerbtem Rindsleder überzogen. Der Griff wird mit Kupferdraht umwickelt und mit Perlsteinen besetzt. Man trägt es an der Hüfte als eine Schutzwaffe. Dass bei den Fandse so viel Mord vorkommt, kommt daher, dass jeder ein Schwert trägt.

79. Gabelflinte

In den Waffen sind die Fandse stets den Chinesen gegenüber rückständig gewesen. Zur Zeit als Yüeh Chung-chi 岳鍾琪¹ den Westen unterwarf, gebrauchten diese Leute noch Schwert, Speer und Rohrpfel (Bambuspfel). Später machten sie die chinesischen Hornbogen und Holzpfeile nach. Sie waren damit gerade so weit, als sie der westliche Streifzug des Ch'ien Lung 乾隆 traf, der bereits offene Feuerflinten ver-

wandte. Später machten sie die chinesische Feuerflinte nach. Als sie darin gerade so weit waren, traf sie die westliche Befriedungsexpedition des Chao Erh-feng² 趙爾豐, der schon wieder das Schnellgewehr benutzte. Heute erwerben sich die meisten Fandse das Schnellgewehr. Kanonen, Maschinengewehre haben sie nicht einmal im Traum gesehen. (Nur die tibetische Regierung hat von England Kanonen und Maschinengewehre gekauft. Wenn diesmal die Szechwan-Kham-Armee Dergé halten konnte³, so verdankten sie das den Kanonen). Genau so hinkt China, einerlei wie, den starken Ländern Amerikas und Europas immer wieder nach. Sind auch die Waffen der Fandse sehr plump, so verstehen sie es, sie überaus geschickt zu gebrauchen. Früher, als man noch offene Feuerflinten verwandte, fügte man, aus Furcht das Feuer könnte die Hand beben machen und so die Zielsicherheit beeinträchtigen, am Flintenkopf eine Holzgabel an. Beim Gebrauch setzte man die Gabel auf die Erde, legte die Flinte darauf und feuerte. So konnte man jedesmal treffen. Wenn sie jetzt Schnellgewehre kaufen, fügen sie ebenfalls eine Gabel hinzu. Die Gabel ist aus zwei kräftigen Stangen festen und harten Gelbholzes, *huang-mu* 黃木, gefertigt. An der Spitze bringt man Widderhörner an; der Mittelteil wird mit Kupferblech beschlagen. Am Oberteil befestigt man eine drehbare Achse. Die Arbeit ist vortrefflich. Hervorragende Gewehre haben dazu noch goldene und silberne Verzierungen. Auf dem Kolben sind Muscheln und Perlen eingelassen. Jedes Gewehr kostet 7-800 Tibetdollar. Die Ziereinlage kostet auch noch 4-500 Dollar.

Die Fandse schießen nicht leicht. Wenn sie schießen, dann töten sie auch einen. Schätzen sie den Feind noch für zu weit, sodass er nicht mit einem Treffer zu fällen ist, dann schießen sie nicht. Von den Gewehren, die sie jetzt haben sind die Hälfte noch offene Feuerflinten. Von den den Schnellgewehren haben sie alle chinesischen und ausländischen Fabrikate. Die meisten sind von den Grenzsoldaten abgekauft. Einige sind aus Hsining, Tibet und Yünnan erworben. Passende Munition zu finden ist für sie noch schwerer als der Erwerb eines Gewehres. Darum schätzen die Fandse die Gewehrmunition überaus und, wenn sie nicht sicher sind, zu treffen, schießen sie nicht.

- 1) Ch'ing-Dynastie. Zeit des Ch'ien Lung (1736-1796).
- 2) Gegen 1900.
- 3) Um 1922.

80. *Die verschiedenen Hutformen*

Die Hutarten der Hsi-tan sind überaus mannigfach. Dazu hat jede ihren eigenen Namen, und wenn man kein einheimischer T'u-fan ist, so kann man sie nicht auseinanderhalten. Ich will nun kurz anführen was ich selber beobachtet habe:

1. Der Fürstenhut: Es ist der Zeremonienhut der Fürsten. Gewöhnlich trägt man ihn nicht, sondern nur bei Beteiligung an grossen Versammlungen. Seine Gestalt hat etwas Ähnlichkeit mit dem Winterhut der Ch'ing-Zeit. Es ist eine stumpfe Kegelform, ringsherum mit einem grossen, schwarzen samtenen² Kranz umsäumt. Auf dem obern Ende befindet sich eine längliche hölzerne Spitze mit einer Verzierung. Darsteller von Häuptlingsrollen im Fandse-Theater tragen ihn alle. Häuptlinge, die man auf Reisen sieht, tragen nicht diesen Hut. Ich habe gehört, dass in der Ch'ing-Zeit die Häuptlinge, wenn sie dem chinesischen Beamten ihre Aufwartung machten, alle Feder³ und Spitze trugen, entsprechend der ihnen verliehenen Rangstufe, ebenso einen langen Rock⁴ und einen Überwurf⁵. Ich vermute, dass dieser Hut ein Überbleibsel aus der alten Zeit ist.

2. Die tibetische Melonenschale: Es ist der Alltagshut der reichen Kaufleute und der hohen, angesehenen Bürger. Er sieht aus wie eine chinesische Melonenschale. Der untere Rand ist aus golddurchwirkter Seide. Am untern Teil befinden sich vier wollgefüllte Lappen. Der auf der Vorderseite ist sehr klein, er schützt die Stirn. Der rückwärtige ist noch kleiner, er schützt den Hinterkopf. Die beiden rechts und links sind am grössten, sie schützen die Ohren. Die Händler, die Geschäfte halber von Tibet nach Kham kommen, tragen ihn alle.

3. Der Fandse-Gelehrtenhut⁶. Es ist der Hut des gewöhnlichen Volkes⁶. Er ist aus Filz⁷. Seine Form ist dem allgemein gebräuchlichen Gelehrtenhut aus Filz in China ähnlich⁶. Nur ist dagegen der Filz gröber und die Form plumper. Wie man sagt werden sie alle von Hsining⁸ eingeführt. Die einheimischen Soldaten und Hirten tragen sie verhältnismässig viel. In den letzten Jahren werden auch europäische Hüte von dünnem Filz eingeführt. Diese werden jedoch nur von den Adligen und den Chinesen getragen. (Die obigen Hüte sind für den Gebrauch der Männer).

4. Die Volfuchs-Mütze. Es ist die Mütze der Reichen. Die Frauen tragen sie besonders gern. In Wirklichkeit ist es aber keine Mütze. Es ist nur ein ganzes Fuchsfell, welches den Scheitel bedeckt und mit einem Band festgebunden wird⁹. Die tibetischen Fuchsfelle sind ausgezeichnet. Man führt sie nach Peking und der Mandchurei aus. Wenn von den Fandse, die Geschäfte halber nach Tatsienlu kommen, einer diese Mütze trägt, dann locken die Zwischenhändler von Tatsienlu ihm diese sicher ab und verleiten ihn, sie zu verkaufen. Jedes Fell kostet 20-30 Tibetdollar.

5. Die Schaffellmütze. Es ist ebenfalls eine Kopfbedeckung des gewöhnlichen Volkes, die von Männern und Frauen allgemein gebraucht wird. Sie ist aus Tuch, mit rundem Kopf und von der Gestalt eines tiefen Eimers. Der untere Teil ist mit einem etwa handbreiten Lammfell gefüttert. Rückwärts ist ein Schlitz. An der Schlitzöffnung befindet sich eine dünne Schnur. Beim Aufsetzen schlägt man das Lammfell nach aussen

hoch und bindet die Schnur in der Schlitzöffnung zusammen, sodass er fest sitzt. In der Gegend von Chantui und Litang ist dieser Hut allgemein verbreitet.

6* Die Pantherfell-Mütze. Es ist die Mütze des Militärs. In der Form gleicht er ungefähr der vorhergehenden. Dass man ein Pantherfell trägt, soll nur den kühnen Heldenmut zum Ausdruck bringen. Es soll nicht warm halten. — (Dies sind die Hüte der Laien).

7. Der *Tsung-k'o-pa*-Hut. Er ist von *Tsung-k'o-pa*¹⁰ erfunden. Er ist gelb, aus Seide, Filz oder Tuch. Seine Form gleicht der Windmütze in Innerchina. Doch ist der Rückenteil sehr kurz. Auf beiden Seiten sind zwei lange Ohrklappen, die unter dem Kinn zusammengebunden werden. Nur die *Hutuktu*¹¹ und die Buddhastatuen dürfen sie tragen, auch die Säuglinge der Laien.

8. Der *fo-tu-tu*-Hut. Es ist der Zeremonienhut den die *Hutuktu* auf Reisen zu tragen haben. Die von Tibet amtlich anerkannten¹² *Hutuktu* nennen die Fandse *fo-tu-tu*. Der Unterschied liegt in der bequemen und kurzen Aussprache¹³. Der Hut ist aus Papier und hat die Gestalt einer Glocke¹⁴ mit schmalem nach unten hängendem Rand¹⁵. Der Hut ist ganz mit dünnen Goldblättchen belegt. Gewöhnliche Bonzen und Laien dürfen diesen Hut nicht tragen.

9. Der Zeremonienhut der Bonzen. Es ist der gewöhnliche Zeremonienhut, den die gewöhnlichen Bonzen bei Vollzug der Zeremonien tragen. Er ist gelb und aus Filz, mit einer sehr kleinen Öffnung, sodass man ihn nur auf den Scheitel setzen kann. Der Rücken ist sehr lang und läuft, sich in Form eines Ohrrandes windend, von der Stirn in den Nacken¹⁶. Über dieses Rückgrat zieht sich eine Raupe (Sammtstreifen). Wenn er einem plötzlich vor die Augen kommt, dann sieht er sich an, wie der Löwenhelm¹⁷ des chinesischen Theaters.

10. Der Bergwallfahrtshut. Es ist der Hut der reisenden Bonzen, die sich auf einer Bergwallfahrt befinden. Seine Gestalt ist dem chinesischen *ts'o-ch'i*¹⁸ sehr ähnlich. Er hat ein Holzgestell und besteht aus Tuch. Beim Aufsetzen kommt die *tso-ch'i*-Öffnung nach vorn, damit sie die Sonne abhalte und die Augen schütze. — (Die obigen Hüte sind die Hüte der Bonzen). Ausserdem gibt es noch viele Hüte aus *mo-tzu*, *p'ulu*, Kopfturbane, Mützen aus Filz nach Art der Lotosblätter usw. Sie lassen sich gar nicht alle aufzählen.

1) Jung (絨) Sammt (Flanell, Wollstoff, wollige Daunen).

2) Ling (玲) = k'ung-ch'üeh-ling (孔雀翎), Pfauenfeder vom Flügel. Es ist die bekannte Feder am alten chinesischen Beamtenhut.

3) P'au (袍): entspricht der heutigen chinesischen *ta-kua-tzu*.

4) Kua (袴). Ähnlich wie die heutige *ma-kua-tzu*, nur länger, bis über die Knie. Damals hauptsächlich von Beamten und Vornehmen in China getragen.

5) Gemeint ist hier der Hut solcher Leute, die nach Fandsebegriffen eine gewisse Bildung haben. — Im Chinesischen ist derselbe Ausdruck gebräuchlich: **po-shih-mao**; er wird eigentlich von allen bessern Leuten getragen, die etwas Anspruch auf Bildung machen. Es handelt sich dabei nicht um eine bestimmte Art. Heute gilt in China durchwegs der europäische Hut als **po-shih-mao**, ebenso der Tropenhelm. In Kham ist es ähnlich. Der Hut, der in der gewöhnlichen Gesellschaft getragen wird.

6) **Chan-tzu** = ni, nur gröber. Grober, einheimischer Filz.

7) Tsinghai.

8) Nicht sicher ob mit einem Bund um den Kopf oder unter dem Kinn.

9) Gründer der gelben Sekte.

10) **Hutukoto** ist tibetisch und im Chinesischen von dort entlehnt. Es bedeutet soviel wie **huo-fuo** = lebender Buddha, der seine Würde in der Wiedergeburt weitervererbt, aber nicht so hoch steht wie z.B. der Dalailama.

11) **Hutuktu** = der Ehrwürdige; Titel für Buddha-Inkarnationen; lebende Buddhas.

12) **Kuo-chi Hu-t'u-k'o-t'o** hier = China-Lebender-Buddha. Sinn: die von der chinesischen Regierung anerkannten lebenden Buddhas. Andere beziehen das **Kuo-chi** 國籍 auch auf Tibet. Dann bedeutet es die von der Lamaregierung anerkannten Lebenden Buddhas.

13) Sinn: der Ausdruck ist entstanden aus einer Verballhornung des Wortes **hut'uk'ot'o**, woraus durch nachlässiges, schnelles Sprechen **fofutu** wurde.

14) **Nao** 鑼 = Glocke, die in der Chou-Zeit als Signalglocke beim Militär gebraucht wurde.

15) Offenbar aus weichem Stoff.

16) Diese Hüte kann man z.B. in Peking beim Lamagottesdienst in der Lamamiao, manchmal auch auf der Straße sehen.

17) Heute im Pekinger Theater immer noch gebraucht.

18) **Tso-chi** 撮箕 ist eine Art Schaufel oder Worfelwanne.

VOLKSCHARAKTER

81. *Familienerziehung und Volkstugenden*

Die gesellschaftliche Erziehung der Fandse ruht vollständig in den Händen der Lamas. Will der gewöhnliche Mann etwas lernen, dann muss er einen Lama zum Lehrer nehmen. Diejenigen, die nicht in engerem Verkehr mit den Lamas stehen, erhalten eben nur eine Familienerziehung und Familienausbildung. Doch auch sie sind imstande, die hervorragenden Tugenden ihres Volkes zu bewahren. Diese hervorragenden Tugenden des Fanvolkes sind: Wahrhaftigkeit, Ehrfurcht, Sparsamkeit, Barmherzigkeit usw. Abgesehen von dem guten Beispiel der Eltern und der Achtungspersonen stützt sich die Erziehung vor allem auf die vielen Lehrsprüche. Die meisten dieser Lehrsprüche sind den heiligen Schriften entnommene kurze Sätze, die in knappen Worten einen Kerngedanken wiedergeben. Von überaus vielen im Khamgebiet verbreiteten Lehrsprüchen seien hier kurz einige herausgegriffen:

“Die Unterweisung der Eltern wird dir niemals schaden.”

“Der Übeltäter fühlt sich in kraftvollen Jahren sehr wohl. Die Reue kommt im Alter, aber zu spät. Seine Söhne und Enkel werden von den Menschen verachtet und sie werden ihn schmähen.”

“Das *ai-k'o* ist so schlecht, daß es ihm zum Verderben gereicht; denn es wird keine Nachkommen haben.” (*Ai-k'o* nennt man ein schlechtes Kalb, welches keine gute Milchkuh wird. Darum wird es nach der Geburt sofort von den Hirten geschlachtet.)

“Der Tor ist stolz, der Weise demütig. Das Kind lärmt geschwätzig; das Meer ist tief schweigsam.” (Die Fandse nennen gewöhnlich auch die Seen Meer. Sie halten sie für heilig-reine Geister.)

“Die guten Worte eines Menschen mögen dir Lehrmeister sein; ist er aber voller Begierden, dann ahme ihn nicht nach.”

“Wer mit lachendem Gesicht isst und mit finsterner Miene arbeitet, ist schlechter als Rind und Pferd.”

“Dem Bettler ein Almosen geben, ist eine verdienstvolle Tugend; ihn verscheuchen ist Sünde.”

“Bist du schön wie Pusa, dann magst du das hässliche Gesicht anderer verlachen. Ist dein Kleid aus lauter Edelsteinen und Muscheln, dann magst du das schäbige Gewand anderer verspotten. Bist du ein schnelles Pferd, dann magst du andere als schwerfällig verlachen.”

Die meisten Fandse verstehen sich bei der Belehrung vortrefflich auf Gleichnisse. Selbst wenn sie sich gegenseitig beschimpfen, dann tun sie es nicht in unmittelbaren Ausdrücken, sondern gebrauchen Umschreibungen und Anspielungen. Zum Beispiel: “Du magst ruhig einen Wolf großziehen; dein Haus wird er dir doch nicht bewachen;” d.h. ein Diener ist unzuverlässig. “Die Milchkuh steigt vom Berg, das *ai-k'o* steigt auf den Berg;” d.h. ein Mensch verkehrt die Ordnung. “Die Grossmutter Eier austrinken lehren;” d.h. ein Schüler kennt seine Grenzen nicht. “Der Fuchs macht den Tigersprung nach.” Damit macht man sich lustig über solche, die in der Nachahmung anderer eine Stufe überspringen.

Selten hört man bei den Fandse Sprüche, welche zu kriegerischer Gesinnung oder Gewalttätigkeit erziehen. Es gibt zwar viele Stämme, die wild und kriegslustig sind und Mord und Raub als Mannespflicht betrachten. Diese Sitten sind jedoch in der Überlieferung und den gesellschaftlichen Zuständen begründet, nicht aber in den kanonischen Büchern oder den Lehrsprüchen oder in der Familienerziehung.

82. *Die hinterlassene Lehre des heiligen Tsan-p'u*

Zu Beginn der T'ang-Zeit annektierte Ch'i-tsung-nung-tsan von Tu-fan, man nennt ihn auch Tsan-p'u Su-lung-tsan, alle Völkerschaften Tibets, Khams und Tsinghais. Er unterwarf Ober-Birma und Nord-Indien. Er verbreitete die Lehre Buddhas, schuf eine Schrift, stellte Gesetze auf und bestimmte die ganze zeremonielle Gesittung. Er ist der Einzig-Heilige, der weise, begabte und kraftvolle Herrscher des Tibetervolkes. In späterer Zeit nannte man ihn den heiligen Tsan-p'u. Er hat 16 Sittengesetze aufgestellt, welche die Quelle sind, aus der das tibetische Volkstum hervorgegangen ist. Die Buddhisten späterer Geschlechter befolgten sie als ihre goldene Satzung, und keiner wagte, ihnen zuwiderzuhandeln. Leben und Handeln des ganzen Fanvolkes wird diesen Bereich nicht überschreiten. Darum sei hier zu besserem Verständnis der ursprüngliche Text angeführt:

1. Verehere die drei grossen Helden.
2. Folge den Satzungen der Religion und erfasse ihren Sinn.
3. Mache deinen Eltern Ehre.
4. Ehre die Tugendhaften.
5. Ehre die Hochbetagten und Adligen.
6. Liebe Verwandte und Freunde.
7. Sei treu deinem Vaterland.
8. Sei wahrhaft.
9. Lerne den rechten Gebrauch von Nahrung und Gegenständen.
10. Ahme die Worte und Taten der Weisen nach.
11. Hast du Wohltaten empfangen, so danke von Herzen und sinne auf Vergeltung.
12. Gebrauche die festgesetzten Längen-, Hohl- und Gewichtsmaße.
13. Arbeite mit andern in Eintracht und mit vereinter Kraft und hege keine Eifersucht.
14. Höre nicht auf die Worte der Frauen.
15. Sprich höflich und mit lauter und klarer Stimme.
16. Sei fest in der Ausdauer.

83. *Die vier Haupttugenden*

Die Fandse haben vier hervorragende Tugenden, worin ihnen die Chinesen im Innern nicht gleichkommen, nämlich: Barmherzigkeit, Sparsamkeit, Besonnenheit, Anstand.

Barmherzigkeit. — Unter dem Einfluß des Buddhismus ist bei den Fandse strenge jedes Töten untersagt. Hat jemand plötzlich aus Versehen einen Wurm oder eine Ameise getötet, dann ist er für mehrere Stunden ganz ungehalten. Berge und Wälder wimmeln von kostbaren Vögeln und seltenem Wild, das in Rudeln zu hunderten und tausenden umherzieht. Auch wenn sie ganz nahe an Menschen vorbeikommen, so tut ihnen doch niemand etwas zuleide. Bei Kampf und Raub kommt es nicht darauf an,

jemanden umzubringen; und die Gefangenen behandelt man ebenfalls recht großmütig. Chinesen, die im Fandseland umherschweifen, erhalten überall Essen und Unterkunft. Wenn sie auch die Europäer überaus verabscheuen, so hat man doch nie, außer in Zeiten großer Umwälzungen, von einem Missionarismord gehört. Im ersten Jahre der Republik (1911) erhielten die Fandse vom Dalai-Lama den Befehl, die Chinesen zu vertreiben und auszurotten. Doch — abgesehen von den im Abwehrkampf Gefallenen — war niemand unter den übrigen Chinesen, der nicht den Weg entlang die Hilfe der Leute erfahren hätte und nicht ruhig und lebend zurückgekehrt wäre. — Dieser barmherzige und mitleidsvolle Charakter findet sich nicht nur bei keinem Barbarenvolk, sondern auch die Chinesen sehen sich hierin tief beschämt.

Sparsamkeit. — Unter den Völkern, die wirtschaftlich noch in den Kinderschuhen stecken, gibt es keines, das nicht die Tugend der Anspruchslosigkeit besäße. Dass sich die Fandse so einschränken und haushalten können, würde demnach nichts besonderes bedeuten. Aber was sie aufbewahren, dient nicht als Erbe für Kinder und Enkel, sondern als Almosen für Buddha und die Armen; eine Eigenart, worin ihnen kein anderes Volk gleichkommt. Gewöhnlich geben sie ihre Ersparnisse bei Zeit und Gelegenheit wieder aus und haben nicht die Absicht, sie zu hinterlegen. Vergleicht man sie hierin mit den benachbarten Lolos, dann ist es ein himmelweiter Unterschied wie Tag und Nacht.

Besonnenheit. — Die Fandse unterhalten einen regen, gesellschaftlichen Verkehr, sodass man seine helle Freude daran haben kann. Sind sie innerlich mißgestimmt, dann äussern sie es nicht in aufgeregten Worten, mißmutigen Gesichtern, stieren Blicken und Zähneknirschen. Stoßen sie auf irgend eine Schwierigkeit, ein Hinderniss usw., wobei Leute anderer Völker schlafos würden, keinen Appetit mehr hätten und unruhig im Zimmer auf- und abliefen, dann sind sie ganz gelassen als wäre nichts vorgefallen; langsam gehen sie dagegen an, lachen und reden, reden und lachen und verspüren nicht die geringste Aufregung. Weinen, Jammern, Füssestampfen, Hochspringen und ähnliche Äusserungen des Zornes beobachtet man nie bei ihnen. Nach meiner Auffassung überragen sie alle Menschen an Besonnenheit.

Anstand. — Die Fandse sind in Reden und Gehaben überaus bescheiden, ohne das geringste anmaßende oder ungeschliffene Benehmen. (Vgl. das Kap. über die Zeremonien). Treffen sich unerwartet zwei Gegner, so ist nichts von einer Feindschaft zu merken, bevor sie die Schwerter ziehen und aufeinander einhauen. Schimpfreden sind bei den Fandse selten; und wenn sie bisweilen vorkommen, dann sind die Ausdrücke nicht so spitz und giftig wie bei den Chinesen.

84. *Meine Fan-Frau*

Wenn ich ganz anschaulich den Charakter eines Fandse darstellen will, dann nehme ich mit Vorliebe meine Fan-Frau zum Muster. Meine Fan-Frau stammt mitten aus Kham, nämlich aus dem Gebiet von Chantui, das noch nicht von chinesischen Sitten beeinflusst ist. Sie ist die Nichte des Tuse Tuo-chi-lang-chia von Shang-chan, die Tochter des Vorstehers Chia-wu-ts'un-p'o von Tê-yung. Sie ist im Weideland geboren und wuchs in der Familie des Tuse auf. Der Tuse betrachtete sie als seine Tochter; und so wurde aus dem Kind des gewöhnlichen Volkes eine Adelige und aus dem Kind vom Weideland ein Kind des Dorfes. Ihr Leben und ihr Charakter stellen also das Leben und den Charakter des Durchschnitts-Fandse dar, sodaß ich sie gern scherzhaft "Fandse-Katalog" nenne.

Über die Heirat meiner Frau war vollständig der Tuse Herr. Vor diesem Ereignis hat sie mich nie zu Gesicht bekommen, und der Tuse hat nie mit ihr darüber verhandelt. Nachdem sie mich geheiratet hatte, war sie in allen Stücken willig. Nie kam es zum Streit, wenn wir zufällig verschiedener Meinung waren. Als der Lama bei der Heiratswahrung behauptete, es sei unglückverheißend, wenn sie nach Szechwan zöge, war ich einstweilen damit einverstanden, daß sie in Tatsienlu bleibe. Nach unserer Ankunft in Tatsienlu beauftragte ich jedoch Leute, die ihr zusetzen sollten, sie möchte doch mit mir gehen. Anfangs weinte die Frau und weigerte sich. Dann änderte sie allmählich ihren Sinn und, nachdem sie sich in der katholischen Mission gegen die Pocken hatte impfen lassen, war sie auf einmal damit einverstanden, dass wir zusammen abreisten.

Das adelige Gebahren meiner Frau war ziemlich auffallend. Beim Abschied von Chantui beorderte der Tuse über 10 Knechte als Schutzbegleitung. Überwegs rief meine Frau immer wieder die Knechte zu sich und gab ihnen barsche Anweisungen. Ihre Worte waren immer auf Vorsicht und Wachsamkeit gerichtet; sie sollten nur gut auf das Gepäck aufpassen und sich ordentlich und tugendhaft benehmen. Sie schien mir damit klarmachen zu wollen, dass sie zum Adel gehöre und eine geschickte Hausfrau sei. Als wir in Chengtu waren, fand sie viel Gefallen an chinesischen Sitten. Ich suchte immer wieder durch die Gepflogenheiten des gewöhnlichen Volkes auf sie einzuwirken, aber ihr adeliges Gebahren war nicht abzuändern. Sie kam morgens noch später aus dem Bett als ich, und ausser der Sorge um Geld und Kleider kümmerte sie sich um nichts. In einemfort rief sie Knechte und Mägde und erteilte mit stummen Winken ihre Befehle, sodass diese viel unter ihr litten. Ich habe sie oft scharf zurechtgewiesen, aber sie war schliesslich nicht zu ändern und bis heute ist es immer noch so.

Meine Frau ist nicht auf Reinlichkeit bedacht. Anfangs nach meiner Heirat ass sie nach Fandsebrauch mit den Fingern Rindfleisch, Butter, Tsamba. Das Fett an den Fingern wischte sie dann am Brustlatz

oder am Ärmel ab. Die neuen Seidenkleider waren in 3-4 Tagen schon alt und schäbig. Immer wieder habe ich ihr das streng verboten. Dann kam es ihr jedesmal zu Bewusstsein; sie vergass es aber bald wieder. Kleidungsstücke, die sie am Leibe trug, wechselte sie alle Tage oder alle halbe Tage. Ohne sie zu waschen schichtete sie sie im Schrank auf. Hatte sie ein neugewechseltes Kleid einen halben oder einen ganzen Tag getragen, so nahm sie wieder ein anderes zum Wechseln hervor. Infolgedessen roch es im Kleiderschrank ständig nach Schweiß.

Wegen dieser zwei Dinge bin ich oft mit meiner Fanfrau zusammengeprallt. Anfangs, als wir uns noch nicht mit Worten verständigen konnten, und ich doppelt aufgeregt war, bekundete ich mit Puffen und Tritten meine Ansicht. Meine Frau aber, gewandt mit den Händen und flink auf den Beinen, ergriff stets meine Fäuste, sobald sie auf sie trafen, sodass ich sie ihr nicht mehr entwinden konnte. Zum Glück schlug sie nicht zurück; sonst wäre meine Hühnerkraft nicht dagegen aufgekommen. So oft die Frau meine Zurechtweisung zu ertragen hatte, rief sie weinend nach ihren Eltern und ihrer Schwester. Sie wollte damit bekunden, dass sie als einsame Verlassene nicht von mir so misshandelt werden dürfte. Wenn sie im Weinen vor dem Fenster Schritte hörte, hielt sie sofort inne in der Furcht, es kämen Besucher. Wüshten Gäste die neue Frau zu sehen, dann kam sie mit freundlicher Miene hervor, den Streit zwischen den Gatten als tiefes Geheimnis betrachtend. Eines Nachts geriet in unserer Gasse eine Frau mit ihren Familienangehörigen in Streit; sie lief aus dem Innenhof hinaus, heulte und sprang wütend in die Höhe, sodass die Dachziegel vor dem Lärm zitterten. Da sagte meine Frau: "Was, sind die Chinesen so?" Als ich darauf wieder eine Auseinandersetzung hatte, meinte meine Frau: "Wenn du mich noch einmal beschimpfst, werde ich es machen wie die Frau gestern abends, in die Nachbarschaft laufen, heulen und hochspringen." Sprachs und lachte hell auf. Sie sah nämlich mit Verachtung auf ein solches Benehmen herab.

Anfangs verstand meine Frau kein Chinesisch. Daher warb ich bei der Abreise von Chantui eine Magd an, Ch'un Hsiu mit Namen, welche Chinesisch konnte und ihr als Dolmetscher diente. Bevor wir nach Chengtu kamen, war meine Frau zur Verständigung mit mir auf diese Magd angewiesen. Als sie aber nach unserer Ankunft in Chengtu mit den weiblichen Bekannten meiner Kollegen in Verkehr kam, begann sie die Notwendigkeit zu empfinden, selber Chinesisch zu lernen, und sie übte ständig mit der Magd und ihren Freundinnen. Nach einem halben Jahr war sie so weit, dass sie sich unterhalten konnte. Nach einem Jahr war ihr die Mandarinsprache so geläufig wie einem Chinesen. Als ich sie in diesem Sommer zur Aufwartung beim Stellvertreter des Panchan-Lama brachte, streute sie bei der Unterredung immer chinesische Brocken dazwischen und brachte kein vollständiges Fandse mehr heraus; wirklich sonderbar. — Dann wollte sie oft die chinesische Schrift lernen; aber aus Furcht, es sei

zu schwer, wagte ich nicht, sie zu unterrichten. In der freien Zeit aber nahm sie dann ein chinesisches Buch und malte die Zeichen nach. Da sie aber nicht den Pinsel zu führen wusste, begann sie zuerst mit der rechten untern Ecke und pinselte dann von rechts nach links. Doch waren ihre Pinselstriche markant und kräftig, ähnlich wie auf einem Gedenkstein aus der Ch'in- und Hanzeit. Ich versuchte, ihr die Pinselführung beizubringen, und allmählich begriff sie es. Schon hatte sie einige Bücher abgeschrieben, ohne ein einziges Zeichen zu verstehen, als ich ihr einen Lehrer suchte, sie das Lesen zu lehren. Im Sommer jenes Jahres war ich Geschäfte halber ausser der Provinz auf Reisen. Ich schrieb ihr einen Brief, worin ich über meine Reise berichtete. Der Sprachlehrer nahm den Brief und las ihn ihr vor. Beim Vorlesen aber veränderte er den Text und sagte, ich wünschte einen Scheck. Nachdem er so 140 \$ erschwindelt hatte, machte er sich aus dem Staub. Erst nach meiner Rückkehr wurde es meiner Frau klar, dass sie betrogen worden war. Während mich die Sache kalt liess, war meine Frau ganz aufgebracht und niedergeschlagen, sodass sie sich wütend auf das Studium stürzte. Da sie von klarem Verstand ist, so kann sie heute nach zwei Jahren Briefe lesen, Rechnungen schreiben und Quittungen buchen.

Meine Frau hat ein barmherziges Wesen. Wenn Moskitos über sie herfallen, dann fängt sie diese mit hohler Hand und bringt sie vor die Türe und lässt sie frei. In Katzen und Hunde ist sie ganz vernarrt. Sieht sie einen Armen, so gibt sie freudig ihr Almosen. Trifft sie Alte, Kranke oder Krüppel, dann erkundigt sie sich eingehend nach ihren Gebrechen, und ihr Mitleid für sie ist so gross, als könne sie ihr Elend nicht mehr ertragen. Die Untergebenen regiert sie zwar hart und streng und schimpft sie stets aus. Aber nie hat sie sie mit der Peitsche geschlagen. Wird jedoch ein Knecht oder eine Magd krank, dann sorgt sie bestimmt für schnelle Behandlung, da sie sie liebt wie ihre eigenen Kinder. Da die Ch'in Hsiu sehr ungeschickt war, kam es immer zu heftigen Schimpfereien. Weil ich nun selber leicht zornig werde und mir jeder Lärm verhasst ist, rief ich sie dann zur Ordnung. Aber sie hörten nicht auf. Schliesslich nahm ich die Peitsche und schlug drein. Schlug ich die Frau, so kam die Magd und hielt mich zurück; schlug ich die Magd, so kam die Frau und hielt mich zurück. Auch nicht ein einziges Mal haben sie wegen ihrer Gegensätze Hassgesinnung gehegt. Jetzt ist die Magd bereits verheiratet. Aber meine Frau denkt immer an sie und erkundigt sich ständig nach ihr aus lauter Sorge, dass sie nicht in ungünstige Verhältnisse gerate.

Meine Frau ist von lebhaftem Charakter, gesprächig, zum Lachen aufgelegt, voll drolliger und sonderbarer Einfälle, von zutraulichem Gemüt, sodass unter den Frauen, die mit ihr verkehren, kaum eine ist, die nicht ihre Art gern hätte und ihre Klugheit rühmte. Nach Szechwan-Sitte muss die Frau dem älteren Bruder des Mannes gegenüber jeden Verdacht meiden und sie dürfen sich nicht miteinander unterhalten. Meine Frau

hält das nicht für richtig. Wenn meine ältern Brüder zu mir kommen, dann ist sie überaus dienstfertig und versteht es, die brüderliche Freundschaftspflicht vollkommen zu erfüllen, was ich ihr hoch anrechne.

Meine Frau ist sehr kinderliebend. Anfangs bei der Übersiedlung nach Szechwan, als sie noch kein Chinesisch verstand, und fremde Kinder sah, nahm sie diese in die Arme und wollte sie nicht mehr loslassen. Nach einem Jahr bekam sie ein Mädchen. Es war eine Schweregeburt. Der Geburtshelfer, der seine Kunst nicht sonderlich verstand, packte den Kopf des Kindes zu fest an, sodass es allzufrüh, drei Tage nach der Geburt, starb. Meine Frau weinte laut und war tieftraurig. Sooft später die Rede darauf kam, kamen ihr plötzlich wieder die Tränen. Ein Jahr danach erhielt sie einen Jungen, und zwar ging alles sehr gut dabei. Seit diesem Ereignis ging meine Frau, die früher so gerne Bücher las und Zeichen schrieb, täglich mehr und mehr in der Sorge für das Kind auf und verzichtete schliesslich ganz auf Lesen und Schreiben.

Meine Frau führt einen sparsamen Haushalt. In der ersten Zeit nach unserer Ankunft in der Provinz ging sie am Tag nicht über 2000 Sapeken (= 200 Kupfer) beim Kauf von Nahrungsmitteln hinaus. Die Speiseöllampe im Zimmer zündete sie sehr spät an und löschte sie sehr früh wieder aus. Zuhause trug sie stets alte Kleider. Beim Kauf von Salz, Brennmaterial, Reis, Mehl war sie nur in Angst, das Dienstpersonal stecke Zwischengewinne ein, und sie überwachte sie, um sicher zu sein, persönlich. Mit den Einnahmen und Ausgaben, der Kontrolle und Aufbewahrung des Geldes nahm sie es sehr genau. Bekommt ein ehrsammer und wenig gut gestellter Mann eine solche Frau, so kann er sich dazu beglückwünschen. Da sie aber nicht recht die chinesischen Gepflogenheiten verstand, war sie mitunter zu knauserig. Kam zum Beispiel ein Gast, der zu viel Zigaretten, Stearinkerzen u. dgl. verbrauchte, dann war sie stets unwillig, rückte nur langsam mit wenigem heraus oder gab überhaupt nichts, was mir sehr zuwider war. Ist sie auch von Natur sparsam, so hat sie doch eine Vorliebe für Putz, und sie protzt in Kleidung und Wagenanspann mit dem Bestreben, es den Frauen aus wohlhabenden Häusern gleichzutun. Viele Kleider verfertigte sie auf eigene Faust. Beim Ausgehen musste sie sich unbedingt schminken, die Augenbrauen malen und Stöckelschuhe tragen, sehr aufs Neueste bedacht; was mir gar nicht gefiel. Da sie eigentlich kein vornehmes Gesicht hat, wollte ich nie, dass sie durch nachgeahmte melancholische Schönheit ihre Hässlichkeit noch steigern.

Anfangs, als meine Frau nach Szechwan kam, konnte sie ihre Niedergeschlagenheit nicht recht überwinden. Sooft die Rede auf ihre Familie, Heimat und Angehörigen kam, begann sie zu weinen. Ich führte sie dann in den Film; und beim Zuschauen wurde sie wieder heiter. Seither vertrieb sie sich Traurigkeit dadurch, dass sie ins Theater ging. Sie

verstand zwar nicht das Spiel, aber sie ergötzte sich an der Schönheit der Gewänder und der Musik. Als sie schliesslich Chinesisch konnte, die Bekannten sich mehrten und sie das Machiang-Spiel gelernt hatte, verschwand allmählich ihr Heimweh völlig. Nun sind bereits drei Jahre verflossen und wider Erwarten bekam sie niemals wieder Heimweh.

Ich heiratete diese Frau eigentlich nicht aus Zuneigung. Ich hatte damals nur den Entschluss gefasst, mich mit dem Studium der Grenzlandfragen zu beschäftigen; und so wollte ich diese Frau dazu benutzen, um bis ins einzelne mit den Sitten, der Sprache und allen andern Verhältnissen der Fandse vertraut zu werden. Zudem hatte ich bei meinem Aufenthalt in Chantui einige verdorbene Vornehme und eingeborne Gewalthelden schwer bestraft und fürchtete unterwegs ihre Rache. Deshalb verband ich mich durch die Heirat mit der Tuse-Familie von Shang-chan um mich so zu schützen. Anfangs dachte ich nicht daran, dass die Frau neben der Erreichung des doppelten Zieles mir noch in Hausverwaltung und Aufzucht von Kindern eine Hilfe sein könnte und eine so grosse Familienstütze würde. — Selbstverständlich fand ich den rechten Weg in der Erziehung meiner Fanfrau. In diesen drei Jahren legte sie allmählich ihre ursprünglichen Charakterfehler ab, wie Unsauberkeit, Selbstgefälligkeit usw. Ihre ursprünglichen Tugenden aber, Sparsamkeit, Barmherzigkeit usw. pflegte sie, wie es sich schickte, immer mehr und mehr. Auch hat sie sich in ihrer Lebensart bereits den Chinesen angepasst. Würde man diese Frau wieder nach Kham entlassen, so könnte sie mindestens die Sitten und Bräuche eines Teiles von Chantui umändern und die Neigung zum Chinesentum bestärken. Würde man sie nach Nanking bringen, so vermöchte sie die echten Sympathien des Khamvolkes zu uns zu offenbaren. Ich bin wirklich froh, dass ich diese Frau geheiratet habe.

85. *Keuschheit und Unzucht*

In Ningyüan gibt es einen Spruch, der heisst: "Keusche Lolo, hündische Fandse." Das bedeutet: eine Lolofrau wird keinen heiraten, der nicht zur gleichen Gesellschaftsschicht gehört, und sie wird nur mit ihrem eigenen Mann verkehren. Begeht sie Unzucht, dann muss ihr Mann oder ihr älterer Bruder sie sofort töten. Eine Fanfrau hingegen kann mit jedem beliebigen Mann verkehren. Von keuscher Treue weiss sie nichts. Frauen aus hohen Khamfamilien halten diese Behauptung für eine Verleumdung. Ein Engländer names Louis King hat 1911 in Tatsienlu eine Fandsin geheiratet, Lin-ch'ing-na-mu mit Namen. Diese nahm er mit auf eine Weltreise. Als sie wieder in ihre Heimat zurückkehrte, hatte sie Englisch gelernt. Mit Hilfe ihres Mannes verfasste sie ein Buch, das über die Geschichte und Sitten von Kham und Tibet handelt. Es ist in chinesischer Übersetzung in der Commercial Press erschienen unter dem Titel: *Yü-chih Hsi-k'ang kuan* (Meine Auffassung über Tibet)¹. In diesem Buche wehrt sie sich heftig gegen die Anschuldigung, dass die

Fandse Unzucht treiben, und sie hebt die Gattentreue und die Tatsache, dass Witwen nicht wieder heiraten, als besondere Tugenden der Fandse hervor. Sie sagt: "Man kann nicht die Ausschweifungen einiger weniger als Norm für die Allgemeinheit ansehen."

Aber nach meiner Erfahrung, die ich auf meiner einjährigen Khamreise gemacht habe, ist die wahllose Unzucht in Kham viel größer als bei irgend einem andern Volk. Es gibt immer Männer und Frauen, die sich sexuell unbefriedigt fühlen, sodaß der Höhere fordert und der Niedrigstehende zu Willen ist, was auch bei der geschlechtlichen Zügellosigkeit als Grund mit zu berücksichtigen ist. Wer unter den Fandse reist, stösst überall auf Beweise dafür. Die betreffende Person wird das auch selber nicht verheimlichen; und wenn sie mit einem Höherstehenden in unerlaubtem Verhältnis steht, brüstet sie sich noch wie mit einer Ruhmestat. Mit der grössten Selbstverständlichkeit erzählen die Kinder den Reisenden vom Ehebruch ihrer Eltern und fühlen dabei nicht die geringste Scham. (Vgl. die Familiengeschichte des Tuse von Pa-wan). Niemals hat man davon gehört, dass in Kham jemand getötet wurde, wenn man ihn auf frischer Tat beim Ehebruch ertappte. Vielmehr bietet man selbst dem Gast seine eigene Frau als Bettgenossin an. In Kangting gibt es ein Spruchlied, das lautet: "Eine Mauer, aus Steinen geschichtet, fällt nicht ein. Kommt ein Gickerl durchs Tor, so beisst ihn kein Hund; ist er dazu noch ein Beamter, dann läuft der eigene Mann für sie."²

In Kantse hatte ein Mann mit einem Bonzen zusammen eine Frau. Als der Bonze älter wurde, wollte seine Frau mit ihm abbrechen. Darauf machte der Bonze dem Manne Vorhaltungen; und der Mann setzte der Frau zu, sie möge sich halt gezwungen fügen. Davon bin ich selber Zeuge gewesen. — Chang Kung-hsüan, der Kreisbeamte von Chanhua, heiratete eine Fandsin von Yung-pa-cha als Nebenfrau. Diese wohnte mit seiner Hauptfrau (einer Chinesin) gemeinsam im gleichen Yamen. Da die Fan-Konkubine mit der Frau Chang sich glänzend vertrug, wurden allmählich auch die Frauen und Töchter der einzelnen Vörsteher immer mehr mit ihr vertraut. Eines Tages nun umringten sie Frau Chang und drangen in sie mit der Frage, mit wieviel Männern sie es schon vor oder nach der Heirat versucht hätte. Als diese antwortete: mit überhaupt keinem, brachen die Fandsinnen in schallendes Gelächter aus und glaubten es nicht, als wollten sie sagen: wo gibt es eine schöne Weibsperson, die nicht ihren Liebhaber nährt?

Nun folgt ein Beispiel, das ethnographisch belanglos ist. Die Fanfrau eines chinesischen Beamten erlaubt sich allerlei Nebenbekanntschaften, wird von ihrem Herrn vertrieben, macht ihm darauf hin Vorhaltungen und bleibt ihm trotzdem zugetan. Als er eingekerkert war, brachte sie die grössten Opfer für ihn. Der Verfasser schliesst daraus, dass

diese Frau nicht aus Abneigung gegen ihren Mann sich auswärts entschädigen wollte. Dann fährt er fort:

Würde man alle derartigen Beispiele anführen, so käme man in einem Jahr nicht zu Ende. Wollen sich daher Leute, von Achtung gegen die Fandse getrieben, für diese einsetzen, so werden sie wohl nicht den Tatsachen gerecht.

Untersucht man die Gesittung Khams und Tibets, so geht sie zurück auf die sechzehn Mustertugenden des heiligen Tsan-p'u. In diesen sechzehn Punkten aber findet sich kein Wort über das Verbot von Unzucht. Trotzdem der Buddhismus Unzucht und Mord als schwere Vergehen betrachtet, gestattete doch die alte Satzung der Tibetmönche die Heirat. Die Verbote und Vorschriften der Gelben Kirche sind gewiss als streng bekannt. Für die Unzucht jedoch haben sie entweder keine oder nur eine sehr gelinde Strafe. Ist nun nach den Sitten in Kham und Tibet auch die Unzucht nichts Gutes, so verbieten sie diese doch nicht so scharf wie in andern Ländern. Infolgedessen übertreffen sie auch an unzüchtigen Gepflogenheiten bei weitem alle andern Länder.

An sich ist wegen des rauhen Klimas und bei der einfachen Lebensweise usw. die Sexualität bei den Fandse nicht besonders stark entwickelt. Viele Frauen werden aus eigenem Antrieb Bonzinnen. Besonders werden viele Witwen Bonzinnen. Ich habe aber nie gehört, dass Bonzinnen in die Welt zurückgekehrt wären und wieder geheiratet hätten. Zügellose Bonzinnen scheint es nicht zu geben. Dass auch ferner so viele Männer aus eigenem Antrieb Bonzen werden, wird man bei Völkern mit starker Sexualität nicht leicht finden. Mag auch Unzucht bei ihnen vorkommen, so sind es doch nur einige wenige laue Personen. Die regeltreuen Bonzen sind den zuchtlosen gegenüber doch in der Mehrzahl. So kommen also in Wirklichkeit die zuchtlosen Sitten Khams aus der mangelhaften Belehrung des Volkes über die Keuschheit, nicht aber aus einer besonders sexuellen Veranlagung der Khambewohner.

Ich entsinne mich einer Begebenheit, welche dazu angetan ist, Jungfräulichkeit und Unzucht der Khamfrauen richtig zu beurteilen. *Der Verfasser erzählt nun einen Streich, den sie im Yamen mit einer Fanfrau eines chinesischen Beamten gespielt hatten. Die Fandsin war regelrecht mit dem Beamten verheiratet. Andere wollten sie von ihrem Mann abspenstig machen und sie selber heiraten. Die Fandsin wehrte sich mit allen Mitteln dagegen und blieb ihrem Manne treu. Das Ganze war jedoch nur Mache; man wollte sie nur auf die Probe stellen. Der Verfasser fährt fort:* Demzufolge kann man also eine Fanfrau, wenn sie einen rechtmässigen Mann hat, nicht leicht zur Verletzung der guten Sitten verleiten. Was sich daher an liederlicher Unzucht zeigt, ist deshalb auf Männer und Frauen zurückzuführen, deren Ehe nicht in Ordnung ist,

oder auf solche, die, von vorneherein verdorben, sich nicht mehr zur Besserung aufraffen können.

- 1) Gemeint ist das Buch von King Rin-chen: We Tibetans.
- 2) Sinn: Der eigene Mann müht sich dafür, dass sie zusammenkommen, nämlich der Gast und seine Frau.

86. *Die Gegenseite bei der Frage Unzucht und Keuschheit*

Das entsprechende Gegenteil zu der Frage Unzucht und Keuschheit ist die Frage der Eifersucht. Eine keusche Frau ist fast immer eifersüchtig. Eine liederliche Frau wird nicht eifersüchtig sein. Darum kann man aus dem Grade der Eifersucht bei den Frauen eines Volkes auf die keusche Treue oder liederliche Untreue bei diesem Volke schliessen. Nach meinem Dafürhalten sind die Frauen von Kham überaus eifersüchtig, allerdings nicht die unrechtmässigen Frauen; sie sind nicht im geringsten eifersüchtig, eine Eigenschaft worin sie die Chinesinnen überragen. Im folgenden bringe ich einige Tatsachen zur Bestätigung.

Das nun folgende Beispiel bringt in seinen Einzelheiten nichts neues gegenüber den andern Kapiteln. Es wird nur die Eifersucht einer rechtmässig verheirateten Fandsin geschildert, die eine Liebhaberin ihres Mannes bis aufs Messer verfolgt. Die Liebhaberin heiratet später einen andern Mann und wohnt mit ihrer Feindin im gleichen Yamen. Aber seit dieser Heirat hörte alle Feindschaft wie auf einen Schlag auf. Der Verfasser fährt fort:

Zu Beginn, gleich nachdem ich meine Fandse-Frau geheiratet hatte, kamen andere Frauen öfters zu meiner jungen Frau auf Besuch, welche mit mir scherzten. Meine Frau fürchtete unangenehme Vorkommnisse und suchte durch Mittelpersonen jene Frauen fernzuhalten. Ferner kam bei ihr, als ich früher der Teng-chen-pa-mu einmal einen Streich spielte, ein Mißverständnis auf, sodaß sie und die Teng-chen sich gegenseitig beschimpften. Die Leute fürchteten alle, sie könnte wegen ihrer übertriebenen Eifersucht niemals mit meiner rechtmässigen Frau in einem Hause leben. Nach unserer Ankunft in Szechwan jedoch bat sie mich wiederholt, ich möchte doch meine Hauptfrau zu mir nehmen; durch das Zusammenleben könnte man sich viele Auslagen sparen. Sie erkundigte sich oft bei ihren Freundinnen, wie sie der Hauptfrau zu dienen hätte, falls sie käme. Sie war also, wenn man es genau nimmt, nicht nur nicht eifersüchtig, sondern hatte auch ein feines Verständnis für Rangunterschiede und wusste hoch und niedrig wohl auseinander zu halten.

In Kham sind nicht nur die Frauen ohne Eifersucht, sondern auch die Männer. Und nur weil sie nicht eifersüchtig sind, können mehrere Männer eine Frau heiraten, und mehrere Frauen einem Manne dienen und dabei ohne Reibereien friedlich mitsammen leben.

87. *Krieg und Räuberei, das gleiche Unternehmen*

Die Fandse verbinden Krieg und Räuberei zu einer Sache und machen keinen Unterschied darin. Die Einheit einer bewaffneten Truppe ist das Dorf. Sie wird vom Dorfvorsteher oder Vorsteher eines Lamaklosters zusammengestellt. Jede Familie im Dorf stellt einen Mann. Sie organisieren sie auch so, dass sie die Jungmänner aus mächtigen Familien ausheben. Erst bei wichtigen Kämpfen ziehen sie alle Jungmänner des ganzen Teiles ein. Bei Aufstellung der Truppe sind Marschübungen in Reih und Glied usw. unbekannt. Die Mutigen zuvorderst und die Zaghafte zuhinterst brechen sie zum Bestimmungsort auf und greifen ihr Ziel an. Gewehre, Munition, Nahrung und Futter besorgt jeder selbst. Wenn auch jeder auf eigene Faust kämpft, so hat der Zusammenhalt der Truppe doch eine gewisse natürliche Festigkeit. Vormarsch, Rückzug, Kampfpause, Gefecht, alles wird durch den Kriegsrat bestimmt. Keiner bewegt sich nach eigenem Gutdünken. Beim Kämpfen kommt es ihnen nicht darauf an, Menschen umzubringen, sondern zu rauben. Beim Raubüberfall ist es genau so. Auch wenn der Gegner in der Lage ist, der Räuberei Widerstand entgegenzusetzen, so bringen sie ihn doch nicht um. Die eroberte Beute wird vom Führer verteilt. Zuerst wird ein Entgelt für die Toten, Verwundeten und aufgebrauchten Sachen gegeben, dann erst kommt es zu einer gleichmässigen Verteilung. Der Fansitte gemäss gilt Ungestüm und Mut als Ruhm. Und wer von den jungen Mannen sich in der Gesellschaft einen höheren Rang verschaffen will, muss in der Truppe oder im Räuberverband, dem er angehört, seine Kühnheit entfalten, viel Beute rauben und Feinde erschlagen, um sich dadurch vor der Truppe zu zeigen, damit die ganze Truppe ihn hochachte. Beim nächsten Streifzug wird man dann nur auf den Kopf seines Pferdes achten.¹

Die Fandse, die sich unter dem Einfluss der Gelben Kirche am stärksten geändert haben, töten und rauben nicht. Allerdings ist auch ihre Kampfkraft sehr gering. Alle kampftüchtigen Gebiete sind zugleich auch berüchtigte Räubergebiete. In Kham ist nur das Volk von Kiala, Taofu, Kantse, Dergé, Litang, Patang, Changtu, in den Dörfern nahe bei den Lamaklöstern, regeltreu; alle andern Volksteile sind sehr wild. Vor allem sind Hsiangcheng, Chaya, Chantui, Olo, Chapa, Chuwo, Shihkü und andere Gebiete die berüchtigten Räubergegenden mit berühmten tapferen und kampfestüchtigen Gruppen. Darum werden die tibetischen Soldaten in Kham angeworben. Zu Beginn des Tibetisch-Englischen Konfliktes hob der Dalai-Lama weitum in Chaya, Makang, Hsiangcheng, Chantui, Olo und andern Orten Soldaten aus, welche zum Schutze Lhasa besetzten.

Von allen Räubergebieten Khams nimmt das der Hsiangcheng-wa die erste Stelle ein. Gewöhnlich bilden sie unter den Anführern der einzelnen Orte Reitertruppen, welche mehrere hundert bis tausend Meilen

weit reiten, Dörfer und Burgen und Klöster überfallen, ausmorden und ausrauben und dann sich wieder zurückziehen. Sie betrachten es wie ein Geschäft. Wenn sie sich auf so weiten Wegen auf Raub begeben, so behaupten sie sicherlich, sie hätten Feinde, oder in einem gewissen Jahre sei ein Hsiang-Mann dort durchgezogen und von den Einwohnern umgebracht worden, oder ihre Reitertruppe sei einmal beim Durchmarsch dort aufgehalten worden, oder sie seien von der Verwaltung gebeten worden, einen Hsiang-Mann einzufangen oder umzubringen; ja sie bezichtigen sogar fälschlich jemanden irgend einer Belanglosigkeit um ihn auszurauben. — Im Jahre 1917 stellten die Hsiangcheng-wa eine 300 Mann starke Reiterei auf und zogen aus, das Kloster Ta-chieh-szu von Kantse auszuplündern. (Es ist das Kloster Ta-chieh-szu, dessentwegen es voriges Jahr zum Krieg kam. Es ist allgemein als sehr reich bekannt). Nachdem sie drei Tage lang ohne Erfolg angegriffen hatten, plünderten sie die Dörfer in der Nähe und zogen ab. Kantse liegt 1000 *Li* weit von Hsiangcheng entfernt, sodass man keine Feindschaft vermuten könnte. Doch nach Aussagen der Hsiangcheng-wa hätten die Mönche des besagten Klosters vor einigen Jahren durchziehende Hsiangcheng-wa mit Steinen angegriffen. Nach Auffassung der Hsiangcheng-wa war dieses Gefecht nur ein Rachegeplänkel, aber kein Raubzug.

1) d.h. man wird seiner Führung folgen.

88. *Das Gesetz der Blutrache*

Fälle von Blutrache sind bei den Fandse überaus häufig und ihre Regelung ist sehr merkwürdig. Sooft ein Dorfgenosse von einem andern Dorf ermordet wurde, sind alle Bewohner des ganzen Dorfes verpflichtet, für ihn Rache zu nehmen. Trifft man jemanden aus dem andern Dorf, so bringt man ihn um; man fragt nicht danach, ob er der Feind ist, oder ob er mit dem Mörder in Beziehung steht. Wenn niemand da ist, der schlichtend eingreift, dann setzt sich eine solche wechselseitige Blutrache endlos durch mehrere Jahrhunderte fort. Das Vermittlungsverfahren nimmt von einigen angesehenen Vorstehern aus andern Dörfern seinen Anfang. Sie rufen die Vorsteher der beiden Parteien zusammen, bestimmen einen passenden Ort, schlagen ein Zelt auf und verhandeln. Kommt man zu einem Ergebnis, dann fordert man von der Mörderfamilie mehrere *ch'eng*¹ Bußgeld für das Leben. Wenn beide Teile zustimmen, wird verhandelt, wieviel Prozent in barem Geld, wieviel Prozent in Rindern und Pferden, wieviel Prozent in Gegenständen — oder wie man sagt, wieviel Prozent in den drei Farben, rot, weiß, gelb — als Entgelt zu zahlen sind. Wenn das Verhältnis festgesetzt ist, verhandelt man wieder, wieviel ein Pferd zählt, wieviel ein Rind, wieviel ein Gewehr, wieviel ein Messer, wieviel ein Kessel. Bei Pferden und Rindern unterscheidet man dabei wieder Geschlecht, Alter und Güte. Man feilscht durch dick und dünn

um die Höhe des Preises. Erst nach einigen Monaten ist man fertig. Sind aber beide Seiten gewalttätig und besitzen die Vermittler wenig Ansehen, dann brechen sie meistens mitten in der Verhandlung ab. Nach dem Abbrechen aber wird die Blutrache noch viel schlimmer. Ist längere Zeit verstrichen, dann sucht man wieder Leute zur Beilegung. Ist aber einmal Friede gesprochen, so hat die Blutrache sofort ein Ende. Da sie die Abmachung sehr ernst nehmen, so gibt es keinen, der nach einem solchen Friedensspruch noch nach Blutrache trachtet.

Das Aufbringen dieser Art Blutgeld verteilt sich im allgemeinen auf das ganze Dorf; und auch der Empfang verteilt sich auf das ganze Dorf. Es ist nicht gestattet, dass es nur von der Mörderfamilie allein bezahlt oder nur von der Familie des Ermordeten allein angenommen wird. Niemals, unter keinen Umständen, wird die Todesstrafe als Sühne verlangt. Die chinesischen Beamten, welche Kham verwalten, verhängen jedesmal nach chinesischem Gesetz über den Mörder die Todesstrafe. Dieses Verfahren aber widerspricht den Fandsesitten. Wenn daher die Fandse einen Fall von Blutrache haben, dann wollen sie ihn nicht den Beamten vorlegen, sondern sie bitten viel lieber die Vorsteher um die Schlichtung des Streites. Das ist auch der Grund, weshalb die Macht der Vorsteher nicht leicht zu brechen ist. Das Blutgeld zerfällt in drei Klassen: eine höhere, eine mittlere und eine niedrige. Gewöhnlich beträgt es für einen Hochstehenden 70 *ch'eng*, für einen Mittleren 50 *ch'eng*, für einen Niedrigen 30 *ch'eng*. Bei besonders Hohen verlangt die Familie des Ermordeten nach Belieben. Wenn die Familienangehörigen des Toten wenig Macht haben, dann ist das Blutgeld niedrig. Als höchster dinglicher Wert gilt ein Schnellfeuergewehr. Dann folgen Rinder und Pferde. Am niedrigsten stehen Gabelflinten, Schwerter und andere Geräte. Bei der Übergabe beginnt man mit einem Pferd. Damit will man sagen, daß man auf eine schnelle Beilegung hofft. An zweiter Stelle überreicht man eine Gabelflinte. Sie symbolisiert eine Brücke. Damit will man dem streitschlichtenden Vermittler seine Anerkennung ausdrücken. Zuletzt kommt das Schwert. Damit will man sagen, daß alles wie mit einem Schwertstreich abgeschnitten ist, und daß aller Zwist ein Ende hat.

Das sonderbarste aber ist: wenn ein Fandse von einem Beamten umgebracht wurde, so wird er niemals am Beamten Rache nehmen, mag der Fall auch noch so ungerecht sein. Sie sind gewohnt, die Beamten, Lamas und Eltern hoch zu achten, und sie reihen sie nie unter ihre Feinde ein. Mag sich darum Kham auch im grössten Aufruhr befinden, ein Beamtenmord kommt niemals vor. Wurde jedoch der vom Beamten Getötete nicht unmittelbar von Amtsdienern, sondern von irgend einem Fandse ergriffen, dann muß auch, selbst wenn das Vergehen noch so todeswürdig war, an dem Häscher Rache genommen werden. So hatten früher Leute von Chantui in Kantse Räuberei getrieben und wurde von

Leuten aus Chuwo ergriffen, ins Yamen geliefert und erschossen. Das ist bereits zehn Jahre her; und dennoch machte Chantui immer noch Anspruch auf das Blutgeld von Chuwo. Im folgenden sollen drei Fälle von Blutrache angeführt werden, welche diese seltsame Sitte dartun.

Der erste ist der tragische Tod des Chiang-ma-cha-hsi *Dieses ziemlich weitschweifige Beispiel bringt jedoch nichts Neues zur Veranschaulichung der Blutrache. Es seien daher sofort die beiden folgenden angeführt.*

Der zweite ist der Fall der Blutrache von Ta-chai und A-szu-ma. Hinter dem Dorfe Ta-chai des Bezirkes Kungsa im Kreise Taofu liegt auf der Wegstrecke Taofu-Luting der Yaje-Berg, wo stets Wegelagerer auflauern. Im Winter 1928 gab der Kreisbeamte von Taofu dem Volk von Kungsa den Befehl, den Berg zu säubern. Das war nun Sache der Leute von Ta-chai. Als die Leute von Ta-chai den Berg säuberten, trafen sie drei verdächtige Personen. Wie man sie verjagen wollte, liefen sie nicht davon; und auf Befragen antworteten sie nicht. Da schoß man auf sie. Einer wurde getötet und die zwei andern flohen auf die Weide von A-szu-ma. A-szu-ma ist ein Dorf in Shang-lo-k'o-ma, das unter der Verwaltung des Kreises Luho steht. Es sind alles Hirten, die das Räuberhandwerk treiben. Diese sandten nun Leute nach Ta-chi, um das Blutgeld einzufordern, mit den Worten: "Diese unsere Leute haben nicht das Volk von Kungsa beraubt. Die Leute von Kungsa haben sie irrtümlicherweise umgebracht. Das Blutgeld muß neunfach erstattet werden." Neunfach bedeutet das Neunfache des Körpergewichtes in Silber, das außergewöhnliche Blutgeld für Adelige. Ta-chai aber hatte nur auf höheren Befehl den Räuber gepackt und fühlte sich nicht zum Schadenersatz verpflichtet. Anfangs Juni 1929 schlugen Kuhhirten auf dem Chiaje-Berg ihre Zelte auf. Nachdem die Leute von A-szu-ma das erkundet hatten, überrumpelten sie diese und töteten sie im Zelt. Auf die Nachricht hiervon luden die Leute von Ta-chai die Bewohner aller zu Kungsa gehörigen Dörfer zu gemeinsamer Verfolgung ein. Sie kamen bis Tu-k'o im Gebiete von A-szu-ma ohne einen Feind zu treffen. Hier rasteten sie einen Tag, riefen die Geister herab und befrugen sie, ob sie weiterziehen oder halten sollten. Diese aber gaben kund, sie sollten nicht so weit folgen. Darauf gaben sie die Sache auf und kehrten zurück. Seit der Zeit mieden die Leute von A-szu-ma ihre Feinde und zogen nach Norden, sodaß die Leute von Kungsa sich nicht rächen konnten. Da die Leute von A-szu-ma eine Vorliebe für Wasser und Weide im Südbezirk besitzen, kamen einige heimlich dahin um ihre Herden zu hüten. Sie wurden von den Kungsa-Leuten entdeckt und verfolgt. Dabei wurde ein Mann getötet und zwei Pferde geraubt. Die übrigen flohen, unterrichteten das Yamen von Luho und verlangten Blutgeld. Luho machte dem Yamen von Taofu amtliche Mitteilung, und die Leute von Kungsa unterrichteten ihrerseits das Yamen von Taofu mit der Forderung um Blutgeld. Die beiden Kreismandarine gaben einen

Erlaß heraus, dem zufolge die beiden Parteien sich nicht mehr um die Sache bemühen sollten. Hierauf ließen sie alles ruhen und kümmerten sich nicht mehr darum. Als ich Taofu verließ, war der Fall noch nicht beigelegt.

Der dritte ist der Fall zwischen Chantui und Chuwo. Der Häuptling von Chuwo hatte seinen Verwaltungssitz in Chuwo im Kreise Luho. Nebenbei verwaltete er auch noch den Bezirk Chuwo-Kunglung, im Kreise Kantse, mit über 300 Familien. 1916-17 räuberten Leute von Chantui im Kantse-Gebiet und wurden von Leuten aus Chuwo-Kunglung gepackt, ins Yamen von Kantse geliefert und erschossen. 1928 hatte das Kloster Shou-ning mit dem Häuptling von Chuwo Streitigkeiten; es schickte Leute aus, welche das Volk von Chantui auffordern sollten, mit ihnen zusammen Soldaten zu stellen. Die Vorsteher aller Dörfer des Tungku-Gebietes in Kantse kamen nun zusammen, um den Streit zu schlichten und verhandelten zwei Monate lang in Lu-k'o-liang. Sie schlugen vor, daß Chuwo an die Leute von Chantui zusammen 70 *ch'eng* Blutgeld für fünf Mann erstatten solle. Die Leute von Chuwo aber waren dagegen, brachen das Zelt ab, zogen sofort heim und begannen den Krieg. Darauf griff das Kloster Shou-ning mit Chantui und den wilden Ngolokh-Fandse und andern in fünf Abteilungen Chuwo an. Die Leute von Chantui rückten auf der Strecke zum Kloster Chüeh-li vor, brandschatzten und räuberten fürchterlich. Schliesslich erzwang die Khamregierung mit Militärgewalt die Verständigung. Wider Erwarten entrichtete Chuwo an Chantui 80 *ch'eng* in Silber als Blutgeld. Damit war die Sache erledigt.

1) *Ch'eng* 秤 = Wage; absolutes Maß unbestimmt, gewöhnlich 15 Unzen.

SITTEN

89. *Erinnerungen an ein Fandse-Gastmahl*

Als ich im September 1929 im Kreisyamen zu Chan-hua eine Tochter aus der Familie des Obervorstehers von Shang-chan heiratete, verliefen alle Feierlichkeiten nach chinesischem Brauch. Einen halben Monat später versammelte die Obervorstehersfamilie ihre ganze Verwandtschaft, um das Herbstfest zu begehen. Dabei sandte sie Leute, die uns, das neue Paar, einluden. Der Obervorsteher, der über 800 Familien verwaltete, hat einen Dorfgrundbesitz von über 500 Morgen. Alljährlich nach der Herbsternste lud er, altem Brauch gemäß, die Lamas zum Beten und Dank an die Geister ein. Verwandte, Freunde und Volk erschienen nach festgesetzten Tagen vor ihm zum Glückwunsch. Weil er aber in diesem Jahre mit mir durch die Hochzeit in besonderer Beziehung stand, so zog er die Sache noch größer auf und lud über 70 Buddhabonzen ein, die 4 Tage lang ihre Gebete verrichten sollten. Als ich am ersten Tage hinging, war

bereits die ganze Sippe versammelt, auch alle Sklaven und Diener waren da. Die vier Stockwerke der Beamtenburg waren von oben bis unten von Leuten überfüllt. Ich wohnte im kleinen Gebetsraum des dritten Stockes. Draußen befand sich ein Innenhof, der von einem Wandelgang umzogen war. Darauf tanzten Männer und Frauen sich die Hände reichend zum Gesang Tag und Nacht in einem fort. Im zweiten Stock befand sich eine große Küche. Dort standen zwei große Kessel Tee, mehrere Faß Milchwein, zwei Schränke mit Butter und Tsamba. Auf dem freigelassenen Boden konnten 50 Mann Platz nehmen. Es war der Platz wo man die Gäste bewirtete. Im vierten Stock befand sich ein großer Gebetsraum, wo die Bonzen auf dem Boden sitzend ihre Gebete hersagten. Auf dem Wandelgang draußen waren mehrere Bonzen damit beschäftigt, mit farbiger Butter und Tsamba Bilder von Dämonen, wilden Geistern und anderen Kultgegenständen anzufertigen, welche dazu dienten, Teufelsspuck zu vertreiben. Außerhalb der Gebetshalle befand sich ein Aussichtserker, der ins innere Gemach führte, den Wohnraum für die Frauen. Der oberste Stock war das Dach, wo Verwandte und Bekannte ruhten, hin und her wandelten und Ausschau hielten. Der unterste Stock war der Stall für Pferde und Rinder. Der Gastherr, welcher wußte, daß ich nicht an Butter und Tsamba gewöhnt war, kaufte in Chanhua einigen Reis und kleinere Gerichte und suchte einen chinesischen Koch, um mir das Essen zu kochen. Da aber weder Schweinefleisch noch Schweineschmalz vorhanden war, so wurden die Gerichte in Butter hergerichtet. Sie waren jedoch so fett, daß ich sie nicht hinunter bekommen konnte. Ich befahl daher, nur eine dicke Suppe fertig zu machen mit gerösteten Bohnen als Zuspese. Am gleichen Abend lud der Gastherr die Gäste in die Küche und bat mich als Zuschauer hinzu. Ich sah wie die Gäste in zwei Reihen mit untergeschlagenen Beinen sich auf dem Boden niederliessen. Jeder hatte vor sich ein Schälchen Wein, eine Schale Tsamba mit einem Stück Butter und ein Stück Kleienbrot. Ein Knecht ging mit Tee, Wein, Tsamba, Butter spähend im Kreis herum, um jeweils nachzufüllen. Ihr ganzes Benehmen war sehr geordnet. Nach dem Essen teilten sich Männer und Frauen in zwei Reihen, reichten sich die Hände und tanzten zum Gesang. Ich befahl meinem Dolmetscher die Liedertexte zu übersetzen. Einiges verstand er, einiges verstand er nicht. Da mir das Zuhören keinen Reiz bot, wurde ich dösig und nickte im Sitzen ein. Schließlich brachte mich der Dolmetscher zur Nachtruhe zurück. Um Mitternacht wurde ich wieder durch schallendes Lachen geweckt. Die Dienerschaft des Hausherrn zog draußen schwätzend, lachend und scherzend mit den Dorfnachbarn über den Wandelgang. Sie muhten wie Kühe, bellten wie Hunde, und einige machten keifende Frauen nach. Nach jeder Vorführung lachte die ganze Schar, daß die Wände zitterten und niemand schlafen konnte. Da mir dieses Essen und Trinken ungewohnt war, wollte ich am folgenden Tag wieder nach Chanhua zurück, doch der Dolmetscher hielt mich gewaltsam

ab mit den Worten: "Heute, da das Volk zum Glückwunsch in hellen Scharen gekommen ist und Pferderennen veranstaltet, und die Lamas ihren Segen geben, an einem solch festlichen Tage muß du unbedingt hier bleiben." Das erregte meine Neugierde und ich zog nicht weg. Ich frug, wann die Leute kämen. Er sagte, es sei noch zu früh. Darauf begab ich mich ins innere Gemach und spielte Fan-Karten mit dem Gastherrn, um mich zu vergnügen; dabei hörte ich, wie im unteren Stock der Tanzgesang bald anfing, bald aufhörte. Nach langer Zeit endlich sah ich, wie sich draußen auf dem großen Platz die Leute auf den Pferden tummelten. Ich frug, was das für Leute seien. Man antwortete: "Gäste die fortziehen." Ich warf sofort das Spiel beiseite und lief hinunter, um zuzusehen. Der erste Gästetrupp war bereits fort und der zweite Trupp war gerade angekommen. Von den Ankömmlingen bildete jedes Dorf eine eigene Abteilung. Alle trugen schöne Kleider und waren beritten. Jeder hatte ein Rinderfüllhorn voll Milchwein übergehängt. Manche trugen Flinten, andere nicht. Alle hatten im Brustlatz zwei Kleienbrote stecken. Kaum waren sie im Zimmer, als sie auch schon anfangen zu tanzen. Die Tanzlieder hatten alle Glückwünsche zum Gegenstand. Sobald ein neuer Trupp ankam, brachen sie den Tanz ab und begaben sich in die Küche, wo sie den mitgebrachten Wein und die Brote zum Geschenk brachten, die der Herr und die Knechte entgegennahmen und getrennt in Schränken und Fässern niederlegten. Dann wurden die Gäste gebeten, auf dem Boden Platz zu nehmen. Jeder erhielt eine Schale Wein und ein Brot. Dann nahm jeder Gast aus dem Brustlatz einen Holznapf hervor und der Gastherr verteilte Tee, Tsamba und Butter, genau so wie am Abend vorher beim Gastmahl. Nach dem Essen begaben sie sich wiederum ins Zimmer, tanzten zwei Runden, gingen hinaus, setzten sich zu Pferde, galoppierten auf den freien Platz, machten ein Wettrennen und ritten davon. Die Fandse haben eine Riesenfreude an Pferderennen, weshalb sich auch die Zuschauer wie eine Mauer stauten. Gäste mit schlechten Pferden und schlechter Reitkunst lachte man aus, sodass sie sich mit schamroten Köpfen eiligst aus dem Staube machten. Tüchtige Reiter fanden den Beifall der Menge, mußten immer wieder hin und her reiten und alle ihre Künste zeigen. Es war prächtig anzusehen.

In der gleichen Nacht kamen die Töchter des Gastherrn tibetische Lieder singend ins Zimmer, um die Gäste zu unterhalten. Mehrere zehn Dorffrauen und Mädchen drängten sich um sie zum Zuhören. Ich ließ den Dolmetscher die Lieder Stück um Stück ins Chinesische übertragen und fand sie wirklich reizend. Hierauf hieß es, die Lamas kämen zum Segen, worauf sich alle zerstreuten. Der Gastherr kam und lud mich ein, mit ihm zusammen in den großen Gebetsraum zu gehen. Als wir zur Tür eintraten, hatten die Zuhörer von eben gerade Platz genommen. Von den mehr als 70 Bonzen hatte jeder etwas anderes in der Hand, ein Gebetbuch, eine Schelle, einen Donnerkeil, ein Zaubermesser, eine Trompete,

eine Trommel, ein Blashorn, eine Glocke . . . Sie setzten sich, den Instrumenten entsprechend, paarweise zusammen. Sie nahmen über die Hälfte des Raumes ein. Männer und Frauen des Gastherrn und der Gäste ließen sich zusammen auf dem restlichen Platz innerhalb der Tür nieder. Genau in der Mitte hatte man für mich und Komissar Tung zwei Matten als Sitz reserviert. Nachdem alle sich gesetzt hatten, begannen die Bonzen mit den Zeremonien, welche sehr reichhaltig waren. Neben meinem Platz befand sich gerade eine große Trommel, die mit ihrem Dröhnen meine Ohren betäubte. Zudem war das Holzkohlenschwelen nicht zum Aushalten, so daß ich mich nach dem Ende der Zeremonien sehnte. Als nach ungefähr einer Stunde die Feier zu Ende war und wir hinausgehen konnten, war es uns, als seien wir von der Kette gelassen.

Tags darauf beschloß ich nach Chanhua zurückzugehen. Der Dolmetscher aber hielt mich wieder im Auftrag des Gastherrn zurück mit den Worten: "Heute kommen die Leute selbst aus den entferntesten Dörfern zum Gratulieren, und die Reitkünste sind noch viel beachtlicher. Die Lamas bannen im Geistertanze mit Kanonendonner die Teufel. Es geht wirklich hoch her." Ich aber blieb fest und hörte nicht darauf, sondern ritt zurück.

90. *Das Gastmahl bei den Beamten*

Die Festmähler bei den Beamten sind von denen des gewöhnlichen Volkes verschieden. Ich bin auf meiner Reise überall nur durch chinesisches Verwaltungsgebiet gekommen; und die Verwaltungsbeamten hielten ihre Festmähler ganz in chinesischem Stile ab. In Gegenden aber, die von tibetischem Militär besetzt sind, pflegt man tibetische Festmähler zu halten. Ich selber hatte jedoch keine Gelegenheit, an einem solchen tibetischen Festgelage teilzunehmen, und lasse daher einen kurzen Bericht aus dem Reisetagebuch von Teichmann folgen.

Was nun folgt ist sehr allgemein und nach des Verfassers Auffassung nicht sehr kennzeichnend. Er fügt darum noch eine Speisekarte von Charles Bell bei, die aber ebensowenig kennzeichnend ist, da sie sehr viele chinesische Gerichte aufzählt.

91. *Das Hada und die Begrüßungsgeschenke*

Wenn die Fandse die Geister verehren, die Beamten besuchen oder Hochgestellten ihre Aufwartung machen, so müssen sie ein Begrüßungsgeschenk gebrauchen. Es heisst Hada. Das Hada ist ein aus Seide gewebtes, weitmaschiges Band. Es ist ungefähr zwei Hand breit und drei bis vier Ellen lang. Das Gewebe ist so locker wie ein Bambussieb. Darauf ist feiner Puder gestreut von weißer Farbe und klebriger Beschaffenheit. Es wird in Chengtu und Kiunglai in Szechwan hergestellt. Das Hada kann man zu nichts verwerten; aber die Fandse schätzen es

sehr hoch. Bei der Aufwartung eines Höhergestellten kein Hada zu schenken, gilt als eine große Ehrfurchtslosigkeit. Sobald wir über die Grenze hinaus waren, erhielten wir täglich sehr viele Hada. Da wir sie aber für unbrauchbar hielten, warfen wir sie stets, so wie sie kamen, wieder weg oder putzten damit Tische und Bänke ab. Als das später einige Chinesen sahen, erbaten sie sich die Hada. Sie erhielten drei bis vier Stück und lachten vor Freude übers ganze Gesicht. Wir frugen nach dem Preis. Auf dem Markt kostete jedes Stück einen halben Dollar. Sie hatten also mit ihren drei, vier Stück einen guten Gewinn, weshalb sie auch so vergnügt waren.

Das Hada der Fandse wandert im Gebrauch ununterbrochen weiter, hundert- ja tausendmal. Selbst wenn es dann zugerichtet ist wie ein Seidenknäuel, werfen sie es doch nicht weg. Es gibt arme Leute, die nicht ein ganzes Hada verschenken können; sie zerschneiden es gewöhnlich in handgroße Vierecke. — Eine andere Art Hada ist ziemlich eng gewebt und hat viel Ähnlichkeit mit schlechter Seide. Auf einem Ende ist ein Buddhabild gedruckt, weshalb es Buddha-Kopf-Hada genannt wird. Nur die sehr wohlhabenden Lamas und Häuptlinge können es sich leisten, und auch sie gebrauchen es nur für grosse Götter und Beamte. Der Überlieferung zufolge waren die Hadas der alten Zeit ursprünglich alle von dieser Form. Heute aber, da bei der Armut des Volkes die Geschenke dürftig sind, haben sich die Händler angeglichen, und so wurden allmählich immer schlechtere Hadas hergestellt, bis sie die heutige Form erhielten.

Sooft man einem Häuptling oder chinesischem Beamten seine Aufwartung macht, so muß man außer dem Hada noch irgend ein anderes Ehrengeschenk haben; entweder einen Ballen Butter oder eine Rinderkeule oder Trockenquark oder Hühnereier, oder man nimmt einfach Geld und legt es auf das Hada, was man ein belegtes Hada nennt. Eigentlich ist das ein Überbleibsel des Seidentributes mit Edelsteinen 東帛加璧 der Alten.

Der Häuptling nimmt das Geschenk ohne Entgelt in Empfang. Der chinesische Beamte gibt als Gegengeschenk nach der Gewohnheit Tee, Tabak und dergleichen. Die Fandse haben sehr gern kleine Erkenntlichkeiten. Gibt man reichlich, so steigt ihre Verehrung grenzenlos, und sie sind in allen Angelegenheiten den Befehlen fügsam. Gibt man unter dem Wert (nämlich des Geschenkes), dann entfernen sie sich stumm und schimpfen einen *chia-chu*. *Chia-chu* heißt so viel wie: chinesisches Bettel-pack.

92. Die Heiratssitten

Die Heiratssitten der Fandse sind je nach den Gegenden mehr oder weniger verschieden. Im grossen und ganzen aber stimmen sie doch überein. Bei einer regelrechten Heirat beauftragt man Ehevermittler; aller-

dings bedarf es vorher einer Bestätigung durch den Lama. Hat der Lama durch Wahrsagen seine Zustimmung gegeben, dann nimmt die Familie des Mannes ein Hada mit entsprechenden Geschenken und macht damit bei der Brautfamilie einen Heiratsantrag. Nimmt die Brautfamilie das Hada an, so bedeutet das, dass sie ihre Zustimmung gegeben hat. Am Hochzeitstage lädt die Familie des Mannes ihre Verwandten und Freunde ein und stellt eine Reiterei zusammen, die mit Wein und Teebeuteln sich auf den Weg macht, um die Braut abzuholen. Sie begeben sich aber nicht zur Familie der Braut, sondern machen auf halbem Wege in einem Dorfe halt. (Wo, wird vorher vereinbart).

Ist der festgesetzte Tag angekommen, dann bittet die Brautfamilie den Lama ins Gemach, um die Zeremonien vorzunehmen. Danach legt die Braut ihren Schmuck an und wird von der Reiterschar fortbegleitet. Kurz vor dem Aufbruch nimmt der Lama Gerste und streut sie über die Braut. Die Braut ruft den Eltern zu: "Das Unglück geht zur Tür hinaus, das Glück strömt hinein." Darauf steigt sie zu Pferd und reitet mit der Truppe davon. Sie muss von ihren älteren Brüdern samt deren Frauen und ihren Schwestern begleitet werden. Sobald die Leute, die den Weg entlang wohnen, den Brautzug kommen sehen, giessen sie um die Wette ein jeder einen Eimer Wasser vor die Türe, legen ein Hada über den Eimer, breiten einen Teppich daneben aus, stellen sich dienstbereit dazu und sagen einige Glückwunschworte, um damit auszudrücken, dass sie sie begleiten wollen. Die Mitglieder der Brautfamilie werfen ihnen dafür einen oder einen halben Tibetdollar zu oder geben ihnen ein Hada, oder auch gar nichts. — Ist man am Begrüßungsort (Abholungsort) angekommen, dann wechselt die von der Bräutigamsfamilie gemietete Brautführerin der Braut die Hochzeitskleider. Diejenigen, die die Braut abholen, übergeben denen, welche die Braut herbegleitet haben, ein bis zwei Rinderkeulen, ein bis zwei Eimer Fandsewein und ein Hada. Diejenigen, welche die Braut gebracht haben, ziehen das Messer und schneiden sich vom Fleisch ab, so viel sie zum Weine essen wollen. Nach dem Trunk vereinigen sie sich zum Liedertanz für eine Runde. Danach zieht die Familie des Mannes mit der Braut davon, und die, welche die Braut gebracht haben, kehren heim, mit Ausnahme von ein bis zwei verwandten Frauen, welche zusammen mit der Braut gehen. Dem Weg entlang sind wiederum solche, die zur Begrüßung Wassereimer ausleeren und Teppiche ausbreiten. Sie werden von der Familie des Mannes entlohnt. Vor dem Hof des Mannes wird zuerst ein Haufen Lebensbaumzweige angezündet (ein Fandsebrauch zur Verehrung der Geister). Ist die Braut angekommen, so steigt sie vom Pferd und schreitet dreimal darum; dann geht man zur Tür wo ein Eimer Wasser steht. Die Braut netzt ihren Mittelfinger mit dem Wasser (die Fandse halten den Mittelfinger für den reinsten) und sprengt es dreimal in die Luft, worauf sie ihn andeutungsweise an den Mund führt. Hierauf steigt sie ins Haus, begibt sich in die Küche (die Fandse haben zum Essen

und Schlafen einen Raum, nämlich die grosse Küche im zweiten Stock) und lässt sich auf einem Teppich, den man vorher dort ausgebreitet hat, nieder. Vor dem Sitz befindet sich ein niedriges Tischchen. Familienangehörige des Mannes bringen drei Teller Tsamba vor sie hin. Die Braut nimmt mit den Fingern eine Prise und streut sie dreimal in die Luft, dann leckt sie sie ab. Andere kommen mit Kuhmilch herein. Die Braut leckt ebenfalls dreimal davon. Das dreimalige Streuen ist eine Zeremonie der Geisterverehrung bei den Fandse. Das Lecken bedeutet so viel wie essen. Sind diese Zeremonien fertig, dann beginnt das Festmahl und der Liedertanz. — Der Bräutigam wartet bis die Braut bald ankommt und versteckt sich dann. Er sieht am gleichen Tage die Braut nicht und teilt auch nicht das Schlafgemach mit ihr. Am folgenden Tage begibt sich das junge Paar in die Nähe zum Opfer an den Berggeist und kehrt zurück. Die Gratulanten sind dann immer noch da. Man führt wieder Liedertänze auf, hält Festgelage und freut sich nach Kräften. Auch in dieser Nacht schläft das Paar nicht zusammen. Man muss mehrere Monate warten; im Mindestfall wenigstens über einen Monat, im Höchstfall dauert es sogar mehrere Jahre. Die beiden müssen sich nämlich so lieb gewinnen, dass sie es nicht mehr aushalten können, und dann erst schlafen sie zusammen. Auch kennt man die Sitte des Besuches in der Brautfamilie 回門, doch ist der Mann nicht gezwungen hinzugehen. Erst nach der Geburt des ersten Kindes übergibt die Brautfamilie die Mitgift.

Die obige Sitte ist die von Chantui. Über die Heiratsitten in der Gegend von Tatsienlu hat Yang Chung-hua in seiner Arbeit "Verhältnisse in Kham 康西概况" sehr ausführlich berichtet. Ich führe die betreffende Stelle hier an:

"Die Heiratsitten der Khambewohner sind im grossen und ganzen gleich. Einerlei wessen Standes einer ist, immer wird der Heiratsvermittler als sehr wichtig betrachtet. Ist man gegenseitig übereingekommen, dann wird die Angelegenheit dem Lama zur Wahrsagung vorgelegt. Gibt auch er seine Zustimmung, so schickt die Familie des Mannes Werbegeschenke zur Familie der Braut. Die Grösse richtet sich nach Armut oder Wohlstand der Familie. Kleine Geschenke haben einen Wert von mehreren zehn Dollar; grosse einen Wert von mehreren zehn *ch'eng*¹. Die Brautfamilie verwendet dieses Silber für die Aussteuer und gibt mitunter noch Rinder, Pferde oder Land dazu. Ist das erledigt, dann begeben sich beide Familien zum Lama, dass er einen günstigen Tag vorausbestimme. Die Heiratstage fallen fast durchweg in den Herbst oder Winter, wenn die Erntearbeiten fertig sind. — Am festgesetzten Tag bitten beide Teile die Lamas in die Familie zu den Gebetszeremonien. Die Familie des Mannes lädt Verwandte und Freunde ein, die mit der Geisterfahne sich aufmachen, um die Braut auf halbem Wege abzuholen. (Diese Geisterfahne heisst im Tibetischen *jung-k'o*. Es ist ein gelber Sack; darin befinden sich Seidenbänder, die der Lama besprochen hat. Wie man sagt,

ziehen sie Reichtum an, sodass man sie besser Reichtumssäcke nennen sollte, *chao-ts'ai-tai* 招財袋. Der Ausdruck Geister-Spruchfahne ist nicht ganz angebracht). Diejenigen, welche die Braut abholen, reiten hoch zu Ross mit gegürtetem Schwert. Manchmal sind es über hundert Reiter. Zwei Mann eilen voraus zur Brautfamilie um mit höflichen Geschenken Meldung zu machen. Die übrigen vertreiben sich die Zeit auf halbem Wege mit Weintrinken und Fleischessen. Nachdem die Meldereiter bei der Brautfamilie angekommen sind, überreichen sie feierlichst das Hada, um auszudrücken, dass sie die Braut abholen wollen. Die Brautfamilie bittet sie einzutreten und bewirtet sie mit Wein und Speisen. Zugleich wird die Braut geschmückt. (Die Kleider der Braut sind wie gewöhnlich, nur den Kopf schmückt man mit langen Korallenästen, die sich so verzweigen, dass er wie ein Hirschkopf aussieht). Sehen die Meldereiter, dass der Schmuck fertig ist, dann nehmen sie aus dem Brustlatz eine Handvoll Gerste und streuen sie über die Braut. Vorher haben die Familienangehörigen der Braut einen Vorhang bereit gehalten, den sie dazwischen halten, damit die Gerstenkörner nicht auf die Braut fallen. Sobald die Braut zur Tür hinausgeht, nimmt die Mutter der Braut einen Blasebalg und drückt ihn heftig vor ihrer Brust. Nach dem Aberglauben der Khambewohner heisst es nämlich: wenn man nicht den Blasebalg drückt, so dass die Körner auf die Braut fallen, dann wird Reichtum und Glück der Familie unweigerlich mit der Braut entweichen. Ist die Braut hinausgetreten, dann schwingen sich die beiden Abholer mit Kuchen und Zuckerwerk (die Art ist unbestimmt) aufs Pferd und reiten voraus. Treffen sie unterwegs Zuschauer, dann werfen sie ihnen beliebig davon zu, und die Zuschauer fangen es mit ihren Kleidern auf. Treffen sie auf Wasserträger, dann legen sie, ausser dem Geschenk von Kuchen und Zuckergebäck, noch ein Hada über den Wassereimer. Sind sie in der Familie des Bräutigams angekommen, dann füllen die Diener eine Schüssel mit Gerste und überreichen sie ihnen, worauf sie das ganze Zimmer des Bräutigams damit bestreuen. Die Brautfamilie begleitet die Braut auf halbem Wege, wo sie und die Bräutigamsfamilie, welche die Braut abholt, sich gegenseitig mit Wein bewirten. Die Begleiter der Braut aus der Brautfamilie übergeben dann die Braut denjenigen, die sie abholen. Die meisten kehren darauf zurück. Sie tragen an Stelle der Bräutigamsfamilie die Geisterfahne und brechen auf. Wenn sie bald bei der Bräutigamsfamilie angekommen sind, zündet man vor der Türe einen Scheiterhaufen an. Ist die Braut angelangt, dann geht sie dreimal um das Feuer, worauf sie von andern gestützt und geführt durch die Türe eintritt. Die Khamleute wohnen meist in mehrstöckigen Häusern. Vor den Hausgang stellt man einen Eimer Wasser. Um den Eimerrand klebt man mehrere Scheiben Butter auf Hochkant. Ferner legt man auf den Eimer einen Satz Gebetbücher. Wenn die Braut ins Haus hinaufsteigt, tritt sie vor den Eimer und sprengt mit einem Lebensbaumzweig dreimal Wasser in die Luft,

macht vor den Büchern dreimal eine Verbeugung und begibt sich dann in die Küche. Hier ist der Raum, der für sie zurechtgemacht ist. Der überkommene Sinn ist, dass die Frau in erster Linie Herrin über das Küchenwesen ist. Doch bekommt sie nicht den Bräutigam zu Gesicht. So ist auch in der Küche nur ein Sitz für die Braut vorbereitet. Vor dem Sitzplatz richtet man einen kleinen Tisch her. Die nahen Verwandten bringen drei Teller Tsamba und stellen sie in einer Linie darauf. Auf jedem Tsambateller befinden sich mehrere Butterscheiben, die wie ein Türmchen aufeinander geschichtet sind. Die junge Braut steht auf dem Sitzplatz, schöpft mit einem Löffel etwas Tsamba aus dem Teller und streut ihn in die Luft. Ist sie mit dem Streuen von den drei Tellern fertig, dann leckt sie ein wenig davon und setzt sich nieder. Hierauf tragen die Verwandten einen Napf Kuhmilch auf und bitten sie zu trinken. Der Hausherr bittet nun die Begleiter der Braut und die welche sie abholten zum Essen in die Innenhalle. Das Mahl wickelt sich sehr einfach ab. Zuerst gibt es nur Früchte des langen Lebens 長壽果 mit einer Handvoll Reis 飯 gemischt. (*Ch'ang-shou-kuo* 長壽果 ist eine Wurzel, die in Kham *cho-ma* genannt wird 卓馬. Sie findet sich überall ausserhalb der Reichsgrenzen; besonders häufig ist sie im Weidegebiet). Je nach der Sitte in den einzelnen Gebieten fügt man sogar noch eine Fleischsuppe oder Fleischklösse hinzu. Die genossene Weinmenge ist zum Staunen. Ohne Essen und Zuspeise trinken sie ihn aus grossen Schalen. Nach dem Imbiss führen sie im Hof Liedertänze auf. Alt und jung, Männer und Frauen ordnen sich in Gruppen getrennt im Kreise; mit feierlichem Gesang tanzen sie dann über den ganzen Platz unter donnerndem Beifall. Der Hausherr, der auf dem Hofe wiederum seinen Wein spendiert, hilft der Begeisterung kräftig nach. Sie tanzen je mehr umso toller und vergessen fast, dass es Abend wird. Am folgenden Morgen begeben sich Braut und Bräutigam, er zuerst, sie später, zu einem benachbarten Lamatempel, wo sie die Götter verehren und wieder zurückkommen. Danach beginnt wieder der Liedertanz. Verwandte, Nachbarn, Freunde bringen nun ein jeder sein Geschenk. Manche bringen eine Rinderkeule, andere schenken goldenen und silbernen Kopfschmuck, viel oder wenig, ganz nach den einzelnen Gegenden verschieden. Der Gastherr nimmt alles in Empfang und läßt sie wie am ersten Tage zu einem Imbiss. Ein jeder erhält einen grossen Rindfleischkloss; und Liedertanz und Weintrinken geht den ganzen Tag ununterbrochen durch. Am dritten Tage begibt sich die junge Frau zur Familie ihrer Mutter. Auch die mütterliche Familie läßt nun Verwandte und Freunde zum Liedertanz ein und belustigt sich den ganzen Tag. Die engsten Freunde bringen ebenfalls Glückwunschgeschenke. Doch besucht nur die junge Frau die mütterliche Familie, der junge Mann geht nicht hin. Zudem muss die junge Frau bei ihrem Besuch über zehn Tage in der mütterlichen Familie bleiben, oder auch zwei bis drei Monate. Es gibt auch solche, die ein ganzes oder ein halbes Jahr bleiben, und dann nochmals, wenn sie in die Familie des

Mannes zurückkehren, die Heiratszeremonien vollziehen (*ho-ch'ing* 合巹)."

Die Hochzeitsitten von Paan hat Liu Chien-ch'iu aufgezeichnet. Ich lasse sie hier folgen:

"Im allgemeinen schaut man bei der Heirat nicht auf Tugend, sondern man verlangt nur, dass die Familie wohlhabend und die Verwandtschaft mächtig sei. Eine niedrige, einflusslose Familie, mag sie auch noch so tugendhafte und hübsche Töchter besitzen, kommt daher nur schwer hoch. So hat sich allmählich die Sitte herausgebildet, dass die Vornehmen nicht mit den Niedrigen heiraten. Was die Heiratssitten betrifft, so sind sie nach Gegenden verschieden. Manche haben Selbstbestimmung in der Heirat, manche warten bis die Eltern durch Vermittler mit Geschenken geworben haben, manche bestimmen die Heirat durch Wahrsagen. Kurzum, wie die Ehe auch zustande kommt, muss man Tee, Barbarenwein und Hada als Garantiegeschenk hinterlegen, um so einer Rückgängigmachung vorzubeugen. Sind aber die Geschenke überbracht und angenommen, dann setzt ein Sterndeuter den Hochzeitstermin fest. Nun fegt die Mannesfamilie fein säuberlich die Stuben aus, hängt die verschiedensten Buddhabilder an die Wand, stellt eine Reihe niedriger Tische zurecht, worauf Butter, Käse, Früchte, Backwerk und Speisen aufgetragen werden. Zu beiden Seiten breitet man Fellunterlagen als niedrige Sitzgelegenheiten hin. Nur auf den Ehrenplatz, der als Sitz der Braut vorbereitet wird, legt man einen weissen Teppich. In dessen Mitte streut man mit Weizen ein Hakenkreuzmuster 卍. Sobald die Braut durch die Türe tritt, brechen die Brautbegleiter in ein grosses Geschrei aus und werfen eine Handvoll Getreide auf sie, um sie zu erschrecken. Die Einheimischen bezeichnen das als Teufelsvertreibung. Danach tritt sie ins Zimmer, opfert den Göttern und macht den Eltern ihre Ehrenbezeugung. Die Brautbegleiter opfern ebenfalls ein Hada, das an einer Säule befestigt wird, und sagen allerlei Glückssprüche. Darauf setzt sich die Braut mit Hilfe der Brautführerin auf das Hakenkreuz und die Brautführerin, der Vater und dessen Brüder und die Verwandten lassen sich der Reihe nach nieder. Die Ehrenbezeugung vor Himmel und Erde, Eltern und Verwandten (拜堂) wird nicht geübt. Hat man sich gesetzt, dann isst man zuerst eine Schale *ch'ang-shou-kuo*, die in Öl angerichtet sind, dann eine Schale Weizenbrei (was Glück verheissen soll) und hierauf beginnt das Weingelage. Bald darauf kommen die Verwandten und Freunde der Brautfamilie mit der Mitgift und Hadatüchern an. Dann brüsten sie sich mit den Personalangaben der Brautfamilie: einen wie hohen Hausstand sie haben; dass es eigentlich unter ihrer Würde sei mit ihnen in eheliche Verbindung zu treten; dass man aber dem Willen des Himmels nicht entinnen könne; dass ihr Vermögen von jetzt ab vollständig von der neuen Frau verwaltet würde; dem Schwiegersohn geben sie gute Ermahnungen. Oder sie heben die geographischen und geschichtlichen

Umstände ihres Ortes und dessen Weltbedeutung hervor. Die Verwandten und Freunde der Mannesfamilie bleiben aber eine gleiche Antwort nicht schuldig; und wenn sie genug getrunken haben, dann sind sie nicht weit von Schmähreden und Schwerterziehen. Doch das hat alles seinen Grund im Brauchtum; und man hat nie gehört, dass sie sich wirklich erstochen hätten. Am folgenden Tag laden die Verwandten und Freunde der Mannesfamilie eine jede die junge Frau in ihr Haus, bewirten sie mit Wein und Essen, singen und tanzen, um ihre Glückwünsche zu bekunden. Nach drei Tagen geleitet die Familie der Frau die junge Frau wieder nach Hause zurück. Erst nach mehreren Monaten wählt man einen Glückstag, an dem sie wieder zurückkehrt. (Li Yu-tsang behauptet, das Berichtete sei Sitte der Chinesen von Patang, die bereits einige Fandsebräuche übernommen hätten)."

Als ich in Chanhua heiratete hielt ich mich an keine Fandsesitte. Nur die Brautfamilie beobachtete sie. Als die Braut ankam, wurden keine Zweige vom Lebensbaum verbrannt; auch stellte man keine Wassereimer zurecht und spendete weder Milch noch Tsamba. Wir teilten in der gleichen Nacht das Schlafgemach. Die Brautfamilie bezeichnete das als chinesische Sitte und war nicht im geringsten ungehalten darüber. Selbstverständlich habe ich nicht die Verehrung von Himmel und Erde (*pai-t'ang* 拜堂) und auch keine andern modernen Heiratsformalitäten vorgenommen. Einige hatten meiner Frau den chinesischen Handgruss (*tso-i* 作揖) beigebracht. Als sie zu mir ins Zimmer trat und diesen Handgruss vor mir machte, musste ich in grosses Gelächter ausplatzen. Sehr viele Chinesen und Fandse kamen zum Glückwunsch. Männer und Frauen teilten sich in Gruppen zum Liedertanz. Im ganzen waren es über zehn Gruppen. Eine jede wurde mit acht Kessel Tee und anderen Belohnungsgeschenken bedacht. Die Gesamtauslage dafür kam auf 300 Tibetdollar, was die ganzen Hochzeitskosten um die Hälfte überstieg. Manche Männer tanzten mit der jungen Frau einen Liederreigen, wozu diese sich durchaus nicht weigerte, sodass die weiblichen Familienmitglieder der chinesischen Beamten verstohlen über sie lachten. Da ich in Anbetracht der vielen armen Leute in Chanhua jede Gratulationsfeier untersagt hatte, kauften die Gratulationsgäste viel Feuerwerk, das sie abbrannten, sodass das Geknatter eine ganze Stunde lang anhielt. Die Familie der Frau freute sich riesig darüber. Dann gab ich den Gästen ein chinesisches Essen. Die Familie der Frau fand es sehr wohlschmeckend, und brachte den Mund vor Lobeserhebungen nicht mehr zu. Am folgenden Tag kamen noch viele Angehörige der Fraufamilie zum Liedertanz; denn nach Fandsebrauch muss auch dieser Tag noch gefeiert werden.

1) Ch'eng 秤 = 15 Unzen, eine Wage.

93. *Einheirat des Schwiegersohnes*¹

Der Fandsesitte entsprechend herrscht gleiche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ohne irgend einen Gradunterschied. Ebenso werden sie in der Gesellschaft ebenbürtig behandelt.

Solche die keine Söhne, sondern nur Töchter haben, müssen sich einen Schwiegersohn suchen, der ihre Linie fortsetzt. Man nennt das allgemein *shang-men* 上門, in die Familie übersiedeln. Vor allem sind es viele Tuse-Familien, die in Ermangelung eines männlichen Nachfolgers durch ihre Tochter sich nach einem Schwiegersohn umsehen; allerdings suchen sie immer nur einen aus einer Tuse-Familie. Chinesen sind nicht erwünscht. Gewöhnliche Leute jedoch, die keinen Sohn haben, suchen oft einen Chinesen. Da es bei den Fandse nicht genug Männer gibt, das Pachtgut aber durch jemanden zur Bebauung übernommen werden muss, haben die Herren nämlich das Verbot gelockert. Auch viele Chinesen, die schon lange im Weidegebiet siedeln und von Fandsebräuchen angesteckt sind, suchen Schwiegersöhne, die zu ihnen ziehen. Sie nehmen aber nur Chinesen, keine Fandse. Daher heisst ein Spruch: "Die Chinesen lassen keinen Fandse ein."

Von den eingeheirateten Schwiegersöhnen haben die einen ihre Mitgift, andere hingegen ziehen bitterarm in geliehenen Kleidern ein. Die Heiratssitten sind dieselben wie bei der Hochzeit einer Frau; nur ist in diesem Fall die Frau die Heiratende und der Mann der Geheiratete. Sobald der Schwiegersohn die Stube betritt, wird sein Name durch einen Lama geändert, und er hat die Eltern seiner Frau als seine eigenen Eltern zu betrachten.

Erregt seine Aufführung Missfallen, dann kann die Frau ihn nach Belieben schlagen und beschimpfen, genau so wie in einer autokratischen Familie der unumschränkte Herr seine Frau und Nebenfrauen schlagen und beschimpfen kann. Bei der Wahl eines Schwiegersohnes achtet man nicht so sehr auf dessen Fähigkeiten als auf dessen Körperkraft. Ein kräftiger Mann, der schwere Lasten auf weite Strecken hin zu schleppen vermag, gilt als ein vollkommener Partner. Schwächliche Einheirater werden fast ununterbrochen mit Peitsche und Stock geschlagen. Viele laufen davon oder werden zu Tode gequält. Da die Fandsinnen nur schwer ihre Sinnlichkeit zügeln, gibt es viele Männer, auch starke, die tagsüber auf dem Felde arbeiten, nachts auf dem Lager zu Diensten sein müssen, niemals aber Gelegenheit zur Erholung haben und früh sterben. Nach dem Tode sucht sich die Frau wieder einen andern. Entlaufene, die wieder eingefangen wurden, werden misshandelt und geschmäht, genau wie die entlaufenen Frauen bei den Chinesen. Chinesen, welche sich Schwiegersöhne suchen, behandeln diese verhältnismässig grosszügig. Auch die Tuse behandeln ihre Schwiegersöhne nicht schlecht, schon aus dem Grunde, weil sie durch ihren Schwiegersohn alle äussern Angelegen-

heiten besorgen müssen. Das Verwaltungsrecht ruht jedoch ganz in den Händen der Frau.

1) Chui-hsü 贅壻.

94. *Vielmännerei*

In einer Fandsefamilie kommt es häufig vor, dass die Brüder zusammen eine Frau nehmen. Man sagt, das stärke das Band der brüderlichen Eintracht und banne Streit und Unruhe aus der Familie. Auch die, welche ihre Tochter in eine solche Ehe geben, halten die Vielmännerei nicht für eine Schande.

Nach der Hochzeit wohnt die Frau in einem eigenen Gemach. Die Brüder bewohnen einen andern Raum. Wünscht nun einer das Beilager, so begibt er sich ins Zimmer der Frau und hängt vor der Türe seine Mütze oder sein Stiefelband auf. Falls einer nach ihm kommt, sieht er das und geht von selber weg. Bekommt die Frau Kinder, dann rufen diese alle Brüder mit "Vater". Man fragt nicht danach, von wem sie stammen.

Die Hauptbeschäftigung der Frau ist die Küchenverwaltung. Sie hat die Schlüsselgewalt und ist die herrschende Mutter in der Familie. So verfügt sie über mehrere Gatten und lenkt sie mit überschüssiger Kraft wie ein Gespann. Es ist zwischen ihnen ein ähnliches Verhältnis wie zwischen einem Chinesen und seiner Frau und seinen Nebenfrauen.

Dass Brüder eine gemeinsame Frau haben, bedeutet noch nicht eine sonderliche Verkehrung der Verwandtschaftsordnung. Eine wirkliche Verkehrung der Ordnung ist es erst, wenn Vaterbruder und Neffe eine gemeinsame Frau besitzen, und wenn die Kinder sowohl Onkel wie Neffen als Vater bezeichnen. Überall dort, wo die Frauengemeinschaft in Blüte steht, findet sich auch die Frauengemeinschaft zwischen Onkel und Neffen. Dazu folgendes Beispiel:

Der alte Tai-pen¹ aus dem Dorfe Ku-je in Chanhua, sein Name ist mir entfallen, hatte vier Söhne. Der älteste hiess Hsiung-chiu, der zweite Ya-tsung-lo-pu, der dritte Szu-lung-pa-chi, der jüngste Ch'ung-sa-chia. Ya-tsung-lo-pu starb früh. Hsiung-chiu und Szu-lung-pa-chi heirateten zusammen eine Frau. Damals war Ch'ung-sa-chia noch zu klein um mitverheiratet zu werden. Die Frau des Hsiung-chiu bekam einen Sohn. Man nannte ihn Ch'i-mo-wang-ch'ing. Er war nur einige Jahre jünger als Ch'ung-sa-chia.

Die Hausmutter, in Furcht, Onkel und Neffe würden sich später nicht vertragen, befahl kurz vor ihrem Tode, dass Ch'ung-sa-chia und Ch'i-mo-wang-ch'ing, also Onkel und Neffe, gemeinsam eine Frau nehmen sollten. Tatsächlich heirateten sie zusammen eine Tochter aus dem Hause des Tai-pen von Chia-hsi in Hsia-chan. Diese aber, eine Frau von

zügelloser Sinnlichkeit, war nach ihrer Heirat einzig und allein dem Ch'i-mo-wang-ch'ing zugetan. Ch'ung-sa-chia wurde eifersüchtig und beschwor langsam einen Familienskandal herauf.

Ch'i-mo-wang-ch'ing zog zuerst mit seiner Frau in Weidegebiet, später flohen sie zusammen nach Chia-hsi. Die Leute von Chia-hsi, die dem Ch'ung-sa-chia übel gesinnt waren, stellten dem Ch'i-mo-wang-ch'ing eine Mannschaft und Gewehre zu Verfügung worauf dieser heimlich nach Ku-je zog, Ch'ung-sa-chia und Hsiung-chiu ermordete, zwei Gewehre und einen Mann aus der Familie raubte und wieder abzog. Hierüber läuft im Yamen zu Chantui noch ein Prozess. Weil aber Ch'i-mo-wang-ch'ing sich jeder Vorladung widersetzt, ist bis heute in dem Fall noch keine Aussicht auf Erledigung.

1) 代本 (代奔) Tai-pen, ein Militärbeamter.

95. Vielweiberei

Die im vorigen Kapitel beschriebene Frauengemeinschaft zwischen Brüdern oder zwischen Onkel und Neffen wird allgemein als Vielmännerei¹ bezeichnet. Nun kommt es aber auch vor, dass Schwestern oder Vaterschwester und Nichte gemeinsam einen Mann nehmen, was man gewöhnlich Vielweiberei² nennt. Diesen beiden in Kham üblichen Einrichtungen liegt jedoch nur ein und derselbe Sinn zugrunde: mehrere Mitglieder einer Familie heiraten gemeinsam einen Mann oder eine Frau³. Dass ein Mann mehrere Frauen heiratet, findet man nur bei Adeligen, niemals aber beim gewöhnlichen Volke.

Da bei den Fandse ein grosser Bruchteil der Männer Lama wird, ist es für die Frauen nicht leicht, zu einem Mann zu kommen. Wenn daher eine einen Mann gefunden hat, verkehren alle weiblichen Familienmitglieder mit ihm. Es ist zwar keine saubere Angelegenheit, aber trotzdem erzählen sie es offen allen Leuten. Nicht nur kennt die Gattin keine Eifersucht, sondern auch alle andern finden nichts Besonderes dabei. Im Grunde genommen ist es nur eine andere Form der Vielweiberei. Folgendes Beispiel möge die Sache veranschaulichen:

Es sei hier kurz zusammengefasst. Ein Schreiner heiratet als Schwiegersohn in eine Fandsefamilie ein. Die Männer der Familie waren alle Bonzen geworden, sodass nur die Frauen übrig blieben. Die Schwestern der Schreinersfrau und auch ihre Mutter verkehrten alle mit dem Schreiner. Dieser wurde eines Nachts im Hause ermordet. Man klagte die Frauen an und folterte sie; sie aber gestanden nichts, sondern betonten vielmehr ihre eifersuchtlose Zuneigung zu dem Manne. Der Verfasser schreibt am Schluss:

Sehr bezeichnend war die Aussage der Schwiegermutter. Sie sagte: "Unsere ganze Familie war ihm heimlich zugetan und wir liebten

ihn wie einen lebendigen Schatz. Als er voriges Jahr davon lief, haben wir alles darangesetzt um ihn zurückzuholen. Wie sollten wir ihn da noch umgebracht haben?"

- 1) I-ch'i-tuo-fu-chih — 妻多夫制 .
- 2) I-fu-tuo-ch'i-chih — 夫多妻制 .
- 3) Der Verfasser will diese Art der Vielweiberei von der chinesischen unterschieden wissen, bei der ein Mann, nicht die ganze Familie, mehrere Frauen nimmt.

96. *Chao Erh-feng wird von den Fandse in die Enge getrieben*

Die militärische Kraft und wohlthätige Herrschaft, mit der Chao-Erh-feng die Grenzmark verwaltete, sucht in Vergangenheit und Zukunft ihresgleichen. Nur einen Fehler hatte er. Er eiferte zu sehr, die Barbaren nach chinesischem Muster umzuformen. Überall, wohin er kam, versammelte er unweigerlich die Leute zu einer Rede, ermahnte die Fandse, das Lamawerden und die Frauengemeinschaft aufzugeben, und hob immer wieder die chinesische Gesittung als den richtigen Masstab hervor. Als er einmal in Dergé über die Vielmännerei sprach, wurde er von den schlauen Fandse in die Enge getrieben und ihm so der Mund gestopft, dass er die rechte Antwort schuldig blieb. Im "Bericht über die Errichtung der Provinz Kham"¹ ist diese Begebenheit aufgezeichnet. Er lautet:

"Im siebten Monat des Jahres *i-yu* 己酉 (= 1909), dem ersten Regierungsjahr des Kaisers Kuang-hsü, als der Tuse von Dergé sein Land als Grenzgebiet übergab, berief Chao Erh-feng, Minister für die Grenzlandangelegenheiten, die Fandse in Shih-ch'ü zu einer Versammlung und gab ihnen folgendes kund: Heute ist Dergé ein Grenzgebiet geworden. Ihr untersteht jetzt der Verwaltung chinesischer Behörden. Getreideabgaben und Steuern sind bereits für euch herabgesetzt; die Fronlasten haben ganz aufgehört. Ich wünsche euch also fürderhin eine recht gedeihliche Entwicklung. Doch ist eure Volkszahl viel zu gering. Geht man nun der Ursache dafür nach, so liegen die Gründe teils in der Vorliebe für den Lamastand, teils in der Vielmännerei. In Zukunft müsst ihr von den Chinesen lernen; einerlei, wieviel Brüder es auch sein mögen, ein jeder nehme eine Frau. Die Fandse entgegneten: Wenn jeder Bruder eine Frau nimmt, wird die Bevölkerungszahl anwachsen, Nahrung und Kleidung aber werden schwer zu besorgen sein. Sollen wir denn langsam zu Bettlern werden, die weder satt noch warm werden? Chao sprach: Ihr habt Land für den Ackerbau und Weidetriften für die Viehwirtschaft. Wie sollte man da an Nahrungs- und Kleidermangel leiden? Darauf die Fandse: Wie wir hören, sind im Innern die Chinesen sehr zahlreich, sodass sie sich nur schwer Nahrung und Kleidung verschaffen können. Darum werden sie Soldaten und ziehen ins ferne Fandseland um sich mit Fellen für Kleider und Tsamba für Nahrung zu versorgen. Eine grosse Volkszahl bringt eben viel Elend. Wenige sind uns lieber als viele. Chao antwortete: Was ihr sagt, ist nicht

richtig. Das Fandseland ist rau und kalt. Zum Anziehen gibt es nur Felle, zum Essen nur Tsamba, sonst nichts. Im Innern aber ist alles vorhanden. Wer möchte gerne von so weit her ins Fandseland reisen? Diese Soldaten aber können nicht anders. Sie müssen in die Ferne ziehen, weil sie vom Staatsunterhalt leben, der Staat aber seine Militärgesetze aufstellt, und die Behörden ihren Zwang ausüben. Freilich tragen sie keine Fellkleider; aber nur deshalb, weil sie Tuch und Seide für schöner halten; nicht als litten sie Kleidermangel und kämen her, um Schaffelle zu suchen. Wenn sie Tsamba essen, so nur deshalb, weil der Proviantreis nicht nachkommt; nicht als hätten sie keine Lebensmittel und kämen her, um Tsamba zu suchen. Euere Kleidung und Nahrung wollen die Chinesen nicht haben. Sie lachen ja gerade über euere schlechten Kleider und euer schlechtes Essen. Ihr aber meint, die Chinesen hätten nichts zum Anziehen und nichts zu essen. Den Chinesen missfällt nur, dass ihr so wenig seid; und euch missfällt an den Chinesen, dass sie so viele sind. Diese gegensätzliche Einstellung kommt von der Unkenntnis der rechten Ordnung. Warum bedenkt ihr nicht etwas folgendes: Nahrung und Kleidung werden eigentlich von den Menschen geschaffen. Ist ein Mann mehr da, so können mehr Tiere gepflegt und kann mehr Land bebaut werden; denn Nahrung und Kleidung sind doch Erträgnisse des Ackerbaues und der Viehzucht. Euch missfällt eine grosse Zahl. Aber gesetzt den Fall, Shih-ch'ü ist im Krieg mit den O-lo, sind euch dann zur Zeit der Schlacht viele oder wenig Leute lieber? Wird die Mehrheit siegen oder die Minderheit? Die Fandse sagten: Die Mehrheit siegt. Darauf Chao: Selbstverständlich werden bei geringer Bevölkerungszahl Rinder und Schafe von andern geraubt und die Güter von andern geplündert; das Land wird von andern besetzt, und das ganze Leben steht unter der ständigen Furcht vor Unsicherheit. Wenn ihr nun den grossen Schaden einseht, warum geht ihr dann noch auf eine geringe Bevölkerungszahl aus und wollt unbedingt, dass mehrere Brüder zusammen eine Frau heiraten? Ferner, was den Menschen vom Tier unterscheidet ist seine Gesittung. Was aber ist Gesittung? Die Vorgesetzten achten und die Eltern ehren, das ist Gesittung. Was die Gebrüder angeht, so besteht die Ordnung im Altersunterschied. Wenn der ältere tut, was des älteren ist und der jüngere, was des jüngeren ist, dann wird diese Ordnung nicht gestört. Mit der Frau des älteren Bruders verhält es sich genau so wie mit dem älteren Bruder selbst, und mit der des jüngeren Bruders verhält es sich genau wie mit dem jüngeren Bruder. Haben der ältere und der jüngere Bruder gemeinsam eine Frau, so ist die Altersordnung gestört. Die Verkehrung der Altersordnung aber heisst, keine Gesittung kennen. Wer keine Gesittung kennt, unterscheidet sich nicht vom Tier. Sich nicht vom Tier unterscheiden heisst, Huhn und Hund sein. Huhn und Hund sind wohlfeile Wesen, die der Mensch abschlachtet. Wenn darum bei den Chinesen der jüngere Bruder mit der Frau des älteren Bruders, der ältere Bruder

mit der Frau des jüngeren verkehrt, dann werden sie mit dem Tode bestraft. Da sagten die Fandse ganz verduzt: Wir Barbaren sind blöde und kennen Sitte nicht. Die Frauengemeinschaft unter Brüdern haben wir von Geschlecht zu Geschlecht einer vom andern überkommen und betrachten sie als ein Band des Friedens unter Brüdern. Mag auch die Geburtenzahl dabei gering sein, so wird doch Armut und Hunger vermieden. Nach dem, was wir soeben gehört haben, ist uns die Strafe der chinesischen Behörden viel zu schwer. Nun unterstehen wir der Verwaltung chinesischer Beamter. Sehr viele aus dem Volke haben als Brüder eine gemeinsame Frau. Darunter sind Greise, Leute mittleren Alters und junge. Wenn die chinesischen Beamten diese mit dem Tode bestrafen, ist das dann nicht zu grausam? Chao antwortete: Frühere Fälle bleiben ganz ausseracht. Es soll genug sein, wenn späterhin von mehreren Brüdern einer eine Frau nimmt. Die Fandse antworteten: Brüder dürfen nicht gemeinsam eine Frau nehmen. Dürfen denn zwei Frauen einen Mann heiraten? Darauf Chao: Zwei Frauen, ein Mann — das kommt bei manchen Chinesen vor. Es ist aber nicht richtig. Ein Mann, eine Frau, das ist nach wie vor in der Ordnung. Da sagten die Fandse: Wenn ein Chinese zwei Frauen hat, wird er dann zum Tode verurteilt? Chao antwortete: Nein. Da sagten die Fandse: Nach dem Brauch im Fandse-land ist die Frauengemeinschaft unter Brüdern recht häufig. Dass aber ein Mann zwei Frauen hat, ist selten. Andere sehen das als Unrecht an. Haben bei den Chinesen mehrere Brüder eine Frau, dann wird es als Verbrechen mit dem Tode bestraft. Wenn aber zwei Frauen einen Mann haben, so ist das kein Verbrechen; ist das gerecht? Chao erwiderte: Ich habe bereits gesagt, dass es nicht recht sei. Die Chinesen haben sich in diesen Jahren auch allmählich gebessert. Ihr müsst die Frauengemeinschaft unter Brüdern aufgeben; und auch das muss aufhören, dass zwei Frauen einen Mann haben. Da jetzt viele Chinesen im Fandse-land heiraten, habe ich einen Erlass herausgegeben mit der Verordnung: es muss einer ledig sein, einen Bürgen stellen, ein Beglaubigungsschreiben beibringen und von der Ortsbehörde sich käuflich ein Heiratszeugnis erwerben; dann erst ist es ihm erlaubt, eine Fandsefrau als Gattin zu heiraten. Zieht er in seine Heimat, dann muss auch sie befehlsgemäss mit ihm gehen. Es ist nicht gestattet, sie zu entlassen oder sich zu trennen. Somit ist auch den Chinesen verboten, dass zwei Frauen einen Mann haben. Da sagten die Fandse: Den Erlass haben wir bereits zur Kenntnis genommen. Wenn man danach vorgeht, dann ist es gerecht. Und Chao sagte: Da ihr nun von der Gerechtigkeit überzeugt seid, müsst ihr auch künftighin alles durchführen. Es ist mein sehnlichster Wunsch, Chinesen und Barbaren in ihren Sitten zu vereinheitlichen."

1) Hsi-k'ang chien-sheng chi 西建康省記.

97. *Entstellung der Heiratssitten durch das Buch Hsi-hsing yen-i chi*
 西行豔異記 (Seltsame Liebesabenteuer auf einer Westlandsfahrt)

Dieses von Ch'en Ch'ung-sheng 陳重生 verfasste, im Shih-pao 時報-Verlag erschienene Buch lehnt der Verfasser als pornographisch und als zu 9/10 frei erfunden ab. Im Band über die Bibliographie bespricht er es eingehend. Hier bringt er nur die Stellen, die für die Ehesitten von Belang sind. Davon sind drei Feststellungen gegen Ch'en Chung-sheng von Bedeutung: 1) Die Fandse haben keine Geschwisterehe; 2) sie kennen keine Frauengemeinschaft zwischen Freunden; 3) die Sitte der Gastprostitution und die Zügellosigkeit der Frauen ist sehr übertrieben worden.

98. *Hochzeitsspolter*

Im grossen und ganzen stimmen die Heiratssitten von Tibet mit denen von Kham überein, nur finden sich bei ihnen mehr äussere Einzelheiten als in Kham. Den Aufzeichnungen eines Häuptlings aus Hou-tsang (Hintertibet) zufolge verstellen die weiblichen Familienangehörigen der Braut am Hochzeitstage den Weg, den sie nehmen muss, mit einem Dornenzaun. Dazu fuchteln sie mit Dornzweigen in der Luft herum, um die, welche die Braut abholen wollen, aufzuhalten. Nach ihrer Aussage sollen dadurch die Kinder, welche die junge Frau bekommt, mutig und stark werden. Nachdem sie so lange genug aufgehalten worden sind, tritt der Bräutigam, der die Braut abholt, hervor und beginnt zu verhandeln. Der Bräutigam schenkt den Leuten fünf Tibetdollar, worauf der Spuk aufhört. Dann tritt einer hervor und nimmt den Stachelzaun und die Dornen weg. Dafür erhält er von den Eltern der Braut einen Tibetdollar. Danach findet ein grosses Festmahl mit Verwandten und Freunden statt, und sie lassen die Braut fortziehen. Sobald die Braut am Hof des Bräutigams angelangt ist, übergeben ihr die Verwandten und Freunde aus der Mannesfamilie, noch ehe sie durch die Türe tritt, eine Schüssel Tsamba mit Butter obendrauf und einen mit einem Fähnchen versehenen Pfeil. Während dessen verrichtet der als Trauzeuge waltende Lama seine Gebete und vollzieht seine Zauberriten, verbannt die Teufel und befiehlt den Geistern der Mannesfamilie, fürderhin diese Frau gut in Schutz zu nehmen. Darauf schlägt er mit der Gebetsrolle (die tibetische Gebetsrolle hat die Form einer länglichen Säule und wird zwischen zwei Holzplatten geklemmt) der Braut gelinde auf den Kopf, was soviel wie einen Segen bedeuten soll. Auch die Angehörigen der Mannesfamilie versetzen ihr ein jeder mit einem Stock einen Schlag wie zur Rache, als wären sie zornig, was jedoch nur einen Spass bedeutet. (Die obigen Angaben stützen sich auf Bell's: Tibet past and present).

In Kham hörte ich von Eingebornen erzählen, bei gewissen Weidewohnern müsse der junge Mann nach Vollzug der Hochzeitsseremonien

mit der jungen Frau im Ringkampf seine Kraft messen; sie suchen sich gegenseitig auf die Erde zu zwingen. Erst wenn der junge Mann Sieger bleibt, können sie das Lager teilen; andernfalls läuft die junge Frau wieder nach Hause, und er muss von neuem seine Werbegeschenke schicken. Wenn dann die junge Frau wieder am Tor angelangt ist¹, übergfessen Verwandte und Freunde aus der Mannesfamilie sie um die Wette mit Wasser bis sie am ganzen Körper trieft. Sind die Zeremonien der Brautabholung nocheinmal vollzogen, so flüchtet sich die Braut wieder zurück². Ihr Mann treibt sich dann heimlich in der Nähe der Familie seiner Frau herum, um sie zu verlocken. Zuerst müssen sie heimlich zusammenkommen und ein Kind erhalten; erst dann kann er seine Frau heimführen. — Ich bin später dieser Erzählung nachgegangen. Es handelt sich hier um die Heiratsitten der Lolos und Miao von Szechwan und Yünnan. In Kham finden sie sich nicht.

- 1) Bei der zweiten Heimführung, am Tor der Mannesfamilie.
- 2) In ihre mütterliche Familie.

99. *Liebe und Fluchtehe*

Genau wie bei andern Völkern findet sich auch beim Volke von Tibet und Kham unter den Kindern neben der regelrechten Ehe die heimliche Liebe. Ist diese heimliche Liebe sehr vertraut, dann tauscht man sich gegenseitig das Stiefelband aus. Es kommt auch zum unerlaubten Verkehr, worauf man sich miteinander verbindet und verspricht, bis zum Tode zusammenzuleben. Ein jedes beauftragt jemanden, die Eltern zu verständigen. Mitunter geraten die Eltern in Wut und verweigern ihre Zustimmung. Dann beschliesst man gemeinsame Flucht. Gewöhnlich flüchten sie in die Wälder oder auf die Weide, wo sie ihr Zelt aufschlagen und zusammen hausen. Kham ist öde und weit, sodass die Eltern ihnen nicht folgen können. Ist nach einigen Tagen die Nahrung ausgegangen, dann schicken sie wieder jemanden, der die Eltern aufmuntert. Nun müssen die Eltern einwilligen. Hierauf kehren sie zusammen zurück und vollziehen die Heiratszeremonien. Bleiben die Eltern aber hartnäckig und geben ihre Zustimmung nicht, dann wandern sie an einen andern Ort und übernehmen ein Pachtstück zur Bebauung. Manche treten auch als Bonzen oder Nonnen in ein Kloster ein. Geben nur die Eltern eines Teiles ihre Erlaubnis, so zieht das eine mit dem andern als Gatte in die betreffende Familie zurück. Doch werden keine formellen Zeremonien vorgenommen.

100. *Eine Fandse-Heldin*

Da es unter den Fandse keine Jungfräulichkeit gibt, finden sich auch keine tugendhaften Heldinnen. Wohl gibt es solche, die sich mit

ihrem ganzen Herzen einem Manne verschreiben und allen Hindernissen zum Trotz nicht wankend werden. Die Kraft und Beharrlichkeit ihres Gemütes kann mit der unserer tugendhaften Frauen verglichen werden. In Kantse hörte ich einmal die Geschichte einer Tochter aus dem Hause Hsiang-tse von Kungsa. Ich habe sie zur folgenden kurzen "Geschichte einer Fandse-Heldin"¹ *Fan lieh-nü hsiao-chuan* 番烈女小傳, verarbeitet:

Der Name der Frau ist unbekannt. Sie stammt aus dem Hause des Hsiang-tse zu Kungsa. Hsiang-tse, von Geblüt zwar ein Fandse, war eine schöne volle Erscheinung und in seiner Jugend wegen seines hübschen Gesichtes der Schwarm der Frauenwelt von Kungsa. Zwanzig bis dreissig Jahre hindurch diente er der Familie des Tuse von Kungsa als Geldverwalter. Infolgedessen wurde er so reich wie ein Grossvorsteher. Jetzt ist er bereits über vierzig Jahre alt und hat seine Stellung aufgegeben und lebt zu Hause. Als ein erfahrener Geschäftsmann steht er mit Beamten, Würdenträgern und einflussreichen Personen in Geldgemeinschaft und regem gesellschaftlichen Verkehr. Von Gemüt ein sturer und am Alten festhaltender Mann, war er stets scharf auf die Grenzen zwischen Chinesen und Barbaren bedacht. So war auch keines seiner fünf bis sechs Kinder mit einem Chinesen verheiratet. Seine Töchter waren überaus hübsch, weiss und hell und von so liebenswürdiger Erscheinung wie Chinesinnen, sodass die chinesischen Reisenden in Kantse ganz in sie vernarrt waren. Die älteste von ihnen, es ist unsere Heldin, war nun aber auch den Chinesen sehr zugetan.

Es war zur Zeit als Chu Hsien-wen Befehlshaber von Kantse war. Er hatte einen ihm in der Verwaltung unterstellten Neffen, ein schöner, junger Mann, der auch die Fan-Sprache verstand. Als Beamtensohn kam er ständig in die Familie des Hsiang-tse. Die Tochter und er fanden aneinander Gefallen, verkehrten heimlich miteinander, und die Zuneigung wurde so stark, dass sie sich Treue bis in den Tod schworen. Die Tochter wurde schwanger. Da Chu seinen Neffen sehr streng hielt, wagte dieser nicht, ihn von der Sache zu unterrichten. Die Tochter jedoch bat Hsiang-tse, bei Herrn Chu einen Heiratsantrag zu machen. Hsiang-tse aber wies seine Tochter heftig zurecht, befahl ihr, alle Verbindung mit Chu abzubrechen, und versprach sie einem Sohne aus einer Vorstehersfamilie zur Ehe. Die Tochter hingegen fügte sich nicht, sondern sagte: "Sind die Chinesen denn nicht vornehmer als die Fandse? In eine Fandse-Familie heiraten heisst Tsamba, Butter und Rindfleisch essen. Einen Chinesen heiraten heisst, feine Mahlzeiten einnehmen und sich in Seide kleiden." Hsiang-tse geriet in fürchterliche Wut, lief zu Chu, teilte ihm die Sache mit und machte ihm Vorwürfe, sein Neffe habe seine Tochter verführt. Nun kam auch Chu in Zorn und beorderte seinen Neffen nach Szechwan zurück. Die Tochter bekam einen Knaben. Hsiang-tse brachte ihn um. Darauf schor sich die Tochter das Haupt und trat im Kloster Chüeh-mu-

szu als Nonne ein. Heute sind es bereits zehn Jahre her; und nie hat sie es bereut.

Vor einem Jahr kam diese Frau einmal in prächtigen Gewändern nach Kantse um an einem grossen Fest teilzunehmen. Nachdem sie sich zwei Tage lang am Fandse-Theater ergötzt hatte, kehrte sie wieder zurück. Auf dem Festplatz besprachen alle Leute unter Bedauern das frühere Ereignis und bekundeten grosse Teilnahme. Als ich sie so mit glänzendem Blick ringsum nach Chinesen Ausschau halten sah, wusste ich, dass sie sich nach der Rückkehr eines gewissen Chu sehnte.

1) **Lieh-nü** 烈女 wird nicht einheitlich übersetzt; meist wird es mit "tugendhafte Frauen" wiedergegeben.

101. *Männer- und Frauenarbeit*

Kochkunst und Schneiderhandwerk sind den Fandse unbekannt. Falls sie sich zufällig finden, so werden sie nur von Männern betrieben. Unter den Frauenarbeiten ist das Wassertragen die wichtigste Beschäftigung. Mit Ausnahme der höchsten Adelsfrauen, die Sklavinnen zu Gehilfen haben, müssen alle Frauen Wasser tragen. Niemals wird sich ein Mann dafür hergeben. An zweiter Stelle folgt die Beackerung des Landes, die Aussat, die Ernte, das Korndreschen, Gersterösten, Tsambamahlen, Brennstoff (Kuhmist)-Sammeln, die Tierhaltung, das Melken, die Butterbereitung, das Wollspinnen, das *mo-tzu*-Weben udgl. Feld- und Webarbeiten mehr. Bisweilen finden sich auch einige wenige Männer, die bei dieser Arbeit helfen. Das ist aber nicht das Gewöhnliche. Nach Kham-sitte ist das alles Aufgabe der Frau. Kein Mann wird solche Arbeit tun, ausgenommen die eingeheirateten Schwiegersöhne und Sklaven, die mit den Frauen fast auf gleicher Stufe stehen. An dritter Stelle kommt die Verwaltung von Kaufhäusern. Es gibt auch solche, die weit umherziehen und Kleinhandel treiben. An vierter Stelle folgt die Verrichtung von Fronarbeiten. Im allgemeinen werden in Kham die von den Beamten auferlegten Fronarbeiten des Transportes und der Pferdehaltung von den Männern geleistet. Aber Brennstoff- und Wasserversorgung, Lasttragen, Feldbestellung, Kornernte und Dreschen (meist Arbeiten für die Tuse) ist Fronarbeit der Frauen. Neben den oben genannten Pflichten obliegt der Frau die Verwaltung des Geldes und Vermögens, des Hausbestandes, die Regelung der Ausgaben und der Aufspeicherung udgl. kleinere Angelegenheiten in der Familie mehr. Sie ist wirklich Herrin in der Familie.

Unter den Pflichten des Mannes steht an erster Stelle die Vertretung nach aussen und die Besorgung der äusseren Angelegenheiten für die Familie. Alle Sorge für die Beamten und Lamas sowie die Erledigung von Aufträgen des Yamens und der Klöster, die Verteilung von öffentlichen

Lasten, Aufstellen von Schutzverbänden, Heirats- und Trauerfeiern in der Nachbarschaft, alles ist Aufgabe des Mannes, und keine Frau darf sich einmischen. Mag es auch die weiblichen Tuse angehen,¹ so beordern sie doch ihre männlichen Vorsteher zur Durchführung. An zweiter Stelle steht die Verantwortung für Krieg und Raub. Die Fandse betrachten Krieg und Raub als ein und dieselbe Sache, die sich gegen einen feindlichen Stamm oder gegen sonst jemanden richtet. Bei Widerstand ist es ein Krieg; kommt kein Widerstand auf, dann ist es Raub. Die Truppen werden aus Jungmännern eines Dorfes oder eines Stammes zusammengesetzt. Auf keinen Fall dürfen Frauen dazwischen sein. An dritter Stelle folgt der Fernhandel. Es gibt auch solche, die am Ort ihr Geschäft verwalten. Nur ganz wenige treiben Viehzucht oder leisten Fronarbeit. Im übrigen haben sie viel Musse und Kurzweil. Überall sieht man Männer, das Schwert im Gurt, die Hände im Ärmel, auf Dörfern und Märkten umherbummeln. Sie vertreiben sich die Zeit mit Gebetssprüchen oder suchen andere zu müssigem Geplauder auf, finden sich zum Geldspiel zusammen oder schäkern mit Weibern. — Die Frauen aber finden von Kindheit bis zum Alter keine Viertelstunde Zeit, um Hände und Füße ruhen zu lassen und die Arbeit zu unterbrechen.

1) Für einen Teil der aufgezählten Pflichten sind nämlich die Tuse verantwortlich.

102. *Gibt es eine entwickelte Frauengewalt?*

Die Fan-Frau verwaltet das gesamte Eigentum; denn sie ist Herrin in der Familie. Sie vererbt Vermögen, Amt und Rang; sie sucht sich selber einen Mann zur Einheirat. Unter den Häuptlingen und Tuse der einzelnen Gegenden sind mehr Frauen als Männer. Darum spricht man allgemein von einer entwickelten Frauengewalt in Kham und Tibet. Das dürfte jedoch ein Irrtum sein. — Die politische und geistliche Macht in Kham und Tibet ruht ganz in den Händen der Lamas. Schicksal und Rang aller Volksschichten wechseln in stetem Auf und Ab nach dem Lama. Also erst von der Stellung der Frau im Buddhismus ist ersichtlich, ob es sich hier wirklich um eine entwickelte Frauengewalt handelt oder nicht.

Die Lamaisten aber verachten die Frau überaus. Viele Lamaklöster verbieten der Frau den Eintritt, z.B. das grosse Lamakloster in Litang. Ganz strenge setzen sie in gewissem Abstand von der Klostermauer eine Grenze fest, innerhalb deren keine Frau vorbeigehen darf, z.B. das Kloster Talung in Tibet. Ein Lamaspruch lautet: "Mag eine Frau noch so viel Tugend üben, erst muss sie ein Mann sein ehe sie ein Buddha werden kann." Zwar gibt es in Kham und Tibet viele Nonnenklöster; aber ausser der Mutter T'o-erh-chi-pa (vgl. den Band über die Religion) gibt es keine weiblichen Hutuktu. Ob man bei einer solchen Verachtung der Frau durch die Lamas noch ernstlich von einer Frauengewalt reden kann?

In den Sung-Annalen wird ein Ost-Frauenreich erwähnt. Es ist das alte Land Kham. In diesen Büchern heisst es: "Jede Generation hat eine Frau als Königin . . . Nach ihrer Sitte verachtet die Frau den Gatten usw." Das heisst, dass im Altertum die Gewalt der Frau grösser war als die des Mannes. Je mehr aber die Gelbe Kirche wuchs, umso mehr sank auch die Würde der Frau, sodass sich im heutigen Tibet keine Frau mehr in der Verwaltung befindet. Nur in Kham, das erst verhältnismässig spät buddhistisch wurde, gibt es noch Frauen als Häuptlinge. Doch erledigen sie alle Amtshandlungen durch männliche Vorsteher. Nie nehmen sie an einer öffentlichen Versammlung teil; ein Beweis dafür, wie sehr die Würde der Frau im Sinken begriffen ist. Das Sinken der Frauenwürde aber beweist wieder das Sinken der Frauengewalt. Dass die Frauen aber doch noch die Herrschaft in der Familie innehaben, kommt lediglich von dem Abscheu der Buddhisten, sich mit solch kleinen Angelegenheiten abzugeben. Wenn sie diese daher den Frauen überlassen, so spricht das ebenfalls nur für die Geringschätzung der Frau.

103. *Sonderbare Sitten bei der Geburt*

Die Fandse betrachten die Geburt eines Kindes als eine unreine Angelegenheit, die sich nicht im zweiten Stock oder noch höher aufwärts abspielen darf; denn über dem zweiten Stock befindet sich das Heiligtum des Familiengottes.

Beim Herannahen der Geburt richtet man für die Schwangere im untersten Stock ein Lager im Stalle her. Nach überlieferter Anschauung geht eine Geburt neben einem Rind nur schwer, neben einem Pferd aber leicht vor sich. Über den Pferdemit breitet man eine Strohunterlage für die Frau. Vor der Geburt besorgt man ein Holzbrett, ein Ledermesser, eine weisse und eine schwarze Schnur aus Schafwolle. Während der Geburt beugt sich die Frau nach vorne und stemmt die Handflächen fest auf den Boden, eine Stellung, wie sie das Pferd einnimmt. Ihre Mutter oder die Frau ihres älteren Bruders umklammert sie fest von rückwärts, damit sie nicht ermüde. Sobald das Kind den Mutterleib verlässt, nimmt sie mit den Händen das Holzbrett und fängt es auf; dann legt sie es auf die Strohunterlage und schneidet mit dem Messer den Nabelstrang ab. Ist es ein Knabe, dann bindet sie mit dem weissen Wollfaden das Nabelende am Kinde ab, mit dem schwarzen aber das Ende am mütterlichen Körper. Ist es ein Mädchen, dann bindet sie mit dem schwarzen Faden den Nabel zum Kinde hin und mit dem weissen den Nabel zur Mutter hin ab. Damit will man ausdrücken, dass man für das nächste Mal die Geburt eines Knaben erhofft. Ist die Nachgeburt ausgetreten, so wickelt man das Kind in ein Lammfell. Die Mutter aber steigt, von andern gestützt, auf der Einbaumtreppe hinauf in den zweiten Stock zur Küche (Schlafraum),

wo sie sich ausruht. Bevor sie zum Schlafraum hinaufsteigt muss man ihr mit Wasser die Füße waschen, da sie gerade aus dem Mist kommt, und die Füße noch schmutzig sind.

Bei einer Schweregeburt rafft der eigene Mann schleunigst den Goldschmuck oder die Privatgelder seiner Frau zusammen und eilt so schnell er kann ins nächste Lamakloster, übergibt alles dem Gross-Lama und bittet um Gebet für die Frau. Da aber die Fandse-Frauen sehr kräftig sind, so wird selbstverständlich, wenn das Gebet lang genug dauert, das Kind gewiss zur Welt gebracht. Sollte aber einmal eine Geburt unmöglich sein, dann bleibt eben nichts anderes übrig, als auf den Tod zu warten. Wird die Wöchnerin oder das Kind krank, dann lädt man in der gleichen Weise den Lama zum Gebet ein, wobei man drei, vier, fünf bis sechs oder zehn Dollar, je nach den Umständen, stiftet. Der Lama, der sehr auf den Umfang der Spende achtet, legt dementsprechend einige Gebetsrollen mehr oder weniger ein. Wer überhaupt kein Geld hat, bringt einen Ochsen ins Kloster und bestimmt, für wieviel Geld er verpfändet ist. Hat er später die nötige Summe, dann kommt er wieder und löst ihn ein.

Fällt bei den Weidebewohnern eine Geburt in den Tag, dann spielt sie sich im innersten Teil des Zelttes, ganz hinten, wo man die Kälber und Füllen anbindet, ab. Trifft sie aber in eine Nacht, dann geht man vor das Zelt, dorthin, wo die Pferde angekoppelt sind, wo sie dann vor sich geht. Alles übrige ist fast genau so wie bei den Dorfbewohnern.

In der ersten Zeit nach der Geburt birgt die Mutter das Kind im Brustlatz. Sie nährt es selber. Nach drei Tagen lädt man den Lama in die Familie, damit er das Kind wasche, es segne und ihm einen Namen gebe. Der Lama kommt immer mit einer Reihe Leute als Gefolge, das sich im mittleren Gemach niederlässt. Sie bringen allerlei Zaubermittel mit, wie zerrissene Lamakleider, Haare von Lamas, Lebensbaumzweige, über die Zaubersprüche gesprochen wurden, geweihtes Wasser usw. samt einer Anzahl Zaubegeräten. Die Frau birgt das Kind an der Brust, betritt das Gemach und macht ihre Kopfverneigung vor dem Lama. Dann beginnt der Lama mit seinen Zauberriten. Er betet und schlägt mit der Gebetsrolle an die Stirn der Frau um die Teufel zu bannen und Segen zu spenden. Hierauf verbrennt der Lama die Zaubermittel und räuchert mit dem Rauch das Kind ein. Dann gibt er ihm die übriggebliebene Asche zu essen und übergiesst mit geweihtem Wasser die Stirn des Kindes, wobei er ihm einen Namen gibt. Schliesslich empfängt er seinen Lohn und geht.

104. Die Namengebung

Genau wie bei den Chinesen hat auch bei den Hsi-Fan jeder mehrere Namen. Gleich nach der Geburt des Kindes nennen die Eltern den Knaben "*nieh-niu*", so wie man im Chinesischen *pao-pao* (= Schatz) oder *yao-êrh* (= Ältester) sagt. Das Mädchen nennen sie: "*ch'ung-ch'ung-ma*", so wie

man im Chinesischen *hsiao mei-mei* (= Schwesterlein) oder *hsiao kuai-kuai* (= Bravchen) sagt. Ist es etwas grösser, dann ruft man den Knaben "pu", wie man im Chinesischen *wo-êrh* (= mein Sohn) sagt. Das Mädchen ruft man "pu-mu" oder "hsi-mu", so wie man im Chinesischen *nü-êrh* (= Tochter) sagt. Nach zehn Jahren beginnt man, es mit dem Namen zu rufen, den ihm der Lama gegeben hat. Bei der Namengebung durch den Lama unterscheidet man gewöhnlich zwei Worte. Das erste beinhaltet Glück, Zufriedenheit, Reichtum, hohes Alter, Schönheit, Liebenswürdigkeit und ähnlichen Sinn. Das zweite Wort ist ein Geisternamen, ein verkürzter Heldenname, oder er gibt Jahr, Tag, Festzeit der Geburt an, oder er ergänzt den Sinn des ersten Wortes, z.B. *Ts'ê-jen-ta-wa* bedeutet: langlebiger Mond. *Pai-ma-tsê-jen* bedeutet: ewige Lotosblume. *Cha-hsi-têng-chu* bedeutet: vollkommene Glücksgabe. Die Fanfrau des Engländers Louis King heisst *Jen-ch'in-la-mu*. Das bedeutet: kostbare Elfe. Seine Tochter heisst: *Hsi-la-chê-ma*. *Hsi-la* bedeutet klug, *Chê-ma* ist der Name der Göttin der Barmherzigkeit, welche über Rettung und Schutz waltet und der chinesischen Kuan-yin P'u-sa entspricht. Dass die Adelstochter der Fandse *Chê-ma* genannt werden, ist sehr verbreitet. Meine Fanfrau heisst: *Ch'ing-ts'o-chê-ma*. Ihre zwei Schwestern heissen: *Ch'ü-mei-chê-ma* und *Pen-mu-chê-ma*. *Ch'ü-mei* bedeutet jemanden, der sich an das buddhistische Gesetz hält. *Ch'ing-ts'o* bedeutet: das grosse Meer. *Pen-mu* bedeutet: Tochter. Bei den aus diesen beiden Worten zusammengesetzten Namen¹ ruft man gewöhnlich das erste Wort. So ruft man bei *Ch'ü-mei-chê-ma* allgemein: *Ch'ü-mei*. Jedesmal, wenn einen Fandse eine schwere Krankheit befällt, muss er den Lama rufen, damit er bete und heile. Der Lama ändert dann immer dessen Namen zum Ausdruck dafür, dass ein Toter wieder zum Leben zurückgekehrt sei. So häufen sich die Namen noch mehr. Meine Fanfrau heisst ausser *Ch'ing-ts'o-chê-ma* noch *Lo-chi-ch'ing-ts'o* und *Ta-a-chê-ma* usw. *Lo-chi* bedeutet weise, das *Ta-a* wird sehr leicht gesprochen und heisst Mondschein. Den Namen *Lo-chi-ch'ing-ts'o* hat sie zuletzt erhalten. So wurde sie unmittelbar vor ihrer Hochzeit von den Leuten *Lo-chi* genannt. Ich rufe sie immer *Lo-che*.

Ausser dem richtigen Namen kommen noch Spitznamen vor, welche gewöhnlich vom Volk zum Spass gebraucht werden. Sind sie einmal daran gewöhnt, dann antwortet der Betreffende sofort darauf. In Chanhua lebte früher einmal ein hübsches Mädchen, welches sich besonders durch Geselligkeit im Verkehr auszeichnete, sodass das ganze Stadtvolk von ihr berückt war. Alle Leute riefen sie mit dem Namen *Ai-ya*. *Ai-ya* bedeutet so viel wie lebenswürdig. Später wurde ihr Gesicht von Bösewichtern entstellt. Heute ist sie schon alt und gebrechlich, die Leute aber rufen sie immer noch mit *Ai-ya*, hinterrücks aber nennen sie sie *Ai-ya-ma*. In der Fansprache sagt man *mo*, *mu*, *ma* in den verschiedensten Tönen. Aber es ist dieselbe Schreibweise. Oft fügt man noch ton-

verändernde Zeichen hinzu oder auch keine. Ein jeder spricht es anders aus. Dieses Wort bedeutet so viel wie: weiblich. So heisst z.B. Vater, *pa-pa*, Mutter aber heisst *ma-ma*. Sohn heisst *pu*, Tochter aber heisst *pu-mu*. Bonze heisst *lama*, Bonzin heisst *chüeh-mu*. Brudersohn heisst *ts'a-wo*, Bruderstochter heisst *ts'a-wu*. Bräutigam heisst *wa-pa*, Braut heisst *wa-ma* usw. Fügt man nun diese Silbe an einen Namen an, so bedeutet das, dass er weiblich ist. Neben den oben erwähnten Namen *Lin-ch'in-la-mu*, *Ch'ü-mei-chê-mu*, *Ai-ya-ma* usw., kommt als Name einer Hauptvorsteherin von Kungsa z.B. *Tê-ch'in-wang-mu* vor. Eine gewisse lockere Frauensperson heisst *Chê-chih-ma*. Die Fanfrau des Kommissars von Chanhua heisst *Teng-chen-pa-mu*. Eine gewisse Dienerin heisst *Ta-tou-ma* usw. . . . Bei allen immer das gleiche.

105. *Das Verfahren gegen die Pocken*

Auf dem Hochlande von Kham und Tibet ist die Luft trocken, kalt und rein, so dass sich die Krankheitskeime nicht leicht vermehren können. Darum kommen bei den Leuten sehr selten Seuchen vor und sie haben auch keine Pocken. In den tieferen Teilen der Täler aber ist es feucht und warm und zu Zeiten verbreiten sich die Pocken. Es gibt zwei Arten: die weissen und die schwarzen Pocken. Die schwarzen Pocken sind besonders gefährlich. Die Fandse, die eine Jahrhunderte alte Erfahrung haben, wissen, dass es eine Ansteckungskrankheit ist. Solche, bei denen die Pocken ausbrechen, bringen sie in der Regel tief in die Berge, in Felsenhöhlen, wo sie sie niederlegen. Dort überlassen sie sie ihrem Todesschicksal, und keiner von den nächsten Verwandten oder engsten Freunden wagt, nach ihnen zu sehen. Ist eine ganze Familie angesteckt, so meidet sie das ganze Dorf. Ist ein ganzes Dorf krank, so meidet es der ganze Stamm. Die Fandse halten die Pockengeschwüre für Teufelsspuk. Die an Pocken Gestorbenen muss man tief in die Erde vergraben. Wasser- oder Feuerbestattung ist nicht erlaubt. Durch die Feuerbestattung fürchtet man, die Geister zu verunreinigen. Durch die Wasserbestattung fürchtet man, mit dem Wasserlauf die Ansteckung zu verbreiten. Durch die Luftbestattung fürchtet man, den Vögeln Schaden zuzufügen.

In alter Zeit kannten die Fandse keine Impfung. Viele Reisende, welche sich in China aufhielten, steckten sich mit Pocken an und starben. Das ist auch der einzige Grund, weshalb die Fandse nicht China besuchen wollen. Es ist auch der einzige Grund, warum die Fandse-Armee in der T'ang- und Sung-Zeit nicht tief in unser Land eindringen konnte. Im 15. Regierungsjahr des Kaisers Ch'ien Lung kam der fünfte Pan-chan-Lama nach Peking, um den Geburtstag des Kaisers zu feiern. Da bekam er die Pocken und starb. Dieses Ereignis hat sich tief in das Gemüt der Fandse eingepägt. Sie glaubten, dass, wenn ein Mann von so grosser Zauberkraft wie der Pan-chan vom Pockenteufel getötet wurde, das gewöhnliche Volk ohne Zauberkraft diesem überhaupt nicht entrinnen könne.

Die alten Fandse verstanden es bereits, dem Körper erstarbene Pockenkeime einzuführen, was wohl die Krankheit verhindern konnte. Aber sie kannten nicht die Impfung. Trafen sie jemanden, der die Pockenkrankheit nur leicht hatte, so dass er nicht daran starb, dann stritten sie sich um die Pockenkrusten und assen sie, was auch tatsächlich die Krankheit zu verhindern vermochte. Als der grosse Minister Chao Erh-feng gegen Ende der Ch'ing-Zeit Kham verwaltete, begann er, das Volk zur Impfung zu ermuntern und führte aus China Pockenärzte ein. Anfangs waren die Fandse noch misstrauisch und furchtsam, dann aber wurden sie plötzlich eifrig in der Nachahmung. In damaliger Zeit war in China die Kuhpockenlymphe noch nicht sehr verbreitet. Die Pockenärzte hatten alle noch das Verfahren, gemahlene Pockenkrusten in die Nase zu blasen. Seit jener Zeit hatte Kham übernommene Pockenärzte. Da aber ihre Kunst noch nicht sehr gut war, konnte man nur leichten Pockenerkrankungen vorbeugen. Neuerdings führt man in allen grossen Städten Pockenimpfstoff ein. Besondere Fachleute für diese Arbeit sind die protestantischen Missionare auf den einzelnen Missionsstationen.

106. *Gesundheitspflege*

Die Häuser der Fandse sehen von aussen recht hübsch aus. Innen aber sind sie sehr schmutzig. Besonders schlimm ist es im untersten Stock, gleich wenn man zur Türe hineinkommt. Ihre Kleider sind durchweg schmutzig und unordentlich. Sie wechseln sie das ganze Leben nicht. Butter, Tsamba, Rindfleisch essen sie mit den Fingern. Das Händewaschen besteht im Ablecken; oder sie wischen die Hände, gerade wie es kommt, am Kleidersaum ab. Besonders Reinliche gebrauchen dazu die Schürze.

Männer und Frauen baden und waschen sich nie im Leben, weshalb es auch keine Waschschüsseln gibt. Will nun einer sich zufällig das Gesicht waschen, dann nimmt er eine Teeschale, füllt sie mit Wasser, steckt seine Finger hinein und betupft sich. Er feuchtet sich das Gesicht an und ist fertig. Schweiss, Schmutz und Staub häufen sich sehr dick an. Sie netzen ihn einwenig mit Wasser und reiben dann mit den Fingern kräftig nach und entfernen so einen Teil. Um ihr Gesicht glänzend und geschmeidig zu erhalten, nehmen die Frauen Honig und Napfzucker und bestreichen damit Wangen, Stirn und Kinn. Gleich nach dem Auftragen glänzen sie wirklich. Aber nach einem Tag ist alles verblasst. Dick setzt sich der Staub darauf ab, sodass sie schwarz wie Lack sind und von weitem aussehen wie Teufel. Die Frauen vom Weideland, die weder Honig noch Zucker bekommen können, tragen Kuhdung auf. Wenn ein Fremder das zum ersten Male sieht, kommt er nicht mehr aus dem Staunen heraus. Manche geben für diese Tatsache ganz belustigende Erklärungen ab: "In alter Zeit lebte in Tibet ein König, dem die Unzucht der Bonzen

sehr missfiel. Er veranlasste daher die Frauen, ihr Gesicht zu entstellen, damit sie den Bonzen zum Abscheu dienten. Dann gab er den Befehl, dass sämtliche Frauen des Reiches sich das Gesicht mit Schmutz bestreichen sollten, und dass jede bestraft würde, die sich widersetzte. Da dieses Gesetz nun schon so lange in Übung ist, lässt sich die Sitte nicht mehr abändern." Andere erzählen: "Es war einmal eine sehr schöne Lamafrau. Eines Tages musste ihr Mann verreisen und da er fürchtete, seine Frau würde in seiner Abwesenheit untreu werden, befahl er ihr, sich das Gesicht mit Schmutz zu bestreichen um dem Übel vorzubeugen. Andere Frauen, die seit je die Schönheit dieser Frau bewunderten, machten nun ebenfalls eine nach der andern diesen Unsinn nach; und so wurde daraus eine Sitte". Die Fanfrauen selber aber erklären, sie täten das nur, um den harten Wind abzuhalten, damit er ihnen nicht das Gesicht schuppig mache.

Überall in Kham finden sich warme Quellen. Doch die Fandse pflegen sich nicht zu baden. Der Körperschmutz ist so dick, dass er von selbst abblättert. Dann sind Ober- und Unterschenkel fleckig und scheckig wie Schlangenschuppen. Sie merken auch kein Jucken, da es ihnen zur zweiten Natur geworden ist. In der Kang-ting-Gegend, die schon fortgeschrittener ist, trifft man an den warmen Kullen viele Badende. In andern Gegenden nehmen nur die Kranken ein Bad, denen es der Lama beim Wahrsagen angeraten hat. Der Grund für die Enthaltung vom Badescheint der Aberglaube zu sein, dass mit dem Schmutz auch das Glück entfernt wird.

Die Fandse haben zwar kurze Haare, aber viele tragen einen Zopf nach Manchu-Art. Allerdings kämmen und waschen sie ihren Zopf nicht leicht. Erst wenn das Jucken unerträglich ist, waschen sie den Kopf. Kopfwaschen und Zopfflechten ist Sache ihrer Frau. Um die Zopfwurzel ist ein Kranz kurzer Haare, die sie von Zeit zu Zeit wegrasieren. Friseure gibt es nicht. Gewöhnlich rasieren sich Verwandte und Freunde gegenseitig den Kopf. Als Rasiermesser dient das Gurtmesser. Oder sie zerschlagen eine Kupferschale und benutzen die frische Kante. Manche kommen nach Tatsienlu und kaufen sich ein chinesisches Rasiermesser. Da sie aber keinen Schleifstein haben, wissen sie nichts damit anzufangen. Haben sie sich drei- bis viermal damit rasiert, so ist es stumpf wie ein Gemüsemesser. In den letzten Jahren haben in jedem Kreis die Chinesen Rasierläden aufgemacht. Sie verlangen aber einen sehr hohen Preis. Und weil den Fandse ihr Geld leid tut, gehen sie nur sehr selten dorthin. Ich beobachtete bisweilen die schmerzlichen und erbärmlichen Mienen der Fandse beim Kopfrasieren und redete ihnen zu, einen chinesischen Rasierer aufzusuchen. Aber sie lachten und schüttelten den Kopf. Was das Gesichtsrasieren angeht, so gibt es überhaupt keinen Fandse, der das tut.

Die Fandse haben auch Ärzte, aber deren Verfahren ist sehr einfach und entspricht nicht ganz den Heilgesetzen. Ihre Untersuchung besteht lediglich in der Untersuchung des Stuhles des Kranken. Manche untersuchen bisweilen Augen, Zunge und alle Körperteile und die Körperwärme. Die Heilmittel sind alle bodenständige Erzeugnisse, wie *ta-huang* 大黃 Rhabarber; *pei-mu* 貝母 (*Fritillaria verticillata*, var. *Thunbergii*), *hsün-ma* 蕁麻 (*Urtica thunbergiana*, eine Hanfart) usw., in allem etwa über zehn Arten. Sehr viele Medizinen verwerfen sie. Bei den meisten Krankheiten rufen sie nicht den Arzt sondern den Lama. Der Lama erkundigt sich über die Krankheit. Zuerst wahrsagt er und stellt fest, welcher Dämon sein Unwesen getrieben hat. Dann fängt er an, seine Gebete zu verrichten um den Krankheitsteufel zu bannen. Als Krankenlohn bringt man ihm schon gleich bei der Einladung Wertsachen. Wegen der seelischen Wirkungen, welche die überaus grosse Hochachtung vor dem Lama mit sich bringt, bessert sich auch anscheinend der Krankheitszustand. Falls er es nicht tut ruft man den Lama wiederum zur Heilung. Viele Lamas verstehen auch die ärztliche Kunst und vertrauen nicht nur auf die Beschwörung. So ist z.B. der Cha-ko-Lama von Kantse ein bekannter Arzt. Die von ihm hergestellten Kantse-Pillen wirken bei den verschiedensten Beschwerden im Grenzgebiet sehr gut. Als ich durch Litang zog, litten wir alle infolge Erkältung an Unterleibskatarrh. Diese Pillen aber haben uns wieder in Ordnung gebracht. Der Obervorsteher von Chanhua, Tuo-chi-lang-chia, litt jahrzehntelang an einer Wurmkrankheit. Sooft sie ausbrach, rief er den Lama, der ihn nach dem Brennverfahren¹ mit Beifuss (*Artemisia vulgaris*) heilte. Das nahm ihm jedesmal die Schmerzen. Er hat mir einmal Brust und Leib gezeigt, die voller Brandnarben waren. Allerdings wurde das Grundübel nie beseitigt. Ich forderte ihn auf, chinesische Heilmittel zu nehmen. Aber er lehnte sie entschieden ab.

1) Ai-chih 艾灸, ein Heilverfahren bei dem das Heilmittel auf die Haut gelegt und angebrannt wird.

107. Zeremonien im gesellschaftlichen Verkehr

Ehrfurcht, Bescheidenheit und Anstand sind die obersten Tugenden der Hsi-Fan. Dass das Hada als Ausdruck der Ehrenbezeugung dient, wurde bereits früher gesagt. Für jede Gesellschaftsschicht gibt es festgesetzte Formen, das Hada zu überreichen oder anzunehmen. Es darf kein Fehler dabei vorkommen. Wer sich darin vertut, gilt als unanständig oder wird von andern verlacht. Wenn der Geber und der Empfänger gleichgestellt sind, dann nimmt man das Hada mit beiden Händen und legt es dem Empfänger über die Handgelenke. Der Empfänger muss es in strammer Haltung entgegennehmen. Beim Zurückgeben des Hada ist es genau so. Wenn der Empfänger an Würde höhersteht, dann legt man mit

beiden Händen das Hada über das Pferd, auf dem er sitzt, oder auf das Tischchen vor seinem Sitzplatz. Der Empfänger nickt zustimmend mit dem Kopf. Steht der Empfänger an Würde besonders hoch, so darf man es nur auf seine Füße legen. Der Empfänger bleibt still sitzen und regt sich nicht. Steht der Empfänger dem Geber an Würde nach, dann wird es über seinen Nacken gelegt, und der Empfänger muss es mit geneigtem Haupt entgegennehmen. Übergibt man das Hada einem Götterbild, dann muss man den assistierenden Bonzen bitten, es dem Geiste weiterzugeben. Die Fandse üben von klein an diese Zeremonien. Darum vollziehen sie sie ohne Fehler. Die chinesischen Beamten in Tibet und Kham verstehen das nicht alle; sie nehmen von Bonzen und Laien, einerlei welchen Standes sie sind, das Hada mit der gleichen stolzen Haltung entgegen, oder sie gehen in ihrer Bescheidenheit bei den Zeremonien wieder zu weit. Vor allem aber haben sie diesen Fehler gegenüber den Bonzen aller Grade. Fast alle Völker, die sehr auf Zeremonien achten, fühlen ein grosses Unbehagen bei einem formlosen Schenken, ja sie verabscheuen es geradezu. Die Lamas von Tibet und Kham, die sich selbst überaus hoch einschätzen, haben bei einer Verfehlung gegen diese Zeremonien jedesmal ein widerliches Gefühl. Dass sie so schwer mit chinesischen Beamten zusammenarbeiten wollen, hat auch hierin seinen Grund.

Auch beim Empfang von Begrüssungsgeschenken ist einiges zu beachten. Die Fandse überreichen aus zweierlei Gründen Begrüssungsgeschenke: 1. Wenn eine Respektsperson, die selten zu Besuch kommt, plötzlich ihre Visitation macht, so muss man ein Begrüssungsgeschenk überreichen als Ausdruck der Hochachtung. Dieses Besuchsgeschenk muss der Empfänger der Sitte gemäss wieder mit einem andern Geschenk entgelten, das entweder jenes übertrifft, oder ungefähr den gleichen Wert hat, oder er gibt nur ein Hada (so ist es bei Laien); oder er spendet ein Amulett (so ist es bei Bonzen). Es wird nach der Absicht des Besuchers (= Spenders) und nach der Würde des Obern bestimmt. Als Regel gilt, jenen (= Spender) nicht enttäuscht zu entlassen. 2. Wenn man etwas zu erbitten hat, macht man zuerst dem Beamten oder dem lebenden Buddha ein Geschenk, und dann erst fängt man an zu reden. Die meisten, welche keine Geschenke schuldig sind und dennoch Geschenke machen, gehören zu dieser Gruppe. Der Empfänger muss diese Geschenke ablehnen. Der Spender aber muss sie in gleicher Weise wieder anbieten. Nachdem so das Geschenk mehreremals hin und her gegangen ist, bringt der Spender seine Bitte vor. Kann man der Bitte willfahren, so wird es angenommen, und man braucht kein Gegengeschenk zu machen. Kann man nicht zusagen, so muss man es ganz entschieden abweisen. Viele chinesische Beamte verstehen nicht diesen Grund; sie nehmen alle Geschenke in gleicher Weise an ohne irgendwie den Leuten etwas zu entgelten. Die Fandse schimpfen sie darum heimlich: chinesisches Bettelpack.

Im Verkehr beobachten die Fandse genau die Anstandsregeln. Besonders wählen sie die Worte sehr angenehm und liebenswürdig und so gefällig wie sie können. Wenn zwei Feinde ihr Recht verfechten und diskutieren, dann greifen sie sich in genau abgegrenzten Worten versteckt an, ohne einen Zoll nachzugeben. Auf ihrem Gesicht aber offenbart sich keine ernste Miene und es fällt kein Schimpfwort; von ferne kann man nicht sehen, dass es Feinde sind. Wenn sie einen Höhergestellten besuchen, dann sind ihre Worte überaus unterwürfig. Loben sie z.B. eine Wohltat, dann sagen sie stets: "Kein Berg ist so wuchtig und kein Meer ist so tief." Um ihre Hingabe zu bekunden, berichten sie ausführlich eins nach dem andern, wie sie zum ersten Mal von dem grossen Ruf des Betreffenden gehört hätten, wie sie erfahren hätten, dass er hierher kommen wolle, wie sie voller Ehrfurcht gewartet hätten, und wie ihre Sehnsucht nun gestillt sei. Beim Lob eines Beamten sagen sie zweifelsohne etwa folgendes: "Deine Tugend ist so gross wie Himmel und Erde; deine Güte überragt die der Eltern." In Briefen ist es genau so. Ausser dem eigentlichen sachlichen Inhalt fügen sie am Anfang und Ende lange, überflüssige Lobes- und Glückwunscheden an.

Beim Besuch von Höhergestellten müssen die Fandse der Sitte gemäss stramm stehen, die Arme herabhängen lassen, die Zunge herausstrecken und den Betreffenden gerade anschauen. Wenn sie ihr Herz ausschütten, dann müssen sie kniend reden. Jedem Wort, das sie von den Höhergestellten hören, haben sie ein "ja" anzufügen, wie es die Sitte erheischt. Wenn sie sich entfernen, so müssen sie rückwärts schreitend den Raum verlassen. Es ist nicht erlaubt, sich umzudrehen und geradeswegs fortzugehen. Den rechten Ärmel müssen sie über die Schulter legen. Treffen sich Gleichgestellte, so machen sie eine Kopfverneigung, das genügt. Bei Achtungspersonen müssen sie zu der Kopfverneigung noch die beiden Arme krümmen und die Handflächen nach vorn gerichtet auf ihn zuschreiten als wollten sie ihm mit den Händen etwas darbieten. Treffen sie auf dem Wege einen Lama, dann müssen sie vom Pferde steigen und am Wegrand warten. Bei herabhängenden Armen machen sie eine Kopfverneigung und beugen das Haupt weit vor, welches der Lama mit der Hand oder mit seinem Wedel berührt, was soviel wie Segen bedeutet. Treffen sich zwei Gleichgestellte, so begrüßen sie sich mit frohen Zurufen und besorgten Worten: "*Ho-a-kê-tê* (bist du müde?)," "*ma-kê-tê* (ich bin nicht müde)." Kommt ein Adelliger zu Besuch, so muss man den Besuch erwidern. Je höher der Gast steht, um so schneller ist der Gegenbesuch zu machen. Ist der Gast tiefer stehend, dann wird der Gegenbesuch drei bis vier Tage später gemacht. Sobald der Gast angekommen ist, wird ihm der Sitte gemäss eine Schale Buttertee angeboten. Hat der Gast getrunken, einerlei wieviel, so muss der Gastherr die Schale nachfüllen, so dass die Schale immer voll bleibt bis der Gast gegangen ist. Wenn der Gast sich entfernen will, dann muss er zum Gastherrn sagen:

“Es ist schon spät, bitte lass mich einstweilen gehen.” Der Gastherr hält ihn noch zurück, der Gast aber muss dann mit aller Gewalt um Entlassung bitten. Nach langer Zeit endlich begleitet der Gastherr den Gast fort; doch muss der Gastherr vorausgehen. Ist man an der Tür oder am Treppeneingang oder vor dem Hause angelangt, so sagt der Gastherr: “*Ko-li-p'ei* (langsam bitte).” Der Gast antwortet: “*T'u-kai-ch'i hsiu-tun-chiao* (danke, halte an).” Diese umständlichen Zeremonien haben sich aus der Gesittungsart der Beamtenkreise in der Ch'ing-Zeit herausgebildet. Deshalb finden sich auch diese Sitten nicht in jenen abgelegenen Gegenden, die weit vom Standort der chinesischen Beamten entfernt sind. Mögen sie darum auch die Einfachheit bei ihren Zeremonien hochschätzen, so entbehren sie doch keineswegs einer ehrfürchtigen Haltung. Da sich die Chinesen in jüngster Zeit nicht im geringsten mehr um Zeremonien kümmern, so stellen sich die Fandsesitten auch allmählich um. Was im obigen geschildert wurde, bezieht sich nur auf die alten Sitten der Fandse.

108. *Die Dorfversammlung*

Das Dorf ist die Gesellschaftseinheit Khams. Alle Dorfbewohner teilen gemeinsam Freud und Leid. Wie schlimm auch die Räuber sein mögen, niemals werden sie ihr eigenes Dorf berauben. Ist jemand aus dem eigenen Dorf vom andern Dorf beraubt worden, so muss das ganze Dorf gemeinsam für ihn Rache nehmen; sie fragen nicht danach, ob sie Verwandte des Geschädigten sind. Der Racheakt kann sich gegen jede Familie des feindlichen Dorfes richten und sie kümmern sich dabei um keinerlei Verwandtschaftsverhältnisse. Sie betrachten ihr Dorf so wie die Chinesen ihre Familie.

Die Dorfversammlung findet, wie es die Zeit ergibt, wenigstens jeden Monat einmal statt. Man wählt einen grossen Platz aus und lässt sich dort auf dem Boden nieder. In der Mitte sitzt der Dorfvorsteher. Vor ihm steht ein kleiner Tisch; um ihn herum nehmen die biedern, tugendsamen und ranghohen Männer ihren Platz ein. Die andern sitzen nach Alter, Würde und Ruf geordnet im Kreis herum. — Verlauf der Versammlung:

1. Rechenschaftsablage über die Getreideabgaben, Lohnarbeit und alle anderen öffentlichen Rechnungen. — Jedesmal wenn eine Rechnung vorgelegt wird, nehmen alle Dorfbewohner ihren Rosenkranz hervor und merken sich die Zahlen. Ist die Rechenschaftsablage fertig, dann ruft der Vorsitzende: “Wieviel im ganzen?” Wenn alle “richtig” rufen, dann ist die Sache erledigt, andernfalls wird noch einmal gerechnet.

2. Besprechungen über Krankheitsverhütung, Gebetsdienst, Dankesdienst an die Geister, Bannen von Unglück usw. — Das meiste wird vom Ortsvorsteher durch Befehle festgelegt und alle fügen sich.

3. Besprechungen darüber, ob man die Verordnungen der Behörden annehmen und wie man ihnen begegnen soll. — Unter den Dorfleuten sind immer welche, die sehr vorlaut sind und bei dieser Gelegenheit lange Reden halten. Sie packen der Reihe nach die Geschichten dieses und jenes Beamten aus dieser und jener Zeit aus, treten für Widerstand ein oder für ein Bittgesuch. Die Alten stimmen ihm zu oder beschwichtigen ihn, und meist entschliesst man sich für ein Nachgeben. Doch zuerst wählt man einen Vertreter, der sich mit dem unterwürfigen Gesuch auf den Weg machen soll. Der Hauptredner wird gewöhnlich als Vertreter gewählt. Nach einer solchen Angelegenheit steigt die Würde des betreffenden natürlich um einen Grad, darum lieben es die Fandse, in politischen Angelegenheiten viele Reden zu halten.

4. Verhandlungen über Rache und Raubmord. — Die jungen Männer eines Dorfes halten bei diesen Versammlungen grosse, mutige und aufreizende Ansprachen, um so die Durchführung ihrer Sache zu erzwingen. Bei diesen Reden zählt jeder seine Erfolge bei Mord und Raub auf, um sich so mit seinem furchtlosen Heldentum zu brüsten.

109. *Die Auffassung vom Tode*

Die Fandse glauben fest an die sechs Wege des Lebenskreislaufes und an die Unsterblichkeit der Seele. Sie machen sich wenig Gedanken darüber, wie man sich den Tod vorzustellen habe. Nach ihrer Auffassung ist das Leben wie ein Rosenkranz. Von der Geburt bis zum Tode ist es, als ob der Schöpfer beim Gebet eine Perle tastend durch die Finger gleiten liesse, sodass sie, nachdem die zweite vorbei ist, bald wieder durchgleitet und es keine Zeit des Stillstehens gibt. Was sie fürchten ist, dass man nach dem Tode die Eingänge zu den sechs Wegen nicht klar erkenne, sodass man fälschlich in ein Schicksal der Verachtung und Pein gerät. Umgekehrt ist zutiefst zu erhoffen, dass man auf den kostbaren Weg der überirdischen Schönheit treffe. Die Ursache für diesen Fall oder Aufstieg wird nach chinesischer Erklärung dadurch bestimmt, ob man im Leben Gutes oder Böses getan hat. Nach der Erklärung der Fandse aber ist es nicht ganz so. Sie glauben, dass des Menschen Geist nach dem Tode getrübt sei, so dass er nicht die Wege unterscheiden kann und in die Irre geht. Ihr ganzes Leben lang sagen sie in einemfort die vier Gebetsworte *Om mani padme hum* auf und schwenken ununterbrochen ihre Gebetsfahne. So wird ihnen nicht nur im Leben viel Glück zuteil, sondern sie erhalten nach dem Tode auch einen klaren Kopf, sodass sie selbstverständlich einen verhältnismässig guten Weg finden, den sie beschreiten. Darum schwenken auch die mordenden und raubenden Räuber immer die Gebetsfahne und murmeln Sprüche, damit sie im künftigen Leben doch noch Hoffnung auf ihr Glück haben. Wenn es mit ihnen zum Sterben kommt, so murmelt ihr Mund ununterbrochen Gebete, und sie bereuen niemals ihr schlechtes Handwerk.

Beim Tode eines Menschen muss man den Lama zum Gebet einladen, dass er den Weg freimache². Ihre Auffassung vom Wegfreimachen ist nicht, wie es im chinesischen Brauch heisst, ein Freimachen oder ein Weisen des Weges der Wiedergeburt, welcher zum unterirdischen Gerichtshof führt³; sondern nach ihrer Erklärung ist es ein Aufbrechen des Weges für die Seele aus dem Leib⁴. Sie sagen, wenn die Seele aus dem Körper gefahren ist, so könne sie den Weg zum Leben finden. Es scheint, dass sie die Lehre vom Herrscher in der Unterwelt in den zehn Palästen⁵ nicht kennen.

- 1) 六道輪迴 .
- 2) 開路 .
- 3) 赴陰曹投生之路 .
- 4) 出竅之路 .
- 5) 十殿閻羅 .

110. Die Wasserbestattung

Die Bestattungsarten von Kham haben etwas Ähnlichkeit mit denen von Tibet. Bei allen Armen, Bettlern, Pocken- und Aussatzkranken, Hingerichteten wird meistens die Wasserbestattung angewendet. Sie besteht darin, dass man die Leiche ins Wasser wirft. Auch Leute aus dem Mittelstand in Chanhua üben sie. Das Verfahren: man wickelt die Leiche in ein altes Kleid, umschnürt sie mit Stricken, lädt den Lama zum Freimachen des Weges ein, bringt sie an ein Flussufer, verrichtet einmal Gebete, und wirft sie dann ins Wasser. Da die Gewässer in Kham sehr reissend sind, so ist sie im Augenblick verschwunden. Deshalb richtet man am Orte, wo die Leiche ins Wasser geworfen wurde, eine gerade Stange auf, an der oben ein Gebetswimpel hängt. Dort bringen den Zeiten entsprechend die Söhne und Enkel ihr Opfer dar. Wird einmal bei einer Überschwemmung diese Stange fortgeschwemmt, dann hört auch das Opfer auf.

In allen Gegenden aber, wo der Wasserlauf eben und langsam ist, ist Wasserbestattung nicht sehr verbreitet; und zwar aus dem Grund, weil man fürchtet, die Leiche könne aufgehoben und nicht fortgetragen werden. Ich habe gehört, dass in den Flüssen bei Lhasa jede Wasserbestattung untersagt ist. Darum zerstückeln die Armen, welche eine andere Bestattungsart nicht anwenden können, die Leichen und werfen sie dann heimlich in das Wasser, um so jeder Nachforschung zu entgehen. Da in Tibet das Fischereigewerbe verboten ist, wimmelt es in den Flüssen von aller Art Fischen; so werden die in den Fluss geworfenen Leichen alle gefressen, was für die Reinlichkeit allerdings keinen Schaden bedeutet.

111. *Die Feuerbestattung*

In Tibet gilt allgemein das Feuer als ein heilig-reiner Geist. Nur die Lamas erfreuen sich der Feuerbestattung. Laien, mögen sie auch noch so vornehm und sogar Tuse sein, lässt man nicht durch ihre Leiche das Feuer verunreinigen. Man sagt, bei Übertretung würde der Geist ihren ganzen Stamm durch Seuchen oder Hagelschläge strafen. Das Verfahren bei der Feuerbestattung ist folgendes: unbehauene Steine werden zu einem Turm aufgeschichtet, der innen hohl ist. Dahinein wird die Leiche gebracht und Brennholz hineingestopft. Dann zündet man das Feuer an. Beim Essenkochen verwenden die Fandse meist Kuhmist; beim Leichenverbrennen aber muss man Brennholz verwenden. Auf der Weide, wo grosser Holzangel herrscht, hilft man mit Butter nach. Man wartet, bis die Leiche vollständig eingeäschert ist. Dann fegt man die Asche zusammen, bringt sie in einem Kasten unter oder vermengt sie mit gelber Erde und macht daraus ein irdenes Buddhabild oder man formt daraus einen runden Kegel (welcher das Buddhabild vertritt). Die Asche schichtet man in einem leeren Haus oder in einer Felsengrotte am Wegesrand auf, oder man birgt sie in einem Manisteinhaufen, in der Absicht, dass die Überlebenden ihre Gebete an sie richten. Oder sie bergen die Asche in einem Kästchen, bauen einen Turm und stellen es darin unter. In Kham finden sich neben den Tempeln den Weg entlang immer viereckige Türme, welche den Wanderer zu einem Umweg veranlassen, ehe er weiterzieht. Es sind nämlich darin die Überreste von Lamas aus früherer Zeit geborgen. Der Überlieferung zufolge ergeben die Leichen solcher Lamas, die sich durch hervorragende Tugend auszeichneten, eine grosse Menge Sarira.¹

1) 舍利 shé-li, Sarira: Buddhaknochenreste die zu Kugeln geformt wurden; weisse Kugeln für die Knochen, schwarze für die Haare, rote für das Fleisch.

112. *Die Luftbestattung*

Die Leichen zerstückeln und sie dann den Vögeln zum Frasse zuwerfen, das nennt man Luftbestattung.¹ Es ist die gebräuchlichste Bestattungsart der Fandse.

Buddhistischer Lehre zufolge besteht das Weltall aus vier Grundstoffen, nämlich Feuer, Wasser, Erde, Luft. Ein jeder wird von einem besondern Geiste verwaltet. Da die Leichen unrein sind, so wird durch die Erdbestattung die Erde verunreinigt, durch die Wasserbestattung das Wasser, durch die Feuerbestattung das Feuer und durch das Aussetzen im Freien die Luft. Nur wenn man sie zerschneidet und damit Adler und Hunde füttert, schaden sie den vier Geistern nicht. Darum betrachtet man die Luftbestattung als die passendste Bestattungsart.

Das Verfahren ist dieses: die Familienangehörigen des Toten laden zuerst den Lama ins Haus, damit er durch sein Gebet den Weg frei mache. Nach dem Gebet bringt man die Leiche auf den Luftbestattungsplatz. Er befindet sich gewöhnlich auf Berggipfeln in der Nähe von Lamaklöstern und besteht entweder aus einer Felsplatte oder einer Erdterasse. Er ist gerade so gross, dass er Platz für eine Leiche bietet. Ein Holzpfehl steht darauf. Sonst finden sich keine Vorrichtungen. Die Lamas entkleiden die Leiche, legen sie flach auf den Boden und binden sie mit den Haaren an den Pfehl fest. Dann schlagen sie die Glocke, worauf sich die Geier scharenweise einstellen. Der Oberlama nimmt das Messer und macht zuerst einen tiefen Schnitt in den Rücken der Leiche. Hierauf zücken Verwandte, Freunde und Nachbarn, welche die Leiche begleitet haben, eilends um die Wette ihr Gurtmesser und schneiden das Fleisch stückweise von der Leiche und werfen es in die Luft. Die Vögel fangen es mit ihren Schnäbeln auf. Die Gattin, die Söhne und alle Familienmitglieder stürmen um die Wette heran, um die Leiche zu zerschneiden. Nach Fandseauffassung ist die Leichenzerstückelung eine Tat der Hochachtung für den Toten. Ist ein Begleiter da, der sich nicht an der Leichenzerstückelung beteiligt, dann schneiden die Leichenzerstückeler die Genitalien von der Leiche ab und beschmieren damit dem Betreffenden den Mund. Alle wetteifern in dieser Misshandlung, damit er eine möglichst grosse Schmach erleide. Erst wenn er selbst bei der Zerschneidung Hand anlegt, hören sie auf. Selbst im Sommer, wenn die Leiche schon riecht, ist die Zerstückelung Pflicht. Chinesen, die hierüber Bescheid wissen, warnen sich gegenseitig, die Leiche zu begleiten. Ist das Fleisch restlos verschleudert, dann nimmt man die Knochen, zerschlägt sie und mischt sie mit Butter und Tsamba und wirft sie den Geiern zum Frasse zu. Nichts lässt man übrig. Haben die Geier die Knochen erhalten, so zerstreuen sie sich allmählich. Sind wenig Geier da, aber so viele Knochen, dass sie diese nicht alle davontragen können, dann jammern die Verwandten des Toten und sind traurig, weil sie glauben, der Tote könne nicht ins Paradies eingehen. Die Bonzen müssen noch einmal ihre Gebete verrichten und die Geier bitten, nur ja alles aufzuzehren; erst dann machen sie Schluss.

Ist man so mit dem Füttern der Geier zu Ende, dann kehren der Herr und die Gäste zur Familie des Toten zurück. Der Herr verbrennt vor der Tür des Toten Lebensbaumzweige, stellt einen Krug Fandsewein daneben, und die Leichenbegleiter giessen der Reihe nach Wein über ihre Messer und Hände, halten sie dann zum Räuchern in den Rauch der Lebensbaumzweige und behaupten, es sei jetzt alles wieder rein. Nach einer Weile richtet der Hausherr das Essen her. Sie zerschneiden mit dem gleichen Messer das Rindfleisch und essen es mit den gleichen Händen.

Die Geier heissen auch *chin* 鷲. Sie kommen überall auf dem Hochland von Tibet und Kham vor. Sie sind sehr gross. Ihre Körper-

federn sind schwarzbraun. Auf Hals und Kopf tragen sie einen weissen Federflaum. Von weitem sieht es aus, als hätten sie eine Glatze. Darum nennt man sie auch Glatzengeier. Es sind die wildesten Vögel, die es heutzutage gibt. Gewöhnlich fangen sie Schneehasen und Murmeltiere oder anderes Kleinwild. Sie horsten in Felsklüften. Besonders häufig finden sie sich in der Nähe von Bestattungsplätzen. Da sie gewohnt sind, Menschenfleisch zu fressen, kommen sie auf den ersten Zimbelschlag heran und stürzen sich schnurstracks auf die Leichen. Die Lamas vertreiben sie mit Knüppeln bis zu einer bestimmten Entfernung. Danach werfen sie ihnen den Frass zu. Wenn so mehrere Geier in der Luft kreisen, werden sie gut von andern Geiern in der Ferne gesehen. Sie wissen dann, dass es ein üppiges Mahl gibt und fliegen herbei. Im Nu sind mehrere zehn bis hundert Geier zusammen, sodass das Fleisch und die Knochen bald restlos verschwunden sind. Einfältige Leute glauben, der Lama rufe sie durch einen Zauberspruch herbei. Haben die Geier ihren Brocken erhalten, dann fliegen sie davon. Jeder trägt etwas im Schnabel und in Strähnen fällt der Kot zur Erde. Haben sie ihre Beute verzehrt, dann kommen sie zurück. Niemand weiss, wie sie das Fleisch fressen und wohin sie die Knochen tragen. Jeder glaubt aber, dass sie alles restlos vertilgen.

1) Tien-tsang 天葬.

113. Die Feldbestattung

Berichten zufolge gibt es zu Lhasa in Tibet solche, die das Leichenzerstückeln gewerbsmässig betreiben. Diese werden in mehrere Klassen eingeteilt. Die oberste Klasse nennt man *t'o-teng*. Ihr Sondergewerbe ist die Luftbestattung für die Mächtigen und den Adel. Die zweite Klasse heisst *la-ko-pa*. Ihr Sondergewerbe ist die Luftbestattung für das gewöhnliche Volk. Die niedrigste Klasse sind die Bettler. Ihr Sondergewerbe ist das Befördern der Leichen und die Luftbestattung der Armen und Hingerichteten. Die meisten halten eine Schar von Hunden, um so einem Mangel an Geiern oder anderer Vögel zuvorzukommen.

Ist jemand gestorben, dann umschnürt man ihm die Glieder und packt ihn in eine weisse Decke ein. Darauf übergibt man ihn dieser Zunft, welche man durch Geld entlohnt. Sheng Sheng-tsu hat in seinem *Tsang-Wei chih-lieh* 藏衛識略 auch vermerkt, dass man Hunde mit Leichen füttere, was man Feldbestattung¹ nenne. Es scheint eine Besonderheit von Lhasa zu sein; in Kham ist sie nie beobachtet worden. Um unsere Kenntnis auch mit dieser Merkwürdigkeit zu bereichern, sei aber trotzdem hier angeführt, was Herr Sheng berichtet:

“Ist jemand gestorben, dann umschnürt man ihn mit Stricken und zwar in Hockerstellung², wobei die Hände zwischen die Beine geklemmt werden. Dann wickelt man ihn in sein Alltagsgewand und steckt ihn in

einen Ledersack. Männer und Frauen umringen unter Weinen die Leiche. Hierauf nimmt man einen Strick und bindet die Leiche an einen Zimmerbalken fest³, wonach man den Lama zum Beten einlädt. Dann bringt man Butter als Geschenk — die Menge richtet sich nach dem Wohlstand — zum grossen und zum kleinen Tempel (Lhasa hat nämlich zwei Tempel). Sie wird als Brennstoff für die Lampen vor dem Buddhabild verwandt. Die Hälfte der Habe des Verstorbenen schenkt man dem Pu-ta-la (Klosterpalast des Dalai-Lama). Die andere Hälfte verwendet man für die Einladung der Lamas zum Gebet, zum Teekochen und für andere Almosen. Weder Vater noch Sohn, weder Gatte noch Gattin verbergen etwas. — Die Leiche wird nun zum Schindplatz⁴ gebracht, an den Pfahl gebunden, in Stücke geschnitten und den Hunden zum Frasse vorgeworfen. Das ist die Feldbestattung. Die Knochen werden in Steinmörsern zu Mehl zerstampft, mit geröstetem Mehl zu Klößen geformt, die man ebenfalls den Hunden vorwirft; oder man füttert damit auch die Adler, was dann eine Luftbestattung ist. Diese hält man für ein grosses Glück. Für jede Leichenzerstückelung muss man mehrere zehner Silberdollar (Tibetdollar) zahlen. Wer kein Geld hat behilft sich halt mit der Wasserbestattung. Hierbei wird die Leiche ins Wasser geworfen, was man für ein grosses Unglück hält. Ist ein Lama gestorben, dann äschern sie seine Leiche im Feuer ein und bauen einen Turm.

- 1) Tien-tsang 田葬.
- 2) Wörtlich: ..., dass seine Kniee den Mund berühren.
- 3) Braucht nicht zu heissen, dass die Leichen auf einen Balken gebunden wird. Es ist wohl so zu verstehen, dass ein langer Strick mit einem Ende um den Balken geschlungen wird.
- 4) Kua-jen-ch'ang 刷人場.

114. *Erbbestattung*

Es ist Brauch in Tibet, die Leichen von Kindern und solchen, die an Pocken und bösen Geschwüren gestorben sind, in Holzkisten zu bergen und in der Erde zu begraben. Das ist die Erdbestattung. Man errichtet aber keine Erdhügel und pflanzt keine Bäume, eine kleine Abweichung vom chinesischen Grab. Diese Art ist nämlich in Kham noch nicht verbreitet. Die Chinesen jedoch, die in Kham und Tibet ansässig sind, haben alle Hügelgräber. Sie üben keine Feuerbestattung, keine Wasserbestattung und keine Luftbestattung.

115. *Opfer*

Die Opfer der Fandse kann man in folgende Gruppen zusammenfassen:

1. Opfer an den Familiengott. Der Familiengott ist eine gerade Stange¹, die auf dem Hausdach errichtet wird. Oben ist ein Gebetswimpel

angebracht. An ihren Fuss befindet sich ein weisser Stein oder ein Weihrauchofen, der auch durch einen irdenen Topf ersetzt werden kann oder auch ganz fehlt. Das Opfer an den Familiengott ist Aufgabe der Hausherrin. Jeden Morgen nach dem Aufstehen verbrennt sie eine Handvoll Zweige von chinesischem Wachholder² oder von der Pirus betufolia³ oder von Tannen oder vom Lebensbaum, wirft eine Handvoll Tsamba hinein, murmelt einige Gebete und Zaubersprüche, macht Kotou oder auch nicht. Nach dem Opfer braut sie den Tee. Die Weidebewohner verbrennen im Zelt nach aussen zur Steppe gewendet ihren Weihrauch; sie haben aber keinen Gegenstand, der den Gott vertritt.

2. Opfer an den Berggeist. Überall wo sich die Fandse zu einer Siedlung vereinigen haben sie einen Berggeist. Gewöhnlich wählen sie dazu in der Nähe einen Hügel von auffälliger Gestalt oder irgend einen schönen Platz. Dort errichten sie mehrere Stangen und hängen als Zeichen Gebetsfahnen daran auf. Allmonatlich am 2. und 16. Tag begeben sich die Hausherrinnen der einzelnen Familien mit Lebensbaumzweigen, Tsamba, Butter und Schafwolle dahin. Die Lebensbaumzweige, den Tsamba und die Butter verbrennen sie. Die Schafwolle streuen sie auf die Dornhecken, die sich in der Nähe des Gottes befinden. Dann machen sie vor dem Geiste einen Kotou, oder sie führen einen Liedertanz auf und gehen heim. Auf Neujahr versammeln sich die Männer und verehren den Geist.

3. Opfer an die Weggeister. Im Fandseland finden sich den Weg entlang überall Mani-Steinhaufen und Gebetstürme als Vertreter von Geistern und Buddhas. Leute, deren Weg dort vorbeiführt, brauchen nicht einzeln Kotou zu schlagen, sondern sie müssen ununterbrochen das Mani-Gebet murmeln und um den Turm herumschreitend weiterziehen. Sie brauchen nicht im Kreise darum herumzugehen, sondern auf dem Hinweg müssen sie den Weg links und auf dem Rückweg müssen sie den Weg rechts vorbei nehmen. (Handelt es sich aber um einen Geist der schwarzen Sekte, so ist alles umgekehrt). Der einmalige Hin- und Rückweg gilt als ein Kreis. Auf allen hohen Bergesrückten finden sich grosse Mani-Steinhaufen, welche die berühmten Berggeister von Kham darstellen. Diese walten über Schutz und Strafe auf der Hin- und Rückreise. Wenn Fandse hier vorbeiziehen, so müssen sie eine Ehrenbezeugung machen. Die einfachste Ehrenbezeugung besteht darin, dass man einen weissen Stein auf den Mani-Haufen wirft; dabei ruft man: "Dank dem Geist für seinen Schutz." Nach mehreren Rufen zieht man wieder weiter. Eine umständlichere Ehrenbezeugung besteht darin, dass man eine mitgebrachte Gebetsfahne am Pfahle aufhängt, seinen Kotou macht und dann weiter wandert.

4. Wallfahrt zum Geisterberg. An vielen Orten Khams finden sich grosse Schneeberge, so der K'o-wa-lo-li, Ko-wa-ko-po, Mo-erh-to, Mu-ya-

kung-ko⁴ und der Omei-Berg in Szechwan. Die Fandse halten sie alle für den Wohnsitz mächtiger Geister. Alljährlich im Sommer kommen sie über 1000 Meilen weit zur Verehrung her. (Der Omei-Berg wird im Winter verehrt). Ist es ein Schneegipfel, sodass man nicht die Spitze ersteigen kann, dann begeben sie sich nur zu dem Tempel oder dem Mani-Hügel am Fusse des Berges, bringen ihr Opfer im Angesichte des Gipfels dar und kehren wieder zurück.

Für ihre verstorbenen älteren Verwandten verrichten die Fandse Erlösungswerke, aber sie opfern nicht. Zweck des Opfers an die Geister, Buddhas und die Mani-Hügel ist einzig die Bitte um Glück. Es gibt auch solche, die ein Gelübde machen oder es einlösen⁵. Die Arten, wie man das Glück erbittet, sind sehr verschieden. Darüber mehr im Band über den Lamaismus.

- 1) Es heisst nicht, der Familiengott wohne in der Stange, sondern er sei eine Stange.
- 2) Ai-k'uai 矮松 = Juniperus Sinensis.
- 3) Tu 杜.
- 4) Minyagonkhar.
- 5) Es ist nicht sicher, ob es sich hier um Einlösung des Versprechens einer Form eines Opfers handelt.

DAS JAHR

116. *Der Fandsekalender*

In alter Zeit verteilte alljährlich die Verwaltung des Bezirkes Chien-ch'ang 建昌 in Szechwan chinesische Kalender an die Steuerverwalter von Tatsienlu, Litang, Patang, Changtu, welche sie wieder an die einzelnen Tuse und Vorsteher weitergaben. Es waren die amtlichen Kalender. Aber die Khambewohner, die ja kein Chinesisch konnten, wussten sie nicht zu gebrauchen. Sie nahmen die Kalender an, legten sie beiseite und benutzten den Tibetkalender weiter. Die Tibetkalender kommen von Lhasa in Tibet.

Das Kalender-Rechnungsverfahren hat seinen Ursprung in der T'ang-Zeit. Nach der Überlieferung ist es von der Prinzessin Wen-ch'eng 文成¹ eingeführt. Alles ist unter Wahrung des chinesischen Kalenders angeordnet. Der Monat wird nach Vollmond und Neumond bestimmt. Das Jahr hat 12 Monate. Ebenso gibt es Schaltjahre. Allerdings stimmt das Schaltjahr nicht mit dem chinesischen überein. Z.B. hatte das Jahr 1919 nach dem chinesischen Kalender keinen Schaltmonat, wohl aber nach dem tibetischen Kalender. Die Monate unterscheidet man ebenfalls in grosse und kleine.² Gewöhnlich aber ist ein Tag zuviel oder zu wenig; denn bezüglich der Zeit ist der Aberglaube in Tibet und Kham sehr stark.

Sieht man einen Tag als Unglückstag an, so wagt man nicht nur weder eine Heirat noch ein Gastmahl, sondern es ist nicht einmal gestattet, überhaupt Leute zu besuchen. Die grossen Unglückstage sind alle vom Kalender gestrichen. Deshalb wählt man den Tag vor ihm oder nach ihm als den glücklicheren aus und verdoppelt ihn. Ist zum Beispiel der 15. Tag gestrichen, so verdoppelt man entweder den 14. oder 16. Tag. Nach allgemeinem Aberglauben sind der 1., 3., 15. Tag alle Unglückstage. An diesen Tagen macht man keine Bergwallfahrten um die Geister zu verehren. Auch im Kalender sind sie öfters ausgelassen. Mit dem Schaltmonat ist es genau so. Man fügt ihn entweder vor oder nach einem Glücksmonat ein. Weil in Tibet und Kham der 7. und 8. Monat als Freudenmonate gelten, wird meist der 7. oder der 8. Monat verdoppelt. Im Jahre 1920 hat man den 8. Monat nach dem Tibetkalender als Schaltmonat genommen. Nun ist in der Gegend von Lhasa die erste Dekade des 8. Monats gewöhnlich eine Regenzeit und für die Landwirtschaft von hohem Wert. In diesem Jahre traf es sich nun, dass sich die Regenperiode bis in den Schaltmonat hinein verlängerte, sodass es eine sehr reiche Ernte gab. Die Bauern der Umgegend führten das auf den Schaltmonat zurück.

Trotzdem die Tage und Monate vom chinesischen Kalender verschieden sind, kann man die Sonnen- und Mondfinsternisse übereinstimmend errechnen. Die Jahresbestimmungen machen sie zwar nicht nach den chinesischen Himmelstämmen und Erdästen,³ aber sie können doch mit den Himmelsstämmen und Erdästen in Übereinstimmung gebracht werden. Sie nehmen die fünf Elemente Erde, Gold, Feuer, Holz und Wasser und ordnen sie den Tierzeichen der zwölf Erdäste zu. Auch bei ihnen bilden 60 Jahre einen Zyklus, der mit dem *chia*-Zyklus⁴ des chinesischen Kalenders zusammenfällt. Auf diese Weise werden bei der Zuordnung die fünf Elemente zweimal gebraucht. Beim ersten Mal sind sie männlich 陽, beim zweiten Mal weiblich 陰, z.B. Gold-Ratte, Gold-Ochse, Feuer-Tiger, Feuer-Hase usw. Nach dem chinesischen Kalender gehören die Zeichen *chia-tzu* 甲子 und *i-ch'ou* 乙丑 ebenfalls zum Gold, die Zeichen *ping-yin* 丙寅 und *ting-mao* 丁卯 zum Feuer. Das *tzu* entspricht der Ratte, und das *mao* entspricht dem Hasen. So kann man das *chia-tzu*-Jahr auch *chin-shu*-Jahr, und das *i-ch'ou*-Jahr *chin-niu*-Jahr nennen. Der Aufbau scheint also mit dem tibetischen Kalender übereinzustimmen. Tatsächlich aber ist es mit dem tibetischen Kalender doch nicht genau so. So müsste z.B. das Jahr 1911, das *jen-tzu*-Jahr des chinesischen Kalenders, ein *mu-shu*-Jahr sein. Im tibetischen Kalender aber ist es das *shui-shu*-Jahr. Das Jahr 1915, das *ping-ch'en*-Jahr des chinesischen Kalenders, müsste das *t'u-lung*-Jahr sein. Im tibetischen Kalender aber ist es das *huo-lung*-Jahr.

Hier folgt nun eine auch sonst bekannte Vergleichstabelle für das chinesische und tibetische Jahr. Sie wird an dieser Stelle also nicht gebracht.

In Kham und Tibet gibt es überall Sterndeuter und Sonnendeuter, die sich mit dem Wahrsagen befassen. Wollen sich zwei verloben, so lassen sie sich vom Sonnendeuter wahrsagen. Der Sonnendeuter fragt nach dem Datum ihrer Geburt. Ist z.B. die Frau im Feuer-Huhn-Jahr geboren und der Mann im Wasser-Tiger-Jahr, dann geht sein Entscheid dahin, dass sie niemals zusammenpassen werden; denn weder Wasser und Feuer noch Tiger und Huhn können zusammen bestehen. Sind sie aber z.B. im Holz-Hasen- und im Erd-Pferde-Jahr geboren, so ist das ein ideales Zusammentreffen. Erde und Baum gewährleisten ein gutes Wachstum, und Hase und Pferd bieten keinen Gegensatz. In Kham gibt es verhältnismässig wenig Sonnendeuter. Meist lässt man sich durch den Lama wahrsagen. Die Lamas aber kümmern sich nicht um den Gegensatz der fünf Elemente.

Einige behaupten, die tibetischen Bonzen benützen den buddhistischen Kalender; sie würden die Jahre nach dem Jahr berechnen, an dem Buddha ins Nirwana eingegangen ist. Meinen Nachforschungen zufolge entspricht das aber nicht den Tatsachen. Der Bündnisvertrag zwischen Tibet und der Mongolei ist mit dem Wasser-Ratte-Jahr unterzeichnet. Das Jahr, in dem ich Kham bereiste, wurde von den Khambewohnern immer das 8. Jahr der Republik genannt, niemals aber nach der Anzahl der Jahre seit Buddha ins Nirwana eingegangen ist. Im *Wei-Tsang shih-tsieh* des Sheng Sheng-tsu ist auch ein Abschnitt über den Tibetkalender, den ich hier anfügen möchte:

“Die Fandse kennen nicht die Himmelsstämme. Sie nehmen nur die Erdäste und die Tierzeichen um das Jahr zu berechnen. Auch bei ihnen hat ein Jahr 12 Monate. Sie bestimmen es nach Erdstämmen und Tierzeichen, z.B. Ratte-Jahr, Ochsen-Jahr, Hasen-Jahr. Bei der Monatsbestimmung nehmen sie das *yin*⁵ als den ersten Monat. Sie haben auch Schaltmonate, die jedoch nicht mit den unsrigen übereinstimmen. Z.B. ist im 10. Jahre des Yung Cheng, also einem *jen-tzu*-Jahr, der 5. Monat ein Schaltmonat gewesen. In jener Gegend aber war es der erste Monat. Oder im 13. Jahre der Yung Cheng-Periode, einem *i-mao*-Jahr, war der 4. Monat ein Schaltmonat. In jener Gegend aber war der Schaltmonat der 7. Monat, aber im Jahre davor, nämlich im *chia-yin*-Jahr. Auch die Schalttage stimmen nicht überein. Verdoppelt man zum Beispiel den ersten Tag, so fällt der zweite aus, und es folgt unmittelbar der dritte. Manchmal streicht man einfach einen oder zwei Tage eines Monats, ohne sie je wieder zu erwähnen. Streicht man zum Beispiel den 27. Tag, so wird der folgende Tag unmittelbar der 28. genannt. Es gibt keine kleinen Monate. Aber immer halten sie am Tag des Neumondes und Vollmondes fest. Den ersten Monat nennen sie Kreis-Anfang. Die andern Monate folgen ihm der Reihe nach. Die Tage bestimmen sie durch die Zuordnung zu den fünf Elementen Gold, Holz, Wasser, Feuer, Erde, was auch von

unserm Kalender nicht abweicht. Ebenso ist die Sonnen- und Mondfinsternis nicht im geringsten verschieden. Sie werden so berechnet, wie es die Prinzessin aus der T'ang-Zeit überliefert hat."

- 1) Lebte in der Chen Kuan-Periode (627-649).
- 2) Ta-chien 大建, hsiao-chien 小建.
- 3) T'ien-kan 天干, ti-chih 地支.
- 4) Chou-chia 周甲.
- 5) Yin 寅, der 3. Erdast.

117. Das Neujahrsfest der Fandse

Die Neujahrsfeste der meisten Fandse stimmen mit dem chinesischen Kalender überein. Nur in einigen wenigen Gebieten haben sich selbständige Gepflogenheiten herausgebildet. Zum Beispiel ist der erste Monat bei den wilden Fandse von Sanyen der fünfte oder sechste Monat des chinesischen oder tibetischen Kalenders. Der Neujahrstag von Chan-tui und Li-hua ist der 13. Tag des Ratten-Monats im chinesischen Kalender.

Weil die Fandse den ersten Tag für einen Unglückstag halten, deshalb gehen sie auf den Neujahrstag nicht aus und essen auch nichts von andern Leuten. Am zweiten Tage laden sie sich gegenseitig ein zu einem benachbarten Lamatempel, wo sie den Buddha verehren und Lebensbaumzweige mit Butter und Tsamba verbrennen. Die Lama beten um Glück und Segen für die Besucher. Die Besucher entgelten es ihnen mit Gerste, ein, zwei, drei, vier *sheng*, je nachdem sie zu Hause viel oder wenig davon haben. An diesem Tage essen sie auch nichts zu Hause. Haben sie so den Buddha verehrt, dann kehren sie zurück und begeben sich zu Nachbarn zum Liedertanz. Am dritten Tage sammelt das ganze Dorf Geld und kauft ein Rind. Jedermann versieht sich mit Lebensbaumweihrauch, Butter, Tsamba usw. und begibt sich in die Nähe zu einer Verehrung des Geisterberges. Sie töten das Rind, vollziehen die Verehrung und tanzen einen Tag lang zu Liedern. Sobald sie am vierten Tage aufgestanden sind, beginnen sie mit den Neujahrsglückwünschen. Besonders hoch geht es in den Tuse- und Vorstehersfamilien her. Bei diesen Neujahrsglückwünschen kennen sie keinerlei Geschenke oder Zeichen äusserer Verehrung; es versammeln sich nur viele Leute und führen im Kreise Liedertänze auf. Der Hausherr reicht Tee, Früchte, Wein und Essen. Der Tee-Imbiss heisst eigentlich: Frucht-Teller aufstellen. Auf diesem Teller befinden sich Ölgebäck, gebratenes Rind- und Schaffleisch und einige wilde Kirschen. Im Grenzgebiet gibt es keine Obstbäume. Aber überall finden sich wilde Kirschen. Sie reifen im Herbst, haben etwas Ähnlichkeit mit Bergkirschen und sind von länglichrunder Form. Sie schmecken herb-säuerlich und sehen rot und lieblich aus. Die Einwohner pflücken sie um damit zu Neujahr die Fruchtteller zu füllen.

Reiche Familien, welche hohe Gäste haben, bewirten diese mit Trauben, Äpfeln, Apfelsinen, Tibet-Khakifeigen, Tibet-Aprikosen u. dgl., was gewöhnliche Leute sich nicht leisten können. Ihr Wein jedoch ist alles Barbarenbräu und ihr Essen ist Tsamba mit Butter. Hat man so einen Tag lang zu den Liedern getanzt, dann zerstreut man sich. Jeder geht nach Hause. Am folgenden Tag beglückwünscht man die andern Familien. So geht man im Dorf mit Glückwünschen alle wohlhabenden Familien und die Familien von Verwandten und Freunden durch. Danach teilt man sich in mehrere Gruppen um sich zu belustigen. Gewöhnlich bilden die alten Leute eine Gruppe, die jungen Männer eine, die Frauen eine, die Kinder eine. Jeder übergibt dem ältesten der jeweiligen Gruppe Wert-sachen oder Rindfleisch, Tsamba, Butter, Barbarenwein u. dgl., damit er sie aufbewahre, darüber verfüge und beim Essen verteile. Für den Küchendienst wird eine arme Frau gedungen. So ergötzen sich die Mitglieder der einzelnen Gruppen nach Kräften bei ihren Zusammenkünften, beim Essen und beim Spielen. Das Essen reicht für ein, zwei, drei bis sieben Tage aus. Ist es aufgezehrt, dann geht man auseinander. Es gibt aber auch solche, denen es schwer fällt, sich gerade mitten in dem schönsten und wärmsten Zusammensein zu trennen. Diese überlegen dann, wie sie noch einmal Essen zusammensteuern können, um die Dauer des Beisammenseins zu verlängern. Andere, deren Vorräte aufgebraucht sind, können nicht noch einmal das nötige Essen aufbringen. Diese schliessen sich zusammen und tanzen vor den Türen der Reichen zum Gesang. Von dem erhaltenen Lohn (manchmal ist es Gerste) kaufen sie wieder allerlei um die Festversammlung ausdehnen zu können. Die jungen Männer und Frauen verlängern fast immer ihre Versammlung bis zum 14. oder 15. Tag. Manche machen sogar bis zum 20. und darüber hinaus weiter. Als Hauptbelustigung betrachten die Frauen den Liedertanz. Die älteren Leute lieben es, Geschichten zu erzählen. Die jungen Männer beschäftigen sich neben dem Liedertanz mit Glücksspielen. Die Kinder haben meist ihre eigenen Belustigungen.

Auf Neujahr macht man auch den verwandten Familien Geschenke an Esswaren. Die Geschenke bestehen aber nur in Rindfleisch, Butter, Tsamba, Barbarenwein, wilden Kirschen, Ölgebäck u. dgl. Das Schenken beginnt meist erst am vierten Tage.

In der Neujahrsnacht fegen sie genau wie die Chinesen die Stuben. Dann nehmen sie Tsamba- und Weizenmehl und betupfen damit die Wände in verschiedenen Mustern. Sie glauben dadurch die Dämonen zu bannen und das Glück herbeizurufen. Bei besonders schönen Mustern nimmt man einen feinen Besen und malt damit auf die Wand allerlei Bilder von Menschen oder Landschaften, Blumen oder Vögeln. Oder sie rühren einen Brei mit weisser Erde an, tragen ihn aufs Dach und giessen ihn aus, sodass er die vier Wände weiss färbt, was als sehr schön gilt.

118. *Erinnerungen an einen Neujahrswischenfall in Wu-hsia*

Die Einwohner der Gegend von Ch'iung-hsia, Ko-pa und Ch'ü-yü zwischen den Kreisen Chan-hua und Li-hua kommen wegen der Verkehrsschwierigkeiten nur selten mit chinesischen Beamten zusammen. Nach ihrer Sitte ist der 13. Tag des letzten Monats nach dem chinesischen Kalender der Neujahrstag.

Im Jahre 1929 reiste ich von Chantui nach Litang. Es war gerade der 12. Tag des letzten Monats. Als wir nach Wu-hsia kamen, das zum Dorfe Hsia-pa im Kreise Li-hua gehört, musste ich die Trossmannschaften wechseln. Da kam die Schutzbegleitung von Chantui, nämlich der Vorsteher, die einheimischen Soldaten und Trossknechte, im ganzen über 40 Mann zu mir und baten mich, hier einen Tag rasten zu dürfen, sie müssten nämlich Rinder und Pferde wechseln und neue mieten. Ich erlaubte es, aber wusste nicht, dass es ihnen darum ging, Neujahr zu feiern. Des Morgens assen sie genau so wie sonst. Wir machten noch eine Runde durch das Dorf und gingen dann ziemlich früh zu Bett. Es ging schon auf Mitternacht zu, als wir plötzlich einen so schallenden Gesang vernahmen, dass die Betten zitterten. Die Fandse waren gerade einen Stock tiefer zu einem Liedertanz versammelt. Sie sangen so laut und tanzten so wild, dass das ganze Haus bebte, und die Schläfer im obersten Stock aufgeweckt wurden. Als wir am andern Morgen zum Aufbruch rüsteten, kamen die Fandse heran und baten um Trinkgeld. Da wusste ich, dass sie in der letzten Nacht Neujahr gefeiert hatten.

Was nun folgt, bietet nichts Neues für die Volkskunde. Der Verfasser erzählt, wie er vom betrunkenen Hausherrn belästigt wurde, wobei ihn die Begleitmannschaft in Schutz nahm. Der Fall endigte mit einer Entschuldigung der Fandse, welche Wein und andere Geschenke brachten. Es war der Wein, den die Soldaten in der Nacht zum Liedertanz tranken. Der Verfasser fährt fort:

Als ich am andern Morgen weiter zog, kehrte der Anführer der Schutztruppe nach Chanhua zurück. Nur 24 einheimische Schutzsoldaten zogen mit mir weiter. Sie wiegten sich in den Sätteln und sangen nach Herzenslust. Offenbar hielten sie es nicht für ein grosses Unglück, auf Neujahr auswärts Dienst zu tun.

119. *Die Feier des achten Monats*

Die Fandse haben auch das Sommersonnwendfest¹ und das Mittherbstfest². Aber sie entfalten dabei kein äusseres Gepränge. Allerdings ist das Mittherbstfest viel grösser als das Neujahrsfest. Der achte Monat gilt in Tibet als ein Glücksmonat. Die Gerste ist bereits geschnitten und die Feldarbeit ruht. Die Herbstwinde beginnen und es ist ein mildes freundliches Wetter. Rinder und Schafe haben sich auf der Weide ver-

mehrt und sind prächtig gediehen. Berghoch stapelt sich der Käse. In Musse kann man die Rinder zum Festschmaus schlachten und ein geruh-sames Leben führen. Ein solcher Monat ist eine seltene Zeit. In dieser Zeit nun wählen die Fandse einen günstigen Tag für das grosse Fest, an dem sie den Geistern und dem Buddha Dankesfeiern abhalten und um die Fortsetzung eines glücklichen Erntejahres bitten. Diese Dankesfeiern sind nicht überall gleich. In der Nähe von grossen Städten veranstaltet man eine *pa-huei*-Versammlung. Man wählt dafür einen weiten ebenen Platz. Jede Familie schlägt darauf ihr Zelt auf und wohnt darin. Sie bringen ihr bestes Essen mit, ihre schönsten Schmuckgegenstände, ziehen die feinsten Kleider an, halten allerlei Spiele ab und vergnügen sich so von früh bis spät. Auch die grossen Lamaklöster beteiligen sich daran. Sie spielen Theater, geben allerlei Kunststücke zum besten oder sie bégnügen sich damit, sich vom Gross-Lama mit Weihwasser segnen zu lassen. Nach ungefähr zehn Tagen zerstreut man sich wieder.

In abgelegenen Dörfern sammeln sie Geld und kaufen einen Ochsen. Jeder sorgt für Essen und ein Zelt. Dann begeben sie sich zum Ort, wo der Berggeist haust, töten das Rind und opfern es. Sie vergnügen sich mehrere Tage mit Liedertanz und Glücksspielen; dann kehren sie wieder heim. Die Weidebewohner opfern alle den betreffenden Berggeistern, belustigen sich einige Tage in froher Gesellschaft und essen *pa-ku*, von denen sie eine grosse Menge vorrätig haben.

Ich habe gehört, dass zum Mitterherbstfest der Dalai-Lama zu Lhasa seinen Privatgarten öffnet. Dann dürfen die Adligen von Lhasa über zehn Tage lang sich darin ergehen und Gastmähler abhalten.

- 1) Tuan-wu 端午.
- 2) Chung-ch'iu 中秋.

120. Die Jahresfeste von Tatsienlu

Tatsienlu liegt im Grenzgebiet von Kham und Szechwan. Fandse und Chinesen wohnen dort durcheinander. Auch die Sitten halten dort die Mitte zwischen Tibet und China. Nach Aussagen der Ortsansässigen sind alljährlich 6 Festzeiten: am 18. des 3. Monats ist das Fest der grossen Mutter (Niang-niang); am 8. des 4. Monats das Fest der Freilassung von Tieren; am 13. des 5. Monats ist Pferderennen; am 28. des 6. Monats ist Geistertanz im Yang-ch'iao-Tempel; am 10. des 7. Monats ist Geistertanz im Tuo-chi-Tempel; am 13. des 7. Monats ist das Fest des Schutzgottes der Stadt. Es sind alles grosse Feste, bei denen sich die Gassen leeren und das Volk in hellen Scharen zusammenströmt. Da ich im ganzen nur etwas über einen Monat in Tatsienlu weilte, bin ich über die Feste des ganzen Jahres nicht ganz im Bilde. Herr Chao I-ch'ing 趙一清 aus Nansi, der 1914 Kreisverwalter in Tatsienlu war, hat aber ein schönes Tage-

buch geschrieben, aus dem ich hier die Stellen auswählen möchte, welche sich auf die Jahresfeste beziehen. (Es beginnt mit dem Jahre 1914 und endigt mit dem Jahre 1915 und ist nach dem chinesischen Mondkalender datiert):

“5. Tag im 5. Monat. Die Barbaren von Tatsienlu gebrauchen genau wie die Chinesen den Mondkalender. Heute ist das Fest der Sommersonnenwende. Männer und Frauen, alt und jung, ziehen gemeinsam auf die Berge und singen dort zusammen, dass die Täler wiederhallen. Das macht ihnen viel Spass. Ich höre sie in meiner langweiligen Stimmung und vertreibe mir so die Zeit...

15. Tag im 8. Monat. Das liebliche Mitterherbstfest. Als ich heute früh aufstand war der Himmel ganz klar. Die Amtsgenossen aus dem Yamen und Leute aller Stände beglückwünschten mich nach altem Brauch zum Fest.

18. Tag im 8. Monat. Die Lamas vom Nan-mu-Tempel führten ein Barbarentheater auf. Mein Weg führte mich gerade dorthin und ich schaute zu. Der Befriedungskommissar (Chang I) und alle Beamten waren ebenfalls zugegen. Nach einer Weile kam auch noch der englische Konsul Louis King. Das Theater war aber nicht im geringsten sehenswert. So gingen allmählich alle wieder auseinander. Ich kehrte ins Yamen zurück. Auch im Barbarentheater tragen sie bunte Kleider und Masken und treten mit buntbemalten Gesichtern als Clowns auf. Ihre Lieder sind alles Barbarenmelodien. Schliesslich tanzten sie auch noch im Innenhof des Klosters, wobei sie auch wahre Begebenheiten darstellten. Heute führten sie einen Tibeter-König aus ihrer Überlieferung vor, welcher wegen seines Alters sein Amt dem Kronprinzen übertragen wollte. Zwei verräterische Minister trieben ihr heimliches Ränkespiel usw. Auf dem Platz stand ein Baum in voller Blüte. Darunter war ein Sitz errichtet. Bald setzte man sich, bald stand man auf und tanzte um den Baum herum. Da der Text alles Barbarensprache war, verstand ich nichts.

9. Tag im 9. Monat. Im Grenzlande besteht an diesem Tage nicht die chinesische Sitte, hohe Plätze zu besteigen.

21. Tag im 12. Monat. Ein Tag vor dem Frühlingsanfang. Nach altem Brauch rüstete man sich, um mit bunten Insignien den Frühling abzuholen. Als nach dem Frühstück alles hergerichtet war, bestieg ich die Sänfte und verliess das Yamen. Zuerst gelangten wir zum Südtor, dann zogen wir durch das Osttor um den Hirtengott Mang-shen mit dem Frühlingsrind zu empfangen¹. Dann zogen wir wieder in die Stadt zurück und kehrten durch das Nordtor heim. Vor dem Yamen schauten wir uns eine Reihe Theaterstücke an. Dann nahm ich die Glückwünsche entgegen, teilte Trinkgeld aus und zog mich ins Haus zurück...

Die Frühlings-Empfangsfeier ist ein Brauch, der sich aus alter Zeit von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat, ohne dass er unterbrochen wurde. Trotzdem es die gleiche Begebenheit ist, hat sich jedoch die

äussere Feier in ihrem Brauchtum von Gegend zu Gegend geändert. Seit dem Anschluss an China wird dieses Fest bald gefeiert, bald unterlassen; und die, welche es noch begehen, feiern es nur noch gezwungen und oberflächlich und nicht mehr so gründlich wie ehemals. Während meiner Beamten-tätigkeit in Yünnan haben sie diese Feier öfters vorgenommen. Die Leute jener Gegend taten nach ihren Kräften alles, um sie mit grösstem Pomp und grösster Verschwendung zu begehen, und sie fürchteten, sie hätten nicht genug getan. Die Leute, die vom Land in die Stadt als Zuschauer kamen, beliefen sich auf mehrere 10 000; es war jedesmal eine grossartige Veranstaltung. Nach dem Anschluss an China aber war es nicht mehr der Rede wert.

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit der Notlage infolge eines Brandes, welche der Grund war, dass Tatsienlu das Fest nicht so wie früher feiern konnte. Er bietet weiter keine besondere Beschreibung.

1. Tag im 1. Monat, Frühling im *i-mao* Jahr (14. Febr. 1915).

Als ich in der Frühe aufstand, war der Himmel klar und rein. Die Berufsgenossen im Yamen beglückwünschten sich nach dem Mondkalender zu Neujahr. Nach altem Brauch gab es zum Frühstück Mehlspeisen. Nach dem Frühstück bestieg ich den Tragstuhl und begab mich ins Amt des Befriedungskommissares um ihm meine Neujahrsaufwartung zu machen . . . *Jetzt folgt die Beschreibung der Neujahrsbesuche bei den chinesischen Beamten, was genau wie in China vor sich geht; also keinen Wert für eine Schilderung der Fandsesitten hat.*

10. Tag. Heute abend schien der Mond tageshell. Die Stadtbevölkerung führte zum Teil Spiele mit Drachenlaternen auf, zum Teil auch Liedertänze; es war immer noch so wie am Neujahrstage.

13. Tag . . . Heute Abend war ein Laternenumzug. Die Kaufleute und die Schulen wirkten zusammen. Es waren mehrere hundert Laternen; recht schön anzusehen. Aus den Strassen und Gassen zogen sie vor das Yamen. Ich ging zu Fuss hinaus und schloss mich dem Zuge an mit der Nebenabsicht, die Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten. *Folgende Stelle bringt Besuche bei der Polizei . . . Man sagt, dieses Mal hätten die Beamten zufällig die Feier veranstaltet; es sei keine alte Sitte von Tatsienlu.*

15. Tag. Das schöne Yüan-hsiao-Fest². Es fand nocheinmal ein Fackelzug statt. Kaufleute und Schulen versammelten sich und es ging sehr hoch her. Ihre Anführer führten sie wieder zum Glückwunsch vor das Yamen. Ich lud sie zu kurzer Rast und Unterhaltung herein. *Nun folgt ein Bericht über den Aufstand des Räubergenerals Ch'en Pu-san, der damals auf Tatsienlu losrückte und so die Festtagsstimmung dämpfte.*

18. Tag des 3. Monats . . . Der Feiertag der Niang-niang von Tatsienlu. Die Einwohner führten ihr Bild in feierlichem Umzug durch die Strassen. *Es folgen nocheinmal Erwähnungen der Unruhen.*

8. Tag im 4. Monat. Tag des Buddha-Badens. Nach dem Brauch in Tatsienlu ziehen Chinesen und Barbaren hinaus zum Weidenhain Tachiao-ch'ang. *Nun folgt die Bemerkung, dass der Tagebuchsreiber auch daran teilnehmen wollte, aber wegen des schlechten Wetters zu Hause blieb. Es regnete und die Festteilnehmer kehrten missmutig zurück. Die Zeremonien werden nicht beschrieben.*

5. Tag im 5. Monat. Heute war klares Wetter. Die Kaufhäuser von Tatsienlu hatten schon früh Ladenschluss gemacht. Nach dem Mittagessen zog die ganze Stadt hinaus um sich in den Bergen zu ergehen. Gewöhnlich wird das "Bergwanderung" genannt. Alles war friedlich und heiter. Nach dem Aufstand von Ch'en Pu-san dachte das arg mitgenommene Volk nicht, dass es heute einen so friedlichen Tag erleben werde. Seither hatten sie mit aller Kraft sich angestrengt um sich wieder zu erholen . . . "

Während meines Aufenthaltes in Tatsienlu sah ich einmal am 13. Tag des 5. Monats auf dem P'ao-ma-shan (*Pferderennen-Berg*) ein Pferderennen und am 15. Tag im 6. Monat eine Götter-Prozession beim Tempel Chiang-chün. Herr Chao hat davon nichts in seinem Tagebuch erwähnt; vielleicht sind sie damals gerade zufällig ausgefallen. Ich bringe daher eine ergänzende Schilderung aus meinem Tagebuch:

"13. Tag im 5. Monat (19. Juni). Die Vornehmen und das gewöhnliche Volk von Tatsienlu veranstalten auf dem P'ao-ma-shan ein Pferderennen. Es ist zu Ehren des Berggeistes. Wie man sagt, hätte es seit 1911 nicht mehr stattgefunden, aber jetzt habe man wieder neu damit angefangen. Nach dem Frühstück ritt ich mit Herrn Hsiang Ku auf den Berg. Er war so steil wie eine Wand, sodass wir nicht weiterreiten konnten. Wir sassen ab und gingen zu Fuss. Geradeswegs stiegen wir etwa 150 m hinauf und kamen an einen verhältnismässig ebenen Platz, wo sich ein Lamatempel befand. Hier wohnte Herr Ch'ung Ko-hsi, welcher Chinesisch kann. Alle chinesischen Bonzen, die über die Grenze wandern, suchen zuerst ihn auf, um sich belehren zu lassen. Hinter dem Tempel dehnte sich eine ebene Fläche von 50-60 Morgen Weite. Sie stieg langsam gegen den Berg an und sah aus wie ein flacher Löffel. Dort sassen oder standen mehrere 1000 Chinesen und Fandse, Männer und Frauen, so dicht gedrängt, dass sich kein freies Plätzchen mehr fand. Man hatte dort über 10 Zelte aufgeschlagen, welche dem Stadtvolk, das bereits gestern hierher gekommen war, zum Übernachten, Spielen und Festessen dienten. Ausserdem befand sich auf dem Platz noch ein besonders grosses Zelt mit Tischen und Stühlen. Sie waren zur Bewirtung der Zivil- und Militärbehörden hergerichtet. Auf einem kleinen Hügel, wo sich ein Mani-Steinhaufen befand, verbrannten die Städter Weihrauch und vollzogen ihre Verehrungszeremonien. Lamas standen daneben und sagten ihre Gebete her. Die Gebetstexte reimten sich. Mit einer Glocke

gaben sie den Takt an. An Stelle des Weihrauchs wurden Lebensbaumzweige verbrannt. Die Kerzen ersetzte man durch Butter. Es war ein Erlösungssopfer für die Berggeister³. Nach kurzer Pause begann das Rennen. Es waren ungefähr 20 Teilnehmer. Jeder schwang sich aufs Pferd. Sie ritten ohne Sattelzeug auf dem blossen Rücken. Dann bildeten sie auf dem niedriger gelegenen Teil der Ebene eine Reihe, wobei die Ordner sie mit einem Strick in Schranken hielten. Auf dem höchsten Punkt der Ebene stand ein Mann mit einer Signalfahne. Eine Kanone wurde abgefeuert, der Strick fiel, die Reiter gaben den Pferden die Peitsche und galoppierten davon; das Tal bebte unter den dröhnenden Zurufen. Zuerst stürmten die Pferde in rasendem Galopp dahin; aber nach einigen hundert Sätzen blieb allmählich eins nach dem andern kraftlos zurück und nur wenige erreichten den Signalplatz. Zivil- und Militärbeamte und die Reichen der Stadt hatten für Preise gesorgt, welche vom Kasernenobersten an die verteilt wurden, welche das Ziel erreicht hatten. Stolz und Zufriedenheit spiegelten sich auf den Mienen der Männer und wie eine Wolke umringten sie die Glückwünschenden. In Wirklichkeit standen sie bei dem Rennen, was Kraft der Pferde und Reitkunst angeht, weit hinter den Fandse ausserhalb der Grenze zurück. Ich habe gehört, dass wenn früher einer beim Pferderennen zurückblieb, die Zuschauer ihn um die Wette zu seiner Schande mit Tsamba bewarfen, was aber heute nicht der Fall war. Es ist dies wirklich eine der aufregendsten Veranstaltungen in Tatsienlu. Die Fandse-Kaufleute und die Städter übernachteten fast alle in den Zelten, hielten Trinkgelage ab, führten Liedertänze auf und nach drei Tagen zerstreuten sie sich wieder. Als wir in die Stadt zurückgekehrt waren, erhob sich ein leichter Wind, sodass wir noch die Lieder stark herüberklingen hörten.

15. Tag im sechsten Monat (21. Juni). Man sagt, der 15. des sechsten Monats sei der Geburtstag des Generals Kuo Ta. Die Stadtbewohner wetteiferten in der Vorbereitung von Tragbaldachinen, die mit Legendenbildern versehen waren, von Rindergöttern, Schlangengeistern, Elfenknaben, Palastfräuleins, Fahnen, Ehrenschildern, Trommeln und Musikinstrumenten. Dann zogen sie zum Tempel des Generals Chiang Chün-miao, holten das Holzbild des Generals Kuo ab und trugen es durch alle Strassen. Die Zuschauer verstopften die Gassen. Auch dieses ist eines der aufregendsten Feste von Tatsienlu. Nachdem der Gott wieder auf seinen Thron zurückgebracht worden war, führte man mehrere Tage hindurch Theater auf. Das Bild des Gottes sieht recht furchterregend aus. In Lehm ausgeführt reitet er auf einem Einhorn; in Holz ausgeführt sitzt er auf einem Thron. In beiden Fällen trägt er lange Gewänder. Auf der Geistertafel steht: "Sitz des Generals Kuo Ta aus der Han-Zeit. Der Kaiser hat ihn mit einem grossen Kaiserreich belehnt."⁴

In den Aufzeichnungen des Bezirkes Yachou steht, dass er ein

untergeordneter General unter dem Ministerpräsidenten Chu Ko-liang war. Soweit ich nachgeforscht habe, ist aber Kuo Ta nicht dieser Mann. Sein Bild und sein Stempel sind von Leuten aus der Ch'ing-Zeit frei erfunden. (Näheres hierüber siehe im folgenden Band.)

- 1) Mang-shen 芒神, der Hirte, der mit einer Weidengerte das Frühlingsrind antreibt. Hirte und Rind sind Lehmfiguren.
- 2) Yüan-hsiao 元宵, die erste Vollmondnacht im neuen Jahr, am 15. Tag.
- 3) Ch'ao-chien 超薦, buddhistisch; von Leid erlösen.
- 4) Eine Ehrung nach seinem Tode.

121. Das Jahr in Lhasa

Lhasa ist der Mittelpunkt des Lamaismus. Es ist daher, wenn es auch nicht in Kham liegt, dennoch für einen Teil der Jahresbräuche in Kham massgebend. Darum soll jetzt eine Schilderung des Jahreslaufes in Lhasa folgen, wie sie im *Wei-Tsang t'u-chih* 衛藏圖識 aufgezeichnet ist.

“Die Neujahrsfeiern nehmen im ersten Frühlingsmonat, nach der *yin*-Bestimmung¹, ihren Anfang. Der Neujahrstag zählt als Jahresbeginn. Oft stimmen die einzelnen Feiertage nicht mit den chinesischen überein. Wenn z.B. der 12. Monat ein grosser Monat ist (= 30 Tage), dann nimmt man den 1. Tag als Neujahrstag; ist es aber ein kleiner Monat (= 29 Tage), dann nimmt man den 2. Tag als Neujahrstag. Zu Neujahr machen alle Kaufleute Handelsschluss. Man beschenkt sich mit Tee, Wein, Esswaren und Früchten. Am gleichen Tage macht der Dalai-Lama Anstalten zur Einladung im Pu-ta-la². Dann lädt er die chinesischen und die Fandse-Beamten zu Gast. Dabei werden Mond-Beil-Tänze zur Belustigung aufgeführt. Man wählt über 10 Knaben. Sie tragen bunte Kleider und mützenartige Kopfbinden. An den Füßen rasseln Schellen. In der Hand halten sie ein Mondbeil³. Vor ihnen nimmt eine Reihe Trommler Aufstellung. Sie sind genau so gekleidet wie die Knaben. Ist das Trinkgelage auf seinem Höhepunkt angekommen, sodass man sich laut zutrinkt, dann stellen sie sich einander gegenüber auf und fangen an zu tanzen. Sie hören auf den Schlag der Trommel und richten sich im Platzwechsel und Tempo genau nach dem Takt. Diesem Tanz dürfte wohl derselbe Sinn zugrunde liegen wie dem alten *wan-wu*-Tanz⁴.

Am folgenden Tage schaut man sich (*das Spiel*): Die fliegenden Geister an. Es ist Aufgabe der Fandse von Hou-Tsang. Sie befestigen mehrere 10 *chang* lange Lederleinen oben am Pu-ta-la-Tempel, um daran auf und ab zu klettern. Die Leute klettern flink wie die Affen daran hinauf. Ein Holzbrett schützt die Brust. Dann lassen sie Hände und Füsse locker und schiessen wieder hinab wie ein Pfeil von der Sehne

geschnellt und wie eine Schwalbe übers Wasser streicht; ein seltsamer Anblick.-Dann wählt man einen günstigen Tag, an dem alle Lamas von den verschiedenen Bergtempeln sich im Ta-ch'ao-Tempel zusammenfinden. Von hier ziehen sie im Gefolge des Dalai-Lama den Berg hinunter, um dem Buddha eine Aufwartung zu machen. Er (sc. Dalai-Lama) besteigt die Kanzel und erklärt das Mahayana. Das nennt man "die Verehrung eröffnen." Die Fandse kommen in hellen Scharen 1000 Meilen weit her. Sie stellen Gold, Edelsteine und allerlei Kostbarkeiten zur Schau um mit ihrer Schönheit zu prunken. Sie bringen sie auf dem Kopfe heran und opfern sie knieend. Der Dalai-Lama, der sie manchmal entgegennimmt, fächelt dreimal mit dem *chu*-Wedel über ihr Haupt oder fährt dreimal mit der Hand über ihren Scheitel. Wenn sie dann wieder hinaustreten, so rühmen sie sich dessen vor den Leuten; denn sie betrachten es als einen grossen Segen des lebenden Buddha.

Am 15. Tag im ersten Monat werden im Ta-chao-Tempel Lampen aufgestellt. Man reiht sie auf einem mehrstaffeligen Holzgerüst auf, mehrere 10,000 an der Zahl. Zur weiteren Ausschmückung stellt man aus farbigem *yu*-Mehl 油麵 allerlei Figuren von Menschen, Drachen, Schlangen, Vögeln, Tieren und andern Dingen her, überaus sorgfältig ausgeführt. So geht es durch vom Abend bis zum Morgen.; und je nachdem der Himmel trüb oder klar ist, es regnet oder schneit, die Lampen trüb oder helle brennen, wahrsagt man, ob es ein fruchtbares oder schlechtes Jahr gibt. (Dieser Brauch findet sich in allen Tempeln Khams. Man nennt das: Fest der Schmuck-Ausstellung, *pai-hua-chieh*. 擺花節.)

Am 18. Tag ist grosse Militärparade. 3000 tangutische Reiter und Fussoldaten in Uniform und Waffen ziehen dreimal um den Chao-Tempel bis südlich der Liu-li-Brücke. Hier feuern sie grosse Kanonen ab um die Teufel zu vertreiben. Die Kanonen sind verschieden gross; die grössten sind in der T'ang-Zeit gegossen. Sie tragen fünf Zeichen: *wei chiao ch'u p'an ni* 威剿除叛逆. Ist diese Veranstaltung beendet, dann werden im Provianthaus zu ihrer Verpflegung Gold, Silber, Seide und Tuch ausgeteilt; zugleich werden auch die Bonzen damit für ihren Gebetsdienst belohnt. Die jährliche Auslage hierfür beläuft sich auf über 360 Unzen Silber.

Nach drei bis vier Tagen bestellen die Ko-pu-lun und Tai-peng (Beamten) und Lamas Knaben zum Wettlauf. Die Sieger erhalten Preise. Oder man lässt Knaben nackt und ohne Fussbekleidung vom Westen des Pu-ta-la bis östlich von Lhasa, im ganzen über 10 Meilen, einen Wettlauf machen, wobei der Sieger ist, der zuerst ankommt. Wird einer schwach, dann waschen ihm die zuschauenden Verwandten und Freunde mit kaltem Wasser den Kopf um ihm so wieder zu Kräften zu verhelfen. Es geht hierbei um der ersten Preis des ganzen Jahres.

Am 27. Tag ist die Übertragung des *fei-lai-ch'u*⁵ com Sê-la-Tempel zum Lhasa-Tempel.

Am 30. Tag ist die Fortbegleitung des Lao-kung-chia-pu. Sie findet nach dem Gebet statt. Es ist der in den *T'ung-chih* erwähnte Niu-mo-wang 牛魔王, Rinderdämonen-König. Hierbei stellt irgend ein Lama den Dalai-Lama dar. Für den Niu-mo-wang wählt man einen Fandse aus dem Volk, welcher sich das Gesicht schwarz und weiss bemalt. Dieser begibt sich geradeswegs vor ihn hin und beginnt mit seinem Tadel: seine fünf Lebens-elemente hätten noch nicht die rechte Leere, er habe sich noch nicht vom Leid befreit. Hierauf hält ihm der Dalai-Lama allerlei Gegengründe zur Erklärung vor. Dann prahlen sie gegenseitig mit ihrer Zauberkraft, worauf jeder einen Würfel hervornimmt, etwa von der Grösse einer Nuss. Der Dalai-Lama würfelt dreimal und jedesmal liegen die sechs Punkte oben; dann würfelt der Dämonenkönig dreimal und jedesmal ist nur ein Punkt oben; die sechs Seiten haben nämlich alle die gleiche Zahl (Farbe). Der Dämonenkönig bekommt Angst und entflieht. Die Bonzen verscheuchen ihn mit Pfeil und Bogen, Gewehren und Kanonen. Zuvor hat man jedoch über dem Fluss über dem Rinderdämonen-Berg ein Zelt aufgeschlagen. Man wartet bis sich der Dämonenkönig hierhinein geflüchtet hat. Dann beschiesst man ihn mit Kanonen und bedrängt ihn so, dass er in die Ferne entweicht. Damit endet die Vorführung. Allerdings muss man den Darsteller des Dämonenkönigs für Entgelt dengen. Am Aufenthaltsort nämlich, wohin er sich auf der Flucht zurückzieht, birgt man im voraus den Unterhalt für mehrere Monate. Hat er alles aufgezehrt, so kehrt er wieder zurück.

Am zweiten Tag des zweiten Monats steigt der Dalai-Lama auf den Berg. In der zweiten Dekade des zweiten Frühlingsmonats oder anfangs des letzten Frühlingsmonats stellt man alle kostbaren Gerätschaften und Gegenstände aus. Das nennt man *liang-pau* 亮寶, Schatz-Ausstellung. Am folgenden Tag hängt man am Pu-ta-la-Tempel ein riesiges Buddhabild aus. Es ist gleichsam aus bunter Seide zusammengestapelt und reicht vom fünften Stock bis hinab an den Fuss des Berges, im ganzen etwa in einer Länge von 35 *chang*. Dann treten Lamas auf als Darsteller von Geistern, Fandsehelden, Tigern, Pantheren, Nashörnern, Elefanten und andern Tieren. Sie ziehen dreimal um den Chao-Tempel bis vor das grosse Buddhabild und führen unter Gesängen Huldigungstänze auf, etwa einen ganzen Monat lang. Dann zerstreuen sie sich wieder.

Am 15. Tag im vierten Monat ist die Eröffnung des Tempeltores. Auch diesmal werden die Lampen bis in den Morgen hinein angezündet. Als Brennstoff gebraucht man Rundwurzeln und Butter. Die Fandse ergötzen sich nach Herzenslust. (In Kham herrscht die gleiche Sitte. Der Name heisst: Fest des Lampenanzündens. Die Leute lassen die Lampen die ganze Nacht hindurch brennen. Für die Lampe gebraucht

man eine Scheibe der Rundwurzel und Butter und einen Docht aus Schafwolle).

Am 30. Tag des sechsten Monats hängt man in den beiden Tempeln Pih-pang und Szu-la ebenfalls ein grosses Buddhabild aus. Man spielt "Herabkunft der Geister." Die Fandse-Männer tragen prächtige Gewänder und singen und ringen. Es fehlt an keiner Vorstellung. Das ist eine grossartige Veranstaltung der beiden Tempel.

Am 15. Tag im siebten Monat beauftragt man einen *tieh-pa* mit der Verwaltung der Feldbestellung. Dieser zieht mit den Vorstehern jener Gegend im Gefolge umher. Mit Pfeil und Bogen, angeführt von einer Fahne, durchwandern sie die ganze Gemarkung bis an die Grenzen, besichtigen die Saat auf den Feldern, schiessen und trinken und beglückwünschen das üppige Erntejahr. Dann schneiden die Bewohner das Getreide. Das alles zeigt, wie hoch sie den Ackerbau einschätzen. (Der Erntebefehl in den Lamaklöstern Khams ist nur eine Abwandlung dieses Brauches).

Zwischen den siebten und achten Monat schlagen sie an den Flüssen Lauben und Zelte auf; Männer und Frauen baden zusammen im Fluss. Es liegt hier derselbe Sinn zugrunde wie bei dem Reinigungsbrauch am dritten Tag im dritten Monat⁶. (Es fällt etwa auf die Zeit des Mittherbstfestes).

Am 15. Tag des 10. Monats ist das Geburtsfest der T'ang-Prinzessin. Die Fandse begeben sich zur Verehrung in prächtigen Gewändern zum grossen Chao-Tempel.

Der 25. Tag ist traditionsgemäss der Tag, an dem Tsung-ch'ia-pa 宗卡巴 unter die Heiligen aufgenommen wurde. Nach einigen ist Tsung-ch'ia-pa der Buddha des Lampenlichtes. Im ganzen Land werden auf allen Wänden Lampen angezündet, die in gegenseitigem Glanze widerstrahlen wie ein Sternenmeer. Aus dem Lampenschein weissagt man für das Jahr. (In Kham heisst das Fest ebenfalls "Fest des Lampenanzündens". Man lässt die Lampen drei Nächte lang brennen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Tag ist die eigentliche Hauptfeier. Dann werden in den Lamatempeln grosse Mengen von Lampen angezündet und die Kinder ziehen mit brennenden Lampen umher.)

In der Neujahrsnacht findet im Mulu-Tempel (Holzhirsch-Tempel) ein Geistertanz zur Vertreibung der Dämonen statt. Es ist die althergebrachte Teufelsbannung unter der Leitung eines *fang-hsiang-shih*⁷. Männer und Frauen versammeln sich in prächtigem Schmuck, singen und trinken und kehren berauscht heim. So begehen sie das Neujahrsfest." (In Kham führt man in den grossen Lamatempeln ebenfalls zu Jahresende Geistertänze auf; ein grosses Fest zum Jahresschluss.)

1) Chien-yin 建寅.

2) **Pu-ta-la** (tibetisch): ein Tempelkomplex nördlich von Lhasa, der Sitz des Dalai-Lama; wird auch **Ma-êrh-pu-li**, **Ta-chao-szu** (Chao-Tempel) genannt.

3) **Beile**, deren Schneide wie eine Mondsichel aussieht.

4) **Wan-wu** 萬舞, 10000-fältiger Tanz. Der **wan-wu-Tanz** ist eine Tanzgattung bei verschiedenen Opfern. Diese Tänze waren in der Chou-Zeit sehr beliebt. Es gehörten dazu eine Unmasse von kriegerischen und friedlichen Tänzen (daher "wan-wu"). Meist wurden sie bei Opfern an die Berggeister, Flussgeister und Ahnen aufgeführt (cf. Tzu-hai).

5) **Fei-lai-ch'u** 飛來杵: ein von irgendwoher zugeflogener Stab.

6) **Fu-hsi** 祓禊, eine alte chinesische Sitte, bei der man sich im Flusse badet.

7) **Fang-hsiang-shih** 方相氏, der amtliche Dämonenaustreiber in der Chou-Zeit. Er gehörte zur Gruppe der Hsia-Beamten. Auf dem Kopfe trug er ein Bärenfell, sein Unterkörper war rot bekleidet. Mit einem grossen Schwarm von Untergebenen zog er durch die Gehöfte und bannte die Krankheitsdämonen. Ursprünglich wurde der Name 放相 geschrieben, d.h. furchtbar (cf. Tz'u-hai).

122. Die Fandse-Woche

Dieses Kapitel ist nicht ganz übersetzt. Der Verfasser führt kurz aus, was die Woche für die westlichen Länder bedeute, dass die Wocheneinteilung neuerdings auch in China eingeführt wurde, wo die Tage verschiedene Namen hätten usw. Bereits im I-Ching wäre von einem Kreislauf von 7 Tagen die Rede: Ch'i-je lai-fu 七日來復.

Auch die Fandse hätten nun die Wochentage eingeführt. Dann bringt er die Namen der Wochentage:

Hsi-ni-ma = Sonnentag; Hsi-ta-wa = Montag; Hsi-mei-ma = Mars-Tag (Feuerstern-Tag); Hsi-le-pa = Merkur-Tag (Wasserstern-Tag); Hsi-p'u-pa = Jupiter-Tag (Holzstern-Tag); Hsi-pa-sang = Venus-Tag (Goldstern-Tag); Hsi-peng-pa = Saturn-Tag (Erd-Tag). Westlich von Changtu verstehen sie alle diese Namen. Doch wissen wir nicht, ob die Tibeter sie bereits im Altertum von den Ariern übernommen haben, oder erst neuerdings von Europäern.

BELUSTIGUNGEN

123. Der Liedertanz

Der Liedertanz ist die in Tibet und Kham am meisten verbreitete Art der Belustigung. In der Fandsesprache heisst er *chu-ch'iang* und im Chinesischen *t'iao-ko-chuang*¹. In Wirklichkeit aber ist es nur ein Tanz mit Gesang und ohne eine besondere Verkleidung.

Er verläuft folgendermassen: Mitten auf einen grossen Platz stellt man einen kleinen Tisch mit einer Flasche Fandsewein. Darum tanzt man im Kreise. Es beteiligen sich vier bis zehn Personen daran. Der Regel nach bildet man zwei Gruppen, von denen die eine vorsingt und die andere antwortet. Die in der Kunst Geübten bilden die erste Reihe. Hinter ihnen stehen die Anfänger, welche von ihnen lernen. Manche Tänze werden nur von Männern, manche nur von Frauen aufgeführt. Bei andern bilden Männer und Frauen je eine Gruppe. Im ganzen haben sie über mehrere zehn Arten von Liedern, von denen gewöhnlich nur etwa 30 in Übung sind. Jedes Lied hat seine eigene Sanges- und Tanzweise. Die Melodien sind getragen oder schnell, lang oder kurz, bald hoch, bald tief, überaus mannigfaltig. Beim Tanzen erheben sie die Hände und werfen die Beine, bald vorwärts bald rückwärts schreitend, bald auf der Stelle zu den Liedern mit den Füßen den Takt stampfend. Sie drehen sich im Kreise, prallen aufeinander, schwärmen wieder aus usw., kurz, eine Fülle von Bewegungsformen, die sich gar nicht alle feststellen lassen. Beim Zuschauen gefiel es uns nicht sonderlich, genau so wie es vielen Europäern ergeht, die sich ein chinesisches Theater anschauen.

Die Tanzlieder kann man in drei Gruppen zusammenfassen: Die erste Gruppe sind Glückwünsche und Lobeserhebungen auf andere. Es sind die berühmtesten Tibet-Lieder. Sie werden bei jeder Tanzeröffnung gesungen oder wenn chinesische Beamte zum Tanze einladen oder wenn sonstige Glückwunschtänze aufgeführt werden sollen. Der Inhalt besteht im Lob auf Edelsteine, Kostbarkeiten und Buddhagötter usw. — Die zweite Gruppe umfasst Belehrungen, die Eltern und Lamas zu achten, die chinesischen Beamten zu fürchten. Die meisten sind in Frage- und Antwortform abgefasst; eine Gruppe fragt, eine Gruppe antwortet. Die dritte Gruppe umfasst Scherzlieder über Männer und Frauen, Liebeslieder und Freudenlieder. Gewöhnlich singen beide Gruppen den Text zusammen. Es folgen nun einige Beispiele, um sich einen allgemeinen Eindruck davon machen zu können. Die Übersetzung ist etwas frei:

1. Gattung:

V. (Gruppe): "Am Fusse des Berges, am Ufer des Sees wohnen die Geister, kostbare Kräuter wachsen dort."

A. (Gruppe): antwortet in der gleichen Weise.

"Die Sonne bestrahlt bei ihrem Aufgang diese kostbaren Kräuter; sie erblühen in leuchtendem Gold."

"Der Mond bestrahlt beim Aufgang die kostbaren Kräuter; die kostbaren Kräuter treiben Edelsteinfrüchte; sie leuchten wie Silber und glänzen wie Tau."

"Die Sterne bestrahlen im Aufgang die kostbaren Kräuter; und Blatt und Blatt erglänzt wie grüner Jaspis."

2. Gattung:

- V: "Kennt ihr die Würde des Lama?"
 A: "Welche Würde hat ein Lama?"
 V: "Der Lama kommt von Indien. Der Edelstein auf seinem Hut stammt aus dem Meer; jedermann beschützt ihn und die Teufel fliehen bei seinem Anblick."
 A: "Wenn der Lama wirklich so erhaben ist, dann müssen wir ihn ehren. Habt Dank für euere Auskunft."
 V: "Kennt ihr die Würde eines chinesischen Beamten?"
 A: "Welche Würde hat der chinesische Beamte?"
 V: "Der chinesische Beamte kommt vom Kaiser im Peking. Der Kaiser hat die höchste Würde; und der chinesische Beamte ist von ihm gesandt. Darum hat er eine solche Würde."
 A: "Wenn der chinesische Beamte eine solche Würde hat, dann müssen wir ihn ehren. Habt Dank für euere Auskunft."
 V: "Kennt ihr die Würde der Eltern?"
 A: "Welches ist die Würde der Eltern?"
 V: "Die Eltern haben uns das Leben geschenkt und uns grossgezogen. Viel Leid und Mühe haben sie erduldet. Unser Leben verdanken wir den Eltern. Wie sollten wir die Eltern vergessen?"
 A: "Wenn die Liebe der Eltern so gross ist, dann müssen wir sie ehren. Habt Dank für euere Auskunft."

3. Gattung:

- "Komm mit mir hinein! Wir wollen hinauf in unser Gemach steigen. Komm mit mir hinein! Wir wollen hinauf in unser Gemach steigen. Dort weilt ein milder Geist; der lächelt mir zu. Schöne Elfen winken dir dort. Das Mädchen neigt sich, das Mädchen tanzt. Lass dich nieder, lass dich nieder!"
 "Komm mit mir hinein! Wir wollen hinauf in unser Gemach steigen. Komm mit mir hinein! Wir wollen hinauf in unser Gemach steigen. Dort wollen wir ein Rundwurzel-Süppchen essen und Milchwein trinken. Das Kätzchen unserer östlichen Nachbarn werden wir verscheuchen, und das Tigerlein unseres westlichen Nachbarn werden wir sich zu Tode lachen lassen. — Das Mädchen neigt sich, das Mädchen tanzt. Lass dich nieder, lass dich nieder."

(Dieses Lied wird vom beiden Gruppen zusammen gesungen. Der mittlere Teil einer jeden Strophe ist veränderlich. Man kann beliebig viele Strophen dazu dichten.)

Der Liedertanz dürfte wohl nicht in Kham selber entstanden sein; denn der Inhalt spiegelt nicht die Eigenart der Khambevölkerung wieder.

Theoretisch gesprochen stammt ja in Kham Schrift, Sprache, Religion und Kunst aus Tibet. So müssten also auch die Liedertänze von dort kommen. Soviel ich nun beobachtet habe, sind die Liedertänze im tibetischen Theater durchaus verschieden von denen in Kham. Die tibetischen Melodien sind weich und gefällig, und auch die Tanzbewegungen sind massvoll geregelt. Als grösser Unterschied fällt auf, dass sie mit einem Gurt Pferdeschellen den Takt dazu rasseln, damit die Tänzer im Rhythmus bleiben. Diese Regel aber findet sich in Kham nicht. Es ist daher anzunehmen, dass der Liedertanz in Tibet und Kham seinen besondern Ursprung hat und nicht von einem Lehrmeister stammt. Allerdings haben sich viele Lieder von Tibet über Kham verbreitet, z.B. das Loblied auf den Lama oder die Edelsteine usw.

Ich entsinne mich, früher einmal in einer Zeitschrift einen Aufsatz über die Mondtänze der Miao in Yünnan und Kweichow gelesen zu haben. Die darin geschilderten Umstände passen ganz gut auch für Kham. Ein Teil der Lieder war in diesem Aufsatz mit Auswahl übersetzt. So war geschildert, wie ein Löwe in der Mondnacht aus dem Walde tritt, am Quellbach Wasser trinkt und zu Mond und Sternen aufschaut. Dabei überkommen ihn die mannigfaltigsten Gefühle. Es ist wirklich ein schönes Lied. Dieses Lied habe ich auch in Kham gehört, es war nämlich die 2. Strophe eines Liedes, das uns zu Ehren beim Empfang gesungen wurde. Man sieht, dass auch die Eingebornen es als ein schönes Lied hochschätzen. Es ist sehr verbreitet. Die Khambewohner sind ja mit den Miao eines Ursprungs. Nun sind aber die Mondscheintänze der Miao sehr alt. Ich vermute, dass die Liedertänze der Kham von den Miao und die der Tibeter von den Kham stammen, allerdings mit den entsprechenden Veränderungen; denn die Nachbarvölker im Norden, Westen und Süden Tibets kennen keine Liedertänze. Nur bei den Kham-Fandse im Osten und bei den Miao im Südosten finden sie sich.

Vor allem aber ist folgendes zu beachten. In den Tanzgesängen finden sich oft chinesische Ausdrücke, z.B. *tso-i* 作揖, *ch'ing-an* 請安 usw. Viele allgemein verbreitete Lieder enthalten diese Ausdrücke. Wie die Dolmetscher sagen, ist es echtes Chinesisch. Demnach sind die allgemein verbreiteten Lieder nicht unverfälscht aus der Urzeit überliefert, sondern weitgehend durch die heutigen Dialekte verfärbt worden.

Die Leute von Yü-lin-kung in Kangting führten einmal einen Liedertanz auf. Im Höhepunkt der Begeisterung fing plötzlich ein Fandse mit einem Yünnan-Tanz an. Dieser Tanz war natürlich ganz anders als die Khamtänze. Aber nicht nur die Yünnan-Tänze sind verschieden, sondern auch in Kham sind z.B. die Tanzmelodien von Tatsienlu, Kantse, Chantui nicht gleich, trotzdem es dieselben Lieder sind.

Nach dem Gesagten kann man also schliessen, dass die Liedertänze ihren Ursprung in Yünnan und Kweichow haben. Von dort verbreiteten

sie sich nach Tibet und Kham, wo sie jedoch in den einzelnen Gegenden verändert und weiter ausgeschmückt wurden. Am auffälligsten haben sie sich in Tibet gewandelt. Vor allem sind dort viele neue Tanzlieder hinzugekommen. Durch die Lamas und die tibetische Sprache sind sie dann nach Kham zurückgewandert, jedoch ohne eine neue Sanges- oder Tanzweise.

1) T'iao-ko-chuang 跳歌裝, eigentlich ein Tanz in Kostümen mit schauspielerischen Darstellungen.

124. *Gesang*

Wenn die Fandse schwere Arbeit verrichten, dann helfen sie sich mit Liedersingen darüber hinweg. Ich sah einmal Leute zu Kantse in zwei Gruppen (Männer und Frauen) das Yamendach ausbessern. Mit einer schweren Holzramme stampften sie den Lehm, bald stampfend, bald singend, sich im Wechselgesang antwortend. Die Lieder waren sehr einfach und enthielten Aufmunterungen zu fleissiger Arbeit. Sie wiederholten sie hundertmal ohne Überdross. — Wie oft habe ich die Trossknechte beim Abladen des Gepäckes ihr "a-la su-ko" singen hören, in einemfort ohne aufzuhören. Es bedeutet etwa soviel, man soll seine Arbeit gründlich machen. — In der Stadt Kangting tragen die Fandse-Frauen Holz und Wasser. Sie schleppen es von ausserhalb der Stadt herein und singen dazu unterwegs in langgezogenen Tönen, sodass alle 10 Schritte ein neues Wort kommt. Im stärksten Strassengewühl und Lärm singen sie mit der grössten Selbstverständlichkeit ihr Sprüchlein. — Die meisten Fandse-Lieder haben keinen festen Text. Man singt gerade so wie man es fühlt; manchmal ist es ein ganzer Satz, manchmal auch nicht. Man will nur seiner Gemütsstimmung Luft machen. Als ich z.B. einmal allein durch ein Dorf ritt, sah mich vom Berge oben ein Hirtenbub. Sogleich sang er aufs geradewohl: "Ein Chinese". Ein Hirtenmädchen auf dem Berge gegenüber antwortete sofort: "Was macht der Chinese hier". — Sie haben keine vorher verfassten Lieder. Dieser Hang zum Gesang ist am stärksten bei Frauen und Kindern. Die Männer sind verhältnismässig melancholisch. Sie murmeln nur ununterbrochen ihr *Om-ma-ni*.

125. *Spruchlieder auf die einzelnen Gegenden*

Genau wie die Chinesen machen auch die Fandse je nach den Gegenden auf die Eigenarten der Bewohner ihre Spruchverse, um sie zu verspotten. Ich führe einige Spruchlieder der Je-lo-wa von Chantui als Beispiele an.

"Je-lo-wa pu-mu tuo keng cha" = Die Mädchen von Je-lo sind wie Seidenfäden. Sinn: Kennzeichnet ihre Schönheit.

"Ch'a hsiang pu-mu ko nan cha." = Die Mädchen von Ch'a-hsiang sind wie Spottvögel. Sinn: Sie sind geschwätzig.

"*Pu-je pu-mu ch'ü tuo cha.*" = Die Mädchen von Pu-je sind wie eine Wasserrinne im Steingeröll. Sinn: Sie sind hässlich.

"*Chung-pa pu-mu je la cha.*" = Die Mädchen von Chung-pa sind wie Tonröhren. Sinn: Sie sind schwarz.

"*Po-je pu-mu ch'ieh tang cha.*" = Die Mädchen von Po-je sind wie Sperber im Flug. Sinn: Sie sind schnell.

"*Je-ko pu-mu sha-ko tuo-chi.*" = Die Mädchen haben mit Lehm verklebte Zähne. Sinn: *Sha-ko tuo-chi* bedeutet mit Lehm verklebte Lippen, ein Ausdruck mit dem man einen Menschen bezeichnet, der keine Zähne mehr hat.

Auch die Chinesen, die über die Grenze auswandern, haben ihre Spottverse auf Städte, Landschaften und Verhältnisse in Süd-Kham. So zum Beispiel:

"Höre nicht auf die losen Reden von Ho-k'ou." (Die Chinesen von Ho-k'ou lügen gern).

"Den Tsamba von Litang soll man nicht essen." ((In Litang wehen immer starke Stürme. Darum ist der Tsamba immer staubig und sandig, dass man ihn kaum essen kann).

"Die Mädchen von Patang soll man nicht heiraten." (Sie sind schon stark sinisiert, luxuriös und faul).

"Die Barbaren von Cha-ya darf man nicht aufregen." (Die Cha-ya-Sitten sind noch sehr wild).

"Mit den Feinwagen von Changtu soll man nicht wiegen." (Die Silberwagen von Changtu sind sehr grob und man gebraucht Tibet-Gewichte, sodass eine Unze fast soviel wie zwei chinesische Unzen ausmacht).

126. *Liebeslieder*

Wenn Fandsemädchen und Fandsejungen zueinander Zuneigung gefasst haben, dann geben sie auf grünem Anger in tiefen Bergeswäldern in Liedern ihre Liebe kund. Sie haben aber keine festen Liedertexte, sondern es kommt ihnen nur darauf an, ihre Anhänglichkeit und schmerzliche Zuneigung zu bekunden. Aber die jetzt überall verbreiteten Liebeslieder Tibets sind zum grössten Teil von vorneherein aus einer idealisierenden Liebe zwischen Mann und Frau geschaffen worden. Sie sind nicht zufällig aus dem tatsächlichen Wechselgesang zweier Partner entstanden. Sie offenbaren jedoch, wie selbständig und frei das Fanvolk in der Liebe ist, und wie schön die allgemein verbreitete Sangeslust ist. Ich bringe hier eines der berühmtesten tibetischen Liebeslieder:

M(ädchen): "Ach mein Geliebter, wärest du ein Baum und ich die Blätter daran, dann würde auf uns gemeinsam nur ein Tau fallen."

K(nabe): "Kein Rennpferd kann die wandernden Wolken einholen. So können auch die Eltern nicht unsere Liebe hindern."

- M.: "Mein Herz ist so weiss wie Milch ohne das kleinste Stäubchen. Ich giesse sie in eine Jadeschale, und überreiche sie meinem Geliebten."
- K.: "Ich setze meinen Fuss in ein bergendes, prächtiges Gemach. Mit erhobenem Haupt wie ein Hahn trete ich ein."
- M.: "Durch tiefe Schluchten will ich mit dir auf gefährliche Bergkämme steigen, tosende Wasserfälle und reissende Ströme will ich mit dir überqueren."
- K.: "Du trägst zwar einen Dorn als Haarnadel und Kleider aus Tuch; aber sie sind schön wie Korallen. Du stehst regungslos wie ein Baum; und dennoch hast du mein Herz an dich gezogen und mich gefesselt."
- M.: "Hunde können mit ihrem Gebell den Wanderer aufhalten; aber das Gerede der Leute kann unsere Liebe nicht stören."
- K.: "So wie ein Weg auf die Berge führt, zu denen wir unser Haupt erheben, und wie das Wasser immerzu aus der Quelle sprudelt, so eilen wir auf dem Wege der Liebe."
- M.: "Die Eltern hindern mich, die Verwandten schmähen mich und wollen mich von dir trennen; ich aber bleibe fest. Wie kann ein Hirsch entrinnen, wenn ihn der Jagdhund gepackt hat."

127. *Das Fandse-Theater*

Die Tibeter haben ebenfalls ihr Theater. Manche werden von Bonzen, manche werden von Laien aufgeführt. Bei den Dramen, welche von den Bonzen aufgeführt werden, gehört Bühne mit Ausstattung seit je zum Lamatempel. Jedes Jahr im achten Monat richtet man in der Nähe des Klosters einen Theaterplatz her für die Aufführung. Jedermann kann zuschauen und braucht nichts zu zahlen. Doch finden sich täglich hohe Gäste als Zuschauer ein, welche den Spielern Teepakete, Hada und andere Geschenke zur Belohnung geben. Die Spiele verfolgen gewöhnlich belehrende und moralische Zwecke. Die Theater der Laien werden von Vereinen aufgeführt, ähnlich wie in Innerchina von den Theatergesellschaften. Sie ziehen überall umher und lassen sich von den Leuten mieten. Die Bühnenausstattung wird von den Zuschauern gestellt. Die Theatergeräte bringt die Gruppe selbst mit. Die meisten Spiele sind Liedertänze und Lustspiele, welche die Aufheiterung der Zuschauer zum Ziele haben. Die Spielweise ist anders als beim chinesischen oder europäischen Theater. (Genauerer darüber im folgenden Kapitel). Dieses eigenartige, in tibetischer Sprache aufgeführte Theater, heisst im Tibetischen *la-mu-ch'ou*; die Europäer nennen es Tibet-Theater; die Chinesen nennen es Barbarentheater. Ausser der Darstellung von Geschichten ist der Stoff der Vorführung meist ein Zirkuskunststück, z.B.:

“Die Chinesen feuern eine Kanone ab”. Damit wird jede Theatervorstellung eröffnet. Auf der Bühne befinden sich drei eiserne Kanonen. Zwei Chinesen treten auf, von denen jeder den andern vorschickt, weil er Angst vor der Explosion hat. Schliesslich geht einer mutig hinzu und will die Kanone abfeuern, zieht sich aber schleunigst wieder vor Angst zurück. Sobald die Kanone kracht, machen sich die beiden eiligst mit allerlei Grimassen aus dem Staub. Die Zuschauer brechen in schallendes Gelächter aus. Die Darsteller der Chinesenrollen haben ihr Gesicht bemalt, tragen einen langen *i-shang* und eine kurze Jacke darüber, eine Wintermütze und Schuhe an den blossen Füßen (die Fandse haben nämlich keine Strümpfe). Ab und zu reden sie auch einige chinesische Brocken, wie: Geh du vor, feuere du zuerst, ich habe Angst usw.

“Löwentanz”. Mehrere Schaffelle werden zu einem grossen Löwenfell zusammengenäht. Man fügt vier Pranken hinzu und befestigt auf der Vorderseite einen furchterregenden künstlich gemalten Löwenkopf. Um den Hals hängt man einen Strang mit Kupferschellen. Das ganze sieht aus wie ein Steinlöwenbild in Innerchina. Mähne, Rücken- und Schwanzhaare sind sehr lang, ganz anders wie bei einem richtigen Löwen. In dieses Fell kriechen zwei Männer hinein, stecken ihre Füße in die Löwenpranken, einer bedient den Kopf und einer den Schwanz, dann ziehen sie mit Musik auf die Bühne. Sie schlendern daher, so dass die Bewegungen aussehen wie die eines wirklichen Löwen, der auf Raub ausgeht. Es ist nicht so wie bei den Löwentänzen in Innerchina, wo bei der Aufführung allerlei Geschicklichkeitskünste gezeigt werden.

“Rindertanz”. Aus einem schwarzen Rinderfell machen sie eine Wildrinderhaut, ebenfalls mit vier Füßen und einem künstlichen Kopf. An den Hörnern hängt man viele bunte Seidenbänder auf. Damit treten nun genau wie vorher beim Löwen zwei Mann auf. Es sieht wirklich aus wie wenn ein wilder Ochse umhertrottet. Die Fandse betrachten den wilden Ochsen als einen Geist, dessen Anblick Glück bringt. Darum führen sie ihn stets im Theater vor. — “Der Geisterhirsch gratuliert zum Geburtstag.” Man macht aus Seide und Papier einen Hirschkopf, bestreicht ihn mit buntem Lack und gibt ihm zwei weit ausladende Geweihstangen, so dass er wirklich wie ein richtiger Hirsch aussieht. Allerdings ist es nur ein Kopf; diesen Kopf stülpt sich ein anderer über seinen eigenen. In gelben Theaterkleidern mit grüner Jacke und in Fandsestiefeln, den Kopf übergestülpt, so tritt er unter Tanzen auf die Bühne. Die metallenen Schlaginstrumente und Trommeln begleiten ihn. Der Tanz hat einen bestimmten Rhythmus. Das Hauptkunststück besteht darin, dass der Hirsch durch allerlei Bewegungen ein Hada, das an der rechten Geweihstange hängt, über die linke Geweihstange legt. Hierauf erhält er Blumen und Wein. — “Der Altersstern spendet Wein”. Sie stellen einen Shou-hsing dar mit einem künstlichen Kopf. Die Kopfform und das

Gesicht gleichen ganz den Shou-hsing-Bildern in China.¹ Er tritt auf die Bühne, tanzt aber nur sehr wenig. Vielmehr wirft er sich vor den hohen Gästen auf die Knie und macht Kotou. Er streckt sich dabei jedesmal ganz auf der Erde aus. Dann steht er auf, bietet Wein und Früchte an und geht.

“Die fünf Völker bringen Tribut”. Zur Vorführung treten fünf Gaukler auf, einer stellt einen Chinesen dar, einer die T'ang-erh-k'o, einer das Butan-Volk, einer die Mongolen und einer die Tibeter und Mohammedaner. Sie führen allerlei spassige Wettkämpfe auf, so dass sich die Zuschauer vor Lachen den Leib halten. Am Schluss bringen sie ihre Kostbarkeiten vor die Ehrengäste, wobei sie mit ihren Gaben prahlen unter lachendem Beifall der Zuschauer. Meist ist der Chinese der würdigere, der auch die andern besiegt. (Dieses Stück ist das letzte bei jeder Theateraufführung).

Schauspiele. Man unterscheidet zwei Gruppen von Schauspielen, eine sind geschichtliche Darstellungen, eine sind Darstellungen von Romanen. Das berühmteste geschichtliche Schauspiel heisst “Tanz des schwarzen Hutes”. Es stellt den Meuchelmord des Tibeterkönigs Lao-t'a-ma dar. Der Überlieferung nach lebte gegen Ende des neunten Jahrhunderts ein Tibeterkönig names Lê-p'a-cheng, welcher dem Buddhismus sehr zugetan war und ihn auf alle Weise förderte. Sein jüngerer Bruder Lao-t'a-ma, der Führer einer Buddha-feindlichen Bewegung, brachte seinen älteren Bruder um und riss das Reich an sich, verbrannte die Tempel und war fest entschlossen den Buddhismus auszurotten. Alle Lamas, die nicht in die Welt zurückkehren wollten, wurden umgebracht. Da war nun ein Bonze, der die Leidenschaft des Königs für Tänze kannte; daher verfasste er einen neuen Tanz, um ihn in der Nähe des Königs aufzuführen und ihn bei der Gelegenheit zu ermorden. Der Bonze legte Laienkleider an, ein schwarzes Gewand mit weissem Futter. Dann färbte er einen Schimmel schwarz und ritt hinauf nach Lhasa. Der König war gerade zu einem Spaziergang hinausgetreten und betrachtete die Inschriften auf den Säulen. Der Bonze sah das, und er begann sofort neben dem König mit seinen Tanzkünsten. Wie der König das sah, fand er Gefallen an ihm und winkte ihn zu sich heran, mit der Aufforderung seine Tänze zu zeigen. Als der König so sorglos war, nahm der Bonze Pfeil und Bogen hervor, erschoss den König und floh auf dem Pferde davon. Als er den Fluss überquerte, wusch er das Pferd wieder weiss, drehte sein Gewand um und entging so allem Unheil. Diese Geschichte steht in den kanonischen Büchern, so dass man hier mit Recht von einem geschichtlichen Schauspiel reden kann. Es gibt noch andere geschichtliche Schauspiele. Z.B.: “Der Lotos-Buddha unterwirft einen Teufelsbeschwörer”. Oder “Der heilige Tsan-p'u vermittelt die Heirat der Prinzessin Wen-ch'eng”. (Bei diesem Spiel treten der T'ang Kaiser und viele ausländische Minister auf. Es ist

ein grosser Aufwand, so dass nur das Kloster von Lhasa zu dieser Auf-
führung in der Lage ist.) Für die Romanstücke gibt es eine Unmasse von
Textbüchern. Die meisten sind von Lamas verfasst; sie ermahnen zu
guten Taten und schrecken vom Bösen ab. Die Handlungen spielen durch-
wegs in den Tuse-Familien, ähnlich wie im chinesischen Theater immer
wieder Lehensfürsten, Herzöge, Kaiser und die besten Prüfungskandidaten
vorkommen.

1) *Shou-hsing* 壽星 ist ein Stern welcher den Menschen hohes Alter verleiht; er
wird gewöhnlich dargestellt als ein Greis mit langem grauen Bart und riesig grossem
Kopf.

128. *Erinnerungen an ein Fandse-Theater in Kantse*

Als ich im September 1929 nach Kantse kam, traf es sich gerade,
dass Chinesen und Tibeter ein grosses Fest begingen mit Theater und
Wettkämpfen, um die reiche Ernte des Jahres zu feiern. Dieses Fest
dauerte vom 1. September bis zum 15. September. Bonzen und Laien der
Stadt und die benachbarten Fandse wetteiferten untereinander mit ihren
prächtigen Zelten, die sie gedrängt auf der Rasenterasse am Bach südlich
der Stadt aufschlugen. Sie richteten Betten, Öfen und Kessel her, stellten
ihre Prunksachen aus, brachten ihre Familien hinaus und lebten einen
halben Monat in Saus und Braus, in prächtigen Kleidern, bei gutem Essen.
Das war das Mittherbstfest jener Gegend. Am 1. Tage, als der Gross-
Lama die Wassersegnung vornahm, waren schon verhältnismässig viele
Leute draussen, die ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Von da ab wurden es
allmählich immer mehr. Und am 4. Tage waren bereits über hundert
Zelte am Platz, sodass man mit dem Theater beginnen konnte.

Das Theater wurde vom Lamakloster in Kantse aufgeführt. Die
Bonzen des Klosters umfassen zwei Gruppen: Die A-pa und die Ch'ê-ni.
Die A-pa sind Kaufleute die Bankrott gemacht haben. Sie sind sehr arm,
aber da sie schon sehr lange Theater spielen, so ist ihre Darstellungskunst
sehr berühmt. Die Ch'ê-ni haben nur eine kurze Theatererfahrung. Aber
da sie reich sind, haben sie eine sehr gute Theaterausrüstung. Bei dieser
Festveranstaltung spielten in den erst fünf Tagen die A-pa, in den letzten
fünf Tagen die Ch'ê-ni.

Während der Festzeit ruhte in der ganzen Stadt der Handel. Der
Feldbau lag still, die Beamten hatten Urlaub und die Schulen Ferien. Es
war ähnlich wie auf Chinesisch-Neujahr. Da ich ebenfalls nichts zu tun
hatte, zog ich mit meinem Zelt hinaus, nahm an dem Fest teil und schaute
mir den ganzen Tag den Festtrubel an. Glücklicherweise traf ich einen
Eingeborenen, der mir die Theatertexte übersetzen konnte. Schritt um
Schritt erklärte er mir, was im Spiel vor sich ging. Ich fand grosses

Gefallen daran und habe mir die Darstellung Akt um Akt aufgeschrieben wie folgt:

Die Bühnenausstattung. — Die Fandse haben eigentlich keine Bühne. Sie wählen einen ebenen, grossen Rasenanger, trennen ein rundes Stück davon ab und umzäunen es mit Pfählen und Stricken, lassen aber eine Lücke frei als Ausgang für die Spieler. Genau in der Mitte des Platzes ramnten sie eine Weisspappel in die Erde. Darunter stand ein kleiner Tisch, auf den sie den Theatergott aufstellten; das ist der Li-lao-chün. Der restliche freie Platz war für die Theaterspieler. Die Zuschauer standen ausserhalb der runden Einfriedung im Kreise, wie bei einem Pferderennen. Auf der Nordseite errichtete man ein grosses Zelt, in dem etwa 100 Personen Platz hatten. Die Stangen waren mit goldenen Drachenköpfen verziert, und das Zeltdach aus blauweissen Bahnen, umspannt mit P'ulu-Gurten. Es war so gross wie ein geräumiges Haus. Im Zelt baute man 5 hohe Sitze auf. Der höchste Sitz in der Mitte war für den Lang-chang-Lama; die beiden Sitze rechts und links waren ungefähr einen Zoll niedriger; sie waren für den Hsien-ken- und den Chu-sa-Lama. Die beiden äusseren Sitze waren wieder etwas niedriger. Der rechte war für den K'ung-ma-Lama, einen jungen Hutuktu. Der linke war für Tê-ch'ing-wang-mu, die 11 jährige Tochter des Tuse von Kungsa. Neben ihr stellte man noch einen kleinen Sitz auf für ihren Verlobten von Dergé. Dieses Zelt war vom Hsien-ken-Lama gestiftet. Darum waren darin ausser den Sitz für den grossen Hutuktu von Dergé auch noch Nebensitze für die Familienangehörigen des Tuse von Kungsa. Die andern dem Tuse unterstellten Vorsteher sassen alle auf dem ebenen Boden. Der Lang-chang-Lama aber hielt es unter seiner Würde in dieser Gesellschaft zu weilen. Daher liess er seinen Sitz leer und schlug auf der rechten Seite des Platzes sein eigenes kleines Zelt auf, um von dort der Vorstellung zu folgen. Für die chinesischen Beamten hatte man auf der linken Seite ein ziemlich altes Zelt hergerichtet, wo sie sich niederliessen. Sie durften das grosse Zelt nicht betreten. Alle Vorstellungen und Lieder der Schauspieler waren zum grossen Zelt hin gerichtet. Die Musiker sassen am äussersten Rand. Als Umkleideraum diente in einiger Entfernung ein grosses Rinderhaarzelt, zu dem ein Weg vom Bühneneingang aus hinführte.

Jeden Tag fanden zwei Aufführungen statt, jede dauerte etwa drei Stunden. Vor Beginn des Spieles zogen die kleinen Bonzen mit Weihrauchbecken und anderen Insignien zu den Privatzelten der lebenden Buddhas, Lang-chang-, Hsien-ken-, Chu-sa- und K'ung-ma-Lama. Sie luden sie in das grosse Zelt zum Zuschauen ein. War zu Mittag das Spiel fertig, dann geleiteten sie sie wieder in ihr Privatzelt zurück. Wenn nach dem Essen das Theater wieder weiterging, holten sie sie wieder auf dieselbe Weise ab. Mit einem Wort: es war, als würde die ganze Theateraufführung nur für diese lebenden Buddhas veranstaltet.

Während der Aufführung stellten die Lamas des Klosters, welches das Theater spielte, allerlei gedörrte Früchte zum Imbiss vor die lebenden Buddhas und die chinesischen Beamten und boten zwischendurch Buttertee an. Nach der Aufführung mussten die chinesischen Beamten und die lebenden Buddhas ein jeder den Theater spielenden Bonzen Teepakete geben, welche diese unter sich verteilten. Auf dem Theaterplatz befand sich ein Lama, der einen Rinderschwanzzopf um den Kopf geschlungen hatte, ein Kleid aus Otterfellen mit grünem Seidenüberzug trug und mit einer grossen Pferdepeitsche den Schranken entlang wanderte, um Ordnung zu halten. Er sorgte dafür, dass der erste Ring sich auf den Boden, und der zweite sich auf die Bänke setzte und der dritte Ring stand. Wenn jemand die Schranken durchbrach und auf den Theaterplatz kam, so schlug er ihn mit der Peitsche.

Die Vorführung im Fandse-Theater. Wenn die Fandse ein geschichtliches Schauspiel aufführen, dann brauchen sie zwei bis vier oder auch sechs Tage. Sie werden niemals bei der Aufführung nur einige Akte auswählen oder auseinanderreissen. Jedesmal bei der Eröffnung eines Theaters ist der grosse Himmels-Pusa-Tanz vorgeschrieben. Dann spielen sie einen Tag lang "Die Chinesen schiessen eine Kanone ab", den "Löwentanz", den "Rindertanz", den "Hirschtanz" und danach fangen sie mit den geschichtlichen Schauspielen an. Soweit ich mich erinnere, spielten die A-pa in den ersten fünf Tagen zwei Textbücher aus. Der erste Tag brachte allerlei Zirkusvorstellungen. Am zweiten Tag wurde "Die Bruderliebe" gespielt: Zwei Söhne eines Tuse geraten in Unglück, erleiden so viel Gefahren und Elend, dass sie fast umkommen. Dennoch bleiben sie am Leben. In der Not halten sie immer zusammen. Schliesslich kehren sie in ihre Heimat zurück und werden ebenfalls Tuse. Dieses Spiel dauerte einen ganzen Tag; es ist das kürzeste Fandse-Spiel. Am dritten, vierten und fünften Tag spielten sie den "Eifersuchtsdämon": Ein Tuse geht auf Jagd und findet eine Elfe als Gefährtin. Sie bekommen ein Mädchen. Die Elfe findet Gunst und wohnt mit dem Tuse zusammen. Die rechtmässige Frau des Tuse gerät in Eifersucht und Hass, sie wird geradezu zu einem lebendigen Dämon. Sie will ihre Vertrauten veranlassen, ihre Nebenbuhlerin in der Liebe zu ermorden. Die Elfe aber sieht das voraus und entschwindet in der Luft. Der Tuse, der seine Geliebte verloren hat, wird verrückt. Das Volk wirft ihn in den Kerker, und übergibt der rechtmässigen Frau die Regierung des Landes. Die Gattin beordert zwei Männer, welche die beiden Kinder töten sollen. Die Meuchelmörder aber bringen das nicht über sich und lassen die Kinder frei. Die beiden Kinder fliehen ins Weidegebiet. Unterwegs treffen sie Fischer, Schlächter, Chinesen und Räuber. Oft sind sie in Lebensgefahr, aber immer enttrinnen sie glücklich dem Verderben. Mitten auf dem Weg aber verlieren sich die Geschwister. Das Mädchen gerät ins Weideland und lebt mit den Hirten zusammen. Der Knabe verdingt sich als Schwie-

gersohn in eine andere Tuse-Familie. Als der alte Tuse stirbt, erbt er dessen Tuse-Würde. Dann nimmt er mit seinen Soldaten Rache. Auf dem Weg trifft er wieder seine Schwester, und mit den Weidebewohnern zieht er gegen die eifersüchtige Frau und bringt sie um, befreit seinen Vater und macht ihn wieder zum Tuse.

Das ganze Theater hat sehr viele verwickelte Handlungen, und es kommen Personen aller Gattungen darin vor. Es war auch ein Gaukler dabei, der jeden nachahmen konnte, alle Rollen spielte und die tollsten Spässe trieb. Er war der lebendigste Spieler im ganzen Stück. Sobald er sich nur zeigte, war ihm der Beifallssturm der Zuschauer gewiss. Von den Spielen, die ich in diesen Tagen gesehen habe, war dieses das beste.

Der Verfasser beschreibt ein anderes Stück: "Der Papageienkönig". Ein Tuse hat eine schöne Tochter um die sieben Freier anhielten. Sie lehnt sie alle ab und nimmt einen andern Tuse. Sie bekommt von ihm einen Sohn, der später ebenfalls Tuse wird. Dieser heiratet zwei Frauen, die rechtmässige Frau liebt er nicht, weil sie mit einem Knechte ein Verhältnis hat, welcher ebenfalls selbst Tuse werden will. Eines Tages geht dieser Knecht mit seinem Herrn spazieren. Sie treffen einen Lama der schwarzen Sekte. Dieser hat die Kraft durch einen Zauberspruch die Seele eines Menschen in einen anderen Gegenstand hineinfahren zu lassen und sie wieder zurückzuholen. Der Knecht schlägt dem Tuse vor, diese Kunst ebenfalls zu lernen. Sie nehmen bei dem schwarzen Lama Unterricht und nachdem sie sie erlernt haben, ziehen sie weiter. Auf dem Wege treffen sie auf zwei tote Papageien, die beiden versuchen es nun mit ihrer Zauberkunst; kaum haben sie ihren Spruch gesagt, als auch ihre Leiber schon tot hinsanken und die beiden Papageien lebendig wurden. Der Tuse fliegt gleich in die Luft, der Knecht aber fährt sofort in den Leib des Tuse, sagt seinen Zauberspruch und wird so als Tuse lebendig. Seinen eigenen toten Körper zerstört er. Dann kehrt er heim und wird Tuse. Das Volk aber weiss nichts von dieser Verwandlung und glaubt, es sei der alte, richtige Tuse. Der eigentliche Tuse aber, der seinen Leib nicht wiederfindet, muss ewig Papagei bleiben. Seine Lieblingsfrau merkt allmählich, dass der heimgekehrte Tuse nicht der richtige ist. Aber sie kann sich nicht helfen. Schliesslich schert sie sich das Haar und wird Nonne. Der Tuse aber bleibt Papagei unter andern Papageien. Er kann zwar reden wie ein Mensch, aber er kann sich nicht mehr in einen Menschen zurückverwandeln. Schliesslich lockt ein Lama ihn in sein Kloster und pflegt ihn. Dort trifft er seine Lieblingsfrau als Nonne und unterhält sich ständig mit ihr. Der falsche Tuse aber wird vom Volk entlarvt und umgebracht. Doch der richtige kehrt niemals wieder zu den Menschen zurück.

Im Theater kommen weise Buddhas, Geister, Dämonen, Vögel, wilde Tiere, Drachen, Schlangen, Hunde, Schweine usw. vor. Leider

wurde das Theater von den Ch'ê-ni aufgeführt, welche schlecht spielten. Ich blieb darum nicht bis zum Schlusse dabei.

Die Darstellungsweise. Das Fandse-Theater hat zwei Besonderheiten. Die erste ist diese: Neben den Theaterspielern steht mitten auf dem Theaterplatz noch ein Lama in schönen Gewändern; in der Hand hält er das Textbuch und erklärt das Stück. Im Buch sind zwei Spalten, eine für den Gesangstext und eine für dessen Erläuterung. Die Schauspieler singen den Text und der Lama erklärt ihn. Wenn die Schauspieler stecken bleiben, hält der Lama ihnen schnell das Buch hin, damit sie nachlesen können. Die zweite ist diese: Jedesmal vor der eigentlichen Theateraufführung treten acht bis neun Leute auf mit flachen Masken und Dämonentanzkostümen. Sie haben um die Hüften Schürzen aus Perlschnüren und halten in den Händen Stäbe aus Papier und Seide. Zuerst tanzen sie eine Runde und stellen sich am Rand des Platzes auf. Wenn die Schauspieler während des Spieles ein Stück singen, dann antworten sie jedesmal. Wenn die Schauspieler tanzen, dann tanzen sie mit. Die Masken sind flach und dreieckig, von blauer und gelber Farbe. Sie machen den Eindruck von Mützen. Nach den Aussagen der Eingeborenen stellen sie die Himmelsgeister und Götter dar, welche schon existierten ehe es einen Pusa oder Buddha gab. Ich halte sie für Wächtergeister. Ausserdem gibt es noch andere Eigenarten. Ich greife aber nur den "Eifersuchtsdämon" heraus zur Erläuterung.

Auf dem Theaterplatz steht ein kleiner Tisch, rechts und links davon breitet man eine Reihe von Sitzunterlagen aus für die Angehörigen der Tuse-Familien. Rechts, etwas davon entfernt, liegt noch ein eigenes Sitzkissen für die rechtmässige Gattin des Tuse. Links, ebenfalls in einiger Entfernung, steckt man einige Baumzweige in den Boden, welche einen Wald versinnbilden sollen. Zwischen diesen Zweigen befinden sich zwei Sitzkissen für die Elfen. Wenn das Spiel anfängt, treten zuerst die Wächtergeister auf, tanzen eine Runde und stellen sich an den Rand des Platzes. Dann zieht der Tuse mit einem Gefolge von über 10 Mann auf dem Platze auf. Er lässt sich auf seinem Sitz nieder; hierauf kommt die Gattin des Tuse mit zwei Dienerinnen und setzt sich auf ihren Platz. Dann treten die Elfen mit ihren Eltern auf und nehmen zwischen den Bäumen Platz. Beim Aufzug schwenken die Spieler ihre Hände und wiegen sich in den Hüften, während die Musiker ihre Bewegungen mit Melodie und Schlag begleiten. Nachdem sie so Platz genommen haben, kommt der Lama, dem die Erklärung zusteht, mit seinem Buch und fängt an mit klarer Stimme dem Hauptzelt zugewandt zu lesen. Er liest etwa folgendes: "Irgendwo lebte irgend ein Tuse, der zog eines Tages auf die Jagd ..." (Dann übersetzt und erklärt er den Text). Sobald er fertig ist erhebt sich der Tuse-Spieler und singt: "Ich liebe meine Gattin nicht. Darum will ich hinausziehen und jagen, um meine Zeit zu vertreiben.

Mein Gefolge folgt mir mit Pfeil und Bogen." Dann erhebt sich das Gefolge und geht mit dem Tuse fort. Während sie gehen, wippen sie und schwenken sie die Hände genau wie vorhin, und die Musik begleitet ihre Bewegungen. Im Halbkreis ziehen sie über den Platz und machen an den Baumzweigen halt. Dann fängt der Lama wieder an und liest: "Der Tuse trifft bei einer Familie im Walde eine Tochter. Das ist eine Elfe. Der Tuse überreicht den Eltern einen Vogel¹ und geht. Er bestimmt einen Tag für die Hochzeit." Dann singt der Tuse: "Ich glaubte nicht, dass in einer solch armen Familie eine so brave Tochter sei; sie ist würdig, meine Gemahlin zu werden, ich will sie heiraten." Dann überreicht er ihr das Hada. Die Tochter nimmt es an. Das ist nämlich Verlobungssitte bei den Barbaren. . . .

Der Autor führt den Inhalt des Theaters in der gleichen Weise weiter an, wobei er aber ethnographisch nichts Neues bietet. Der Tuse holt die Tochter zur Hochzeit ab, die Eltern sind darüber sehr traurig und weinen, so wie es Sitte bei den Barbaren ist. Nach einem Jahr bekommen sie einen Sohn. Ein schwarzer Lama sieht ihn und sagt, es sei ein inkarnierter Geist. Nach einem Jahre bekommen sie eine Tochter. Ein taoistischer Mönch sieht sie und sagt, ihr sei ein gutes Schicksal beschieden. Die Hauptgemahlin, welche ihren Gatten nie mehr wiedersieht, erkundigt sich, wo er sei. Ihre Dienerinnen teilen ihr mit, er habe eine andere geheiratet, diese sei sehr hübsch und hätte bereits zwei Kinder. Er wolle nichts mehr von ihr wissen. Darauf wird die Gattin zornig und ergeht sich in Schmähreden über die neue Frau. Sie will ein Dämon werden und alle umbringen. Bei dieser Stelle tanzen die Wächtergeister etwa 20 Minuten lang. Die Gattin wird ein Dämon, trägt eine Maske und führt sich im Walde wie besessen auf. Die Elfenfrau bekommt Angst und entflieht in den Himmel. Dabei steigt sie auf den Tisch; ihre Kinder halten sie an den Kleidern fest. Dann geht sie über den Platz ab. Die Kinder fallen wie tot zur Erde. Dann macht der Lama eine Verneigung zum Hauptzelt hin, die Kinder erheben sich und begeben sich mit dem Tuse und dem ganzen Gefolge unter Tanzen vom Platz. Schliesslich geht auch der Dämon mit den zwei Dienerinnen und die Wächtergeister ebenfalls unter Tanzen vom Platz. Damit hat das Theater am Vormittag geendet.

Untersuchung über das Fandse-Theater. Die Kham-Fandse wissen nicht in welcher Zeit das Theater entstanden ist. Betrachtet man die Umstände beim Theater, so ist fast alles auf die Hochschätzung der Gelben Sekte eingestellt und auf Verspottung der Schwarzen Sekte, was uns nahelegt, dass es seinen Ursprung in der Gelben Sekte hat. Ferner: Die Stücke, die vor dem eigentlichen Schauspiel aufgeführt werden müssen, "der Löwentanz," "Shouhsing opfert Wein" und die andern Glückwunschszenen, weisen darauf hin, dass sie aus China stammen. Sie sind

wohl erst in der Ch'ing-Zeit entstanden; darauf weisen ferner hin: die Wintermützen, die Reiterjoppe, die seitlich aufgeschlitzten Kleider, die Beinschienen, die Stiefel an den blossen Füßen im Stück "Die Chinesen feuern eine Kanone ab", und die Gesichtsbemalung im "Eifersuchtsdämon". Darin kommen ein Chinese und eine Chinesin vor, von denen der Mann das Gesicht bemalt hat, die Frau aber auf den Fersen geht, um so zum grossen Spass aller die kleinen Füsse der Chinesinnen nachzuahmen. Die Bühneneinrichtung und die Art der Darstellung ähneln dem europäischen Theater. Die in der Neuzeit entdeckten Theaterbühnen von Rom und Griechenland sind ebenfalls rund und die Zuschauer sitzen im Kreise ringsum. Der Unterschied besteht nur darin, dass deren Sitzplätze gestaffelt sind. Auch die Ausstattung der Fandse-Bühne ist ziemlich realistisch, wogegen die Familienhäuser und Wälder einen romantischen Eindruck machen. Die Erklärung zwischen den einzelnen Akten und Teilen hat viel Ähnlichkeit mit einem Film oder mit den Geschichtenerzählern und Bänkelsängern an den Strassenecken und in den Gassen. Das ganze erweckt den Eindruck eines Gemisches aus chinesischen und europäischen Spielen und Belustigungen. Der Theatergott ist der Li Lao-chün. Er wird genau so verehrt wie der Tai-tzu-shen, der Schutzgott der chinesischen Theaterspieler. Auch der grösste Teil der Theaterregeln dürfte aus dem Chinesischen übernommen sein. Die im Theater vorkommenden Liedertänze sind ganz nach chinesischem Muster und die Theaterordner treten als Tsang-pa-wa aus Tibet auf. Daraus lässt sich folgern: Das Fandse-Theater ist in der Ch'ing-Zeit von einem Gelben Lama aus Tibet geschaffen worden. Dieser Lama muss überall herumgekommen sein, in China, Indien, Zentralasien usw. Darum konnte er die verschiedenen Theaterarten zu einem Ganzen verbinden und sie den einheimischen Verhältnissen anpassen.

Nachdem das ganze Theater fertig war, spielte auch das benachbarte K'ung-ma-Kloster drei Tage hindurch; und das Lama-Kloster von Pai-je bei Pai-li-ts'un spielte acht Tage hindurch. Ich hatte aber keine Zeit, mir die Spiele anzusehen. Teichmann berichtet noch über andere Theater, woraus hervorgeht, dass der Herbstmonat die Zeit für die Bühnenaufführungen ist, und dass fast jedes Kloster seine eigenen Spiele hat.

1) In Alt-China den Abschluss der Verlobung bezeichnend.

129. *Tanz zum Saitenspiel*

Der Liedertanz ist die beliebteste und verbreitetste, das Theater die abwechslungsreichste und freudigste Belustigung der Fandse. Der Tanz zum Saitenspiel hingegen ist die anspruchsloseste und eine verhältnismässig allgemein verbreitete Belustigung. Meist wird diese Kunst jedoch

von Bettlern und Dirnen betrieben. Man bildet auch kleine Gruppen, die umherziehen und für Geld ihre Kunst zeigen. In Kham war ich selbst zweimal Zuschauer davon; einmal war es ein Bettelmönch und einmal eine lockere Frauensperson. Sie spielten selbst die Geige und tanzten auch selbst dazu. Beim Tanz verdrehten sie die Hüften und Beine und kreisten umher, neigten den Kopf und drehten den Hals und warfen verliebte Blicke, so dass es in etwa aussah wie bei den erotischen Tänzen der Abendländer. Das ganze Benehmen war sehr aufreizend. Ihre Geige hatte vier Seiten und war von grober Machart; sie klang dumpf und trüb und hatte etwas Ähnlichkeit mit dem chinesischen *êrh-hu* 二胡. Sie sangen fast nur Liebeslieder erotischen Inhaltes, mit unterdrückter Stimme, die sehr aufreizend und doch wieder traurig klang. Wie ich hörte, spielt bei grösseren Tänzen eine Person die Geige und zwei oder drei Frauen oder Kinder tanzen dazu.

130. *Tanz zum Gott des Reichtums*

Der Tanz zum Gott des Reichtums ist erst recht eine Sache für die Bettler. Sie tragen eine weisse Maske und halten in der Hand einen Stock. Sie treten überall auf, bei Gastmählern, auf Dörfern, Märkten und Strassen. Sie singen Scherzlieder und bitten die Leute um Geld oder Essen. Beim Tanz schwenken sie ihren Stock zum Gesang. Bald schieben sie ihre Maske auf den Kopf, bald wieder ins Gesicht, bald wieder unterbrechen sie ihren Gesang und reissen Possen, wobei sie jedoch den Leuten immer nur Gutes wünschen; z.B.: "Ich bin der Finanzminister des westlichen Paradieses, mir unterstehen über 800,000,000 Goldberge und Silbermeere, ich suche die Seligen dieser Welt und verteile unter sie alle Schätze." Oder: "Ich bin durch Indien gekommen und habe dem allerhöchsten Buddha meine Aufwartung gemacht; grenzenloses Glück bringe ich mit und verteile es euch" usw. Jedesmal wenn er den Beifall der Menge erntet, verlangt er sein Schärfflein. Will ein Geizkragen ihm nichts geben, dann verhöhnt und schmäht er ihn mit allerlei Witzen: "Wer mir kein Geld gibt, dessen Glück werde ich mit mir nehmen" usw. Die Fandse glauben wirklich, dass so ein Fluch den Menschen um sein Glück bringen kann, so dass jeder sein Almosen gibt. ♦

131. *"Die drei Barbarenreiche"*

Der Roman "Die drei Reiche" ist bei uns im ganzen Land bekannt. Frauen und Kinder können ihn auswendig. Als ich über die Grenze zog, habe ich verschiedentlich gehört, dass sie auch im Weideland eine "Geschichte der drei Reiche" haben. Bei der Theateraufführung in Kantse brannte ich auf diese drei "Barbarenreiche," um festzustellen, ob sie von unseren "Drei Reichen" verschieden seien. Ich frug den Lama, welcher das Theater erklärte; dieser antwortete: "Im Fandse-Gebiet hat es nie eine Geschichte der drei Reiche gegeben." Als ich später einmal in Shang-

chan in der Familie des Obervorstehers übernachtete, fand sich im Zimmer ein Fandsebuch. Wie es dunkel wurde, schickte der Hausherr den Dolmetscher hinein, welcher das Buch holen sollte. Dieser sagte, es seien die "Drei Barbarenreiche". Der Hausherr hatte eine Tochter, die lesen konnte und welche an Hand dieses Buches die Gäste unterhielt. Ich hörte im stillen mit zu; bald war es Prosa, bald waren es Reime und Lieder, ähnlich wie die Balladen in China. Da ich aber die Fan-Sprache nicht verstand, so konnte ich nicht feststellen, ob es sich um unsere "Drei Reiche" handelte oder nicht. Als ich das zweite Mal in dieser Familie übernachtete und mit der Haustochter schon bekannter geworden war, bat ich sie, mir eines Abends die "Drei Barbarenreiche" vorzutragen. Dem Dolmetscher befahl ich, sie Stück um Stück zu übersetzen. Aber es waren alles Geister- und Buddhamythen, die nichts mit unseren "Drei Reichen" zu tun haben. Nun begriff ich, dass der Ausdruck "Drei Barbarenreiche" im Weidegebiet dieselbe Bedeutung hat wie in China die Redensart "*Shuo-liao-chai*" oder "*Pai-lung men-chen*" ohne dass man damit jemanden wirklich zur Erzählung der Romane "*Liao-chai*" oder "*Cheng-tung*" veranlassen will.

"Pai-lung-men-chen" ist ein Teil des Romanes "Cheng-tung 征東". Der Verfasser stellt hier fest, dass dieses Man-san-kuo 蠻三國, die "Drei Barbarenreiche", eben nur Mythen und Erzählungen sind, und dass der Ausdruck "Erzähle die Geschichte der drei Reiche" nur eine Aufforderung zu irgend einer Erzählung ist, genau wie man im Chinesischen sagt: "Erzähle eine Liao-chai-Geschichte". Nun folgt eine kurze Angabe der ersten Geschichte, mit der dieses Buch anfängt. — Ein Tibet-König traf einen Büsser und sagte zu ihm: "Alle deine Busswerke sind umsonst. 800 Meilen westlich von hier ist ein Teufelsnest. Dieses müssen wir ausheben, sonst hat unser Land keine Ruhe. Da helfen alle Gebete und Busswerke nichts. Zu dieser Teufelsfeste führen fünf Engpässe. Willst du durch diese Pässe die Festung angehen und die Teufel vertreiben?" "Ja," antwortete der Büsser, "selbst unter Lebensgefahr." Der König sprach: "Deine Bereitschaft ist zwar gross, aber ich fürchte, du hast nicht die Kraft dazu; ich muss wohl selber hingehen." Der Büsser und die andern Lamas hielten den König ab; denn sie wollten selber mit einem grossen Heere ausziehen und die Teufel schlagen. Der König aber sprach: "Die Kraft der Teufel ist riesengross. Ihr seid sterbliche Menschen und selbst mit vielen Soldaten könnt ihr nichts ausrichten. Nur ich allein mit meiner Zaubermacht, meinem günstigen Schicksal, meiner grossen Tugend vermag den Bann zu brechen." Der König machte sich dann mit zwei Mann auf den Weg. Als er zu dem ersten Pass kam, sagte er zu den Knechten: "Wartet ihr hier, ich will zuerst mit meinen Zaubergeräten hineingehen und das Gelände erkunden. Ihr dürft aber nichts essen bevor ich zurückkomme." Den beiden wurde es aber zu lang, und sie begannen ihren Reisevorrat aufzuzehren, Sie kochten Tee und assen und tranken.

Darauf bekamen sie furchtbare Leibscherzen. Bald danach kam der König zurück und fuhr sie an: "Ihr Taugenichtse, warum habt ihr nicht auf mich gehört. Alles was hier wächst und jedes Wasser ist giftig. Wer davon trinkt, muss sterben, nur wenn ich darüber meinen Zauberspruch sage, so weicht das Gift." Da baten die zwei den König, seinen Bannspruch zu sprechen. Er tat es; und sogleich waren die zwei gesund. Dann schickte er die zwei Knechte wieder heim; er selber aber ritt durch den Engpass. Bald traf er drei Bauern; diese wollte er näher ausfragen. Da fing sein Pferd zu reden an und sagte: "Diese drei sind Teufelsspäher." Der König durchdrang sie mit seinem Blick und erkannte, dass es keine Menschen waren. Sofort tötete er zwei durch seine Zauberkraft und begann den dritten auszufragen. Dieser sprach: "Innerhalb des Passes wohnen furchtbare, mächtige Teufel; sie halten Wache, und selbst ein Engel des Himmels kann nicht eindringen. Ich rate dir deshalb, gehe wieder heim und bete eifrig und kümmere dich nicht weiter um sie. Da kam ein Vogel geflogen und setzte sich auf das Pferd. Der König, im Glauben es sei ein verkappter Teufel, wollte ihn töten. Das Pferd aber sprach: "Das ist mein Bruder, er will uns helfen die Teufel zu vernichten. Er kann uns hineinführen . . ." usw. — Der ganze Abschnitt handelt davon, wie dieser Tibeter-König seine ganze Zauberkraft entfaltete, um das Volk von den Teufeln zu befreien, und wie gut es ihm gelingt. Auf Schritt und Tritt wird seine Zauberkunst, seine Tugend, sein Glück und seine Weisheit gelobt. Das ganze Buch "Die drei Barbarenreiche" enthält nur Geschichten dieser Art.

132. Das Glücksspiel

Die Fandse spielen auch eine Art Machiang. Die Steine sind aus schwarzem Rinderhorn gefertigt. Sonst sind sie genau so wie die Machiang-Steine in China. Es wird so gespielt wie das chinesische *yao-chin* 搖金. Jedoch gebraucht man zwei Sätze Steine und spielt mit mehreren zusammen.

Was folgt, ist nicht übersetzt, weil das Spielverfahren mit dem chinesischen übereinstimmt.

133. Das pa-je-Spiel

Das *pa-je-Spiel* ist das beliebteste Glücksspiel im Weidegebiet. Man breitet auf dem Boden ein Fell aus, darauf setzen sich die Spieler in einem Kreise hin, dann legt man zwei Würfel in einen Holznapf. Einer nach dem andern hebt dann den Napf hoch, dreht ihn plötzlich mit der Öffnung nach unten und stülpt ihn schnell auf die Unterlage, reibt einige Male mit viel Lärm hin und her, hebt den Napf hoch und schaut wieviel Punkte er hat. Dementsprechend empfängt oder gibt er seine Geldmarke. Wer an dem Spiel teilnimmt, gibt dem Spielleiter eine bestimmte Summe Geldes für die er Geldmarken erhält. Als Geldmarken benutzt man

ebenfalls Muscheln, die zwischen zwei Kupferstücken eingeklemmt sind. Wie es nun im einzelnen gespielt wird, weiss ich nicht. Ich habe nur gesehen, dass sie in einer bestimmten Reihenfolge würfeln. Ein jeder hat vor sich auf den Geldmarken ein Bambusstäbchen liegen. Hat er gewürfelt, dann schiebt er damit einige Steine vorwärts oder rückwärts oder er rührt die Steine überhaupt nicht an, sondern verschiebt nur das Bambusstäbchen. Wie ich hörte sind die rote Neun, die rote Sieben und die rote Fünf die besten Würfe. Wenn sie einer würfelt, dann schiebt er das Stäbchen am weitesten vor. Der schlechteste Wurf sind 11 Augen; bei ihrem Wurf muss man das Stäbchen mehrere Spannen zurückschieben. Am meisten kommt es ihnen auf das "Treffen" an (*p'eng* 碰). Ist z.B. das Stäbchen auf eine bestimmte Entfernung vorgerückt, und würfelt der Nachbar die gleiche Entfernung, sodass er auf das Stäbchen trifft, dann muss der erste wieder ganz zurück. Wenn nun die einzelnen Spieler keine Geldmarken mehr haben, dann hat der gesiegt, welcher am weitesten voraus ist. Ihm gehören dann die Geldmarken der ganzen Runde. Hat bei Ende des Spieles einer noch Geldmarken, dann muss er das Geld an die andern je nach ihrer Stellung verteilen. Ich erinnere mich, dass es in Alt-China ein *shuang-lu-hsi* 雙陸戲 gab¹, welches diesem Spiel sehr ähnlich gewesen sein muss; doch gewann der dabei, welcher den "*t'ien-p'ai*"² 天牌 warf. Ob nun dieses *pa-je*-Spiel eine Abart des *shuang-lu-hsi* ist, habe ich noch nicht genau untersucht.

1) Das *Shuang-lu-hsi* ist ein Brettspiel, welches vom westlichen Grenzgebiet nach China kam, in der Zeit der Drei Reiche. Es ist ein Kampfspiel.

2) *T'ien-p'ai* ist die Doppel-Sechs auf einem Stein, die höchste Wurfzahl.

134. Das Brettspiel der Fandse

Die Tibeter haben drei Arten von Brettspielen. Es sind alles Einkreisungsspiele, die zu zwei Personen gespielt werden.

1. Das Wolfs-Einkreisungsspiel. Es ist das einfachste Spiel. Auf den Wolf kommen ein Stein und auf die Schafe kommen 15. (Vgl. die Aufstellung auf der Zeichnung). Die Steine bewegen sich auf der schwarzen Linie, jedesmal bis zum nächsten Schnittpunkt. Sobald ein Schaf sich von den andern trennt, und zwar so, dass es vom Wolf nur einen Strich weit entfernt ist, kann es der Wolf überspringen und fressen. Der Wolf setzt sich dann auf den freien Platz, der das Schaf von der Herde trennt. Sind aber zwei Schafe auf der gleichen Linie in der Sprungrichtung des Wolfes nebeneinander, sodass kein Zwischenraum zwischen ihnen besteht, dann darf der Wolf sie nicht fressen, selbst wenn sie sich von der grossen Herde abgetrennt haben. Der Wolf darf auch jedesmal nur ein einziges Schaf fressen. Hat er alle gefressen, dann hat er das Spiel gewonnen. Die Schafe können aber auch den Wolf durch Züge bis in eine der

äussersten Spitzen der Hürde treiben, sodass er festsitzt. Dann haben die Schafe gewonnen. *Nun folgen noch einige Winke, wie man die geschicktesten Züge macht.*

Dieses Spiel hat Ähnlichkeit mit einem Spiel, das die Hirten von Szechwan spielen, nämlich mit dem "Das Wasser überschwemmt den Mönch." (*shui yen ho-shang*). Nur ist bei diesem Mönchspiel ein Rhombus mehr im Spielfeld. Sitzt der Mönch vor einem leeren Schnittpunkt und sitzen neben diesem Schnittpunkt zwei Wassersteine, je einer rechts und links, dann kann der Mönch zwischen die beiden Wassersteine auf den leeren Schnittpunkt ziehen und die beiden Steine wegnehmen. Das nennt man "Wassertragen". Hat der so das ganze Wasser fortgetragen, dann hat er gewonnen. Die Hürde beim Wolfsspiel heisst hier "Kloster". Es ist eine Raute mit den Diagonalen und nicht ein Dreieck. Hat das Wasser den Mönch in das Kloster getrieben, und zwar bis in die äusserste Spitze, dann hat das Wasser das Spiel gewonnen. Szechwan und Kham haben eine Grenze. Die Hirten beider Gegenden spielen dieses Spiel leidenschaftlich gern. Da nun das Spiel auch noch so viel Ähnlichkeit aufweist, dürfte es wohl gemeinsamen Ursprunges sein.

2. Das kleine Einkreisungsspiel. Es ist etwas umständlich und wird hauptsächlich von den Adligen zu Hause gespielt. Das Spiel ist längs und quer in 9 Felderreihen geteilt. Das Brett ist rechteckig. Die Steine verteilen sich auf beide Seiten, je 32 schwarze und 32 weisse Steine. Jeder setzt 16 Steine auf die anstossenden Winkelseiten, und zwar so, dass ein jeder 2 Ecken besetzt (vgl. Fig. 3). Die Steine werden jedesmal auf den Linien ein Quadrat weiter geschoben. Sitzen z.B. die schwarzen Steine in einer Linie, und zwar so, dass ein Teil dieser Steine auf der Linie von zwei weissen Steinen eingeschlossen ist, dann kann der Weisse diese eingeschlossenen Steine fortnehmen und sie durch seine eigenen Steine ersetzen. Hat er auf diese Weise alle seine restlichen 16 Steine angebracht, dann hat er gewonnen (cf. Fig. 4). Darum muss man es immer vermeiden, seine Steine in eine Reihe zu setzen. Am besten sorgt man für irgend einen Zwischenraum; dann gibt es nämlich keine zusammenhängende Linie, die man unterbrechen könnte. Die Steinreihe auf der Brettrandlinie kann jedoch niemals unterbrochen werden. Ich habe das Spiel einmal einen Tag lang gespielt. Bald schlug der Gegner meine Steine und setzte seine ein, bald schlug ich die Steine des Gegners und setzte meine ein. Wir kamen nicht zu Ende.

3. Das grosse Einkreisungsspiel. Es ist sehr schwer und stellt grosse Anforderungen, sodass es nur von wenigen gespielt wird. Von den beiden Partnern hat jeder 151 Steine, schwarz der eine, weiss der andere. Darunter sind 6 grosse Steine, die immer unbeweglich auf dem gleichen Platz sitzen müssen. Mit allen andern Steinen kann man ziehen. Die ganze Art und Spielweise ist dem "grossen Einkreisungsspiel"¹ in China

sehr ähnlich. Es wird, wie man sagt, nur in Lhasa gespielt und ist, wie behauptet wird, nur eine Abart des chinesischen Einkreisungsspieles, ein Beweis mehr für den grossen Kultureinfluss Chinas auf Tibet.

1) Ta-wei-ch'i 大圍碁.

135. *Pferderennen*

Das Pferderennen ist der verbreitetste Sport unter den Fandse-Männern. Bei Gastgelagen unter Verwandten, bei den Jahresfesten, bei Bitt- und Dankeszeremonien an die Götter, vor der Schlacht, vor der Jagd und bei allen Gelegenheiten, wo überhaupt Reiter zusammenkommen, geht es fast nie ohne das Vergnügen eines Pferderennens ab, um so seine Kunst zu zeigen. Die aus Tsinghai stammenden Pferde sind die besten; und die besten Reiter sind die jungen Männer in den Räubergebieten. Die Reiter aus Hsiangcheng und Chanhua stehen an erster Stelle. Ich wohnte einmal einem Pferderennen der Chantui-wa bei, von dem ich hier als Veranschaulichung die damals gemachten Aufzeichnungen folgen lasse:

“Die Chantui-wa sind in ganz Kham als die wildesten Draufgänger berüchtigt. Die Bewohner der Nachbarkreise gehen ihnen scheu aus dem Wege, sobald sie nur von ihnen hören. Weil ihre Heimat ein unwegsames und unfruchtbares Berggelände ist, sodass keine Produktion möglich ist, treiben die meisten Leute das Räuberhandwerk. Sie morden und plündern und prahlen damit mit grossem Stolz in der Umgegend, ohne sich zu schämen oder irgend ein Hehl daraus zu machen. Diese furchtlosen und gerissenen Reiter wählen sich in Hsining und Chieh-ku die besten Fohlen aus. Diese schulen sie so, dass sie in einem Tage 800-900 Meilen (= 400-500 km) zurücklegen können. Sobald sie den Reiter auf dem Rücken spüren, brausen sie mit fliegenden Mähnen davon; sie setzen über Abhänge und Schluchten als wäre es nichts. Wer kein ausgezeichneter Reiter ist, kann sie nicht bändigen. Die Reiter schiessen in vollem Galopp vom Pferdes Rücken ihre Flinten und Pfeile und treffen mit unfehlbarer Sicherheit; oder sie biegen sich vom Pferde herab und heben selbst kleine Gegenstände vom Boden auf. Oder sie springen vom Pferd und sitzen in laufendem Galopp wieder auf, und das so oft man wünscht. Bei allen diesen Übungen läuft das Pferd ruhig weiter. Bisweilen rutschen sie auch unter den Leib des Pferdes, sodass man nicht sieht, ob überhaupt ein Reiter darauf ist; dann peitschen sie aber das Pferd mit aller Kraft, damit es umso schneller galoppiere. Alljährlich im letzten Monat veranstalten sie ein Pferderennen, worauf sie mit den eben beschriebenen Kunststücken miteinander wetteifern. Als Preis erhalten sie von den einzelnen Vorstehern Teepakete. Weil sie solch gerissene Reiterkünstler sind, so ist auch ein Räuberstreifzug jedesmal eine Überraschung.

Im September 1929, als ich in Chanhua weilte, besorgten der Kreismandarin Chang Ssu-p'ei und ich die nötigen Teepakete und beauftragten die Vorsteher der einzelnen Bezirke, ausnahmsweise ausserhalb der Zeit ein Pferderennen zu veranstalten und in den vier Gebieten Shangchan, Hsia-chan, Ho-tung, Ho-hsi je 10 Mann zu wählen und mit ihnen ein Rennen zu organisieren. Zuerst zeigten sie ihre Körperbeherrschung auf dem Pferde. Dann folgte ein Wettschiessen mit Pfeilen, dann mit Gewehren; dann warfen sie ein Hada auf den Boden und hoben es reitend vom Pferd aus wieder auf. Nicht ein einziges blieb liegen. Wie ich später hörte, waren die meisten dieser Wettkämpfer aus Shangchan; denn die Shangchan-Leute verstehen sich besonders auf diese Künste. — Der General-Vorsteher von Shangchan überliess mir einmal einen Knecht, P'anken mit Namen, der damals ebenfalls an dem Pferderennen teilnahm. Seine Reitkunst war zwar nicht sehr hervorragend, aber immerhin noch beachtlich. Ich wollte ihn mit nach China nehmen, damit er dort meinen Landsleuten seine Künste vorführe. Als wir in Ma-je ankamen, bekam er den Mumps, sodass er zwei Tage lang nicht essen konnte. Da schickte ich ihn wieder nach Shangchan zurück.

136. *Schneesport*

In Kham ist es sehr kalt, sodass der Boden mehrere Ellen tief gefriert. Die Landschaft sieht dann aus wie in der Schweiz. Doch trieben sie nicht so viel Schneesport wie in der Schweiz. Jene Gegend ist nämlich sehr trocken und der Schnee gefriert beim Tauen mit den Steinen zu festen Klumpen, was für einen Schneesport nicht geeignet ist. Doch sind in den drei grossen Längstälern des Südwestens die Witterungsverhältnisse etwas milder und feuchter, und der Schnee liegt sehr hoch, weshalb man dort auch mehr Schneesport betreibt. Es gibt z.B. Lawinenrollen. Man macht eine grosse Schneekugel und lässt sie den Berg hinabrollen, überall nimmt sie den Schnee mit und wird immer dicker, bis sie schliesslich in einen Bergbach in tiefer Schlucht landet. — Eiskahnfahren. Im Winter wenn die Flüsse spiegelglatt gefroren sind, sodass kein Riss darin ist, nehmen sie einen grossen, flachen Eisklotz und ebnen die Unterfläche mit einem Beil und hauen oben eine Mulde aus. Dahinein setzen sie sich und stossen mit einer Stange ab und gleiten übers Eis. — Eisturmbauen. Mit einem Beil hackt man viereckige Stücke aus dem Eis und baut damit einen Turm, worin ein Mann Platz hat. Er ist wie ein Kristallpalast. In der Sonne schmelzen die Eisstücke und frieren nachts wieder zusammen. So ein Turm hält ziemlich lange, ohne zu zerfallen.

Sie haben auch andere Spiele, wie Schneemänner bauen, Schneehunde formen, usw. Besonders an Neujahr sind diese Spiele sehr beliebt, da dann viel Schnee liegt.

137. *Kinderspiele*

Die Fandse-Kinder lässt man frei herumtollen, um sie so zu einem lebhaften Wesen zu erziehen. Die verbreitetsten Kinderspiele sind folgende:

Steinwerfen. — Sie nehmen einen Stein und werfen ihn mit aller Kraft. Zuerst achtet man auf die Weite, dann auf die Treffsicherheit und dann auf die Schwere. So üben sie der Reihe nach, und wenn sie gross geworden sind, dann verstehen sie es, mit Steinen Menschen zu verwunden. Es ist dies ein allgemeines Spiel und eine Kunst, die sie lernen müssen.

Weitsprung. — Zuerst springen sie auf ebenem Boden, dann von einer Anhöhe. Besonders Geschickte stellen sich auf weit über Abhänge hinausragende federnde Baumäste und springen hinab. Die Kham-Leute halten dieses für ein sehr nützlich Spiel.

Handstand. — Mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben stellt man sich auf die Hände und sucht zuerst einen festen Stand zu gewinnen. Dann geht man auf den Händen anstatt auf den Füßen (die Chinesen sagen dafür auch *tsou mei-shan-lu*, im Kohlenstollen gehen).

Pfeilschiessen. — Pfeil und Bogen sind aus Baumästen verfertigt; die Sehne ist ein Lederriemen. Sie fangen in früher Jugend an zu üben. Wenn sie gross geworden sind, dann nehmen sie richtige brauchbare Bogen und Pfeile und üben vom galoppierenden Pferde aus das Schiessen. Noch vor 25 Jahren gebrauchten die Kham-Fandse Pfeil und Bogen als die wirksamsten Waffen im Krieg.

Wolfsspiel. — Mehrere Kinder packen sich hintereinander an den Kleidern und bilden eine Reihe. Sie sind die Schafe; ein anderer spielt den Wolf. Er kreist ständig um sie herum und sucht das letzte Schaf zu packen. Das erste Schaf läuft ebenfalls ständig kreuz und quer um die andern zu beschützen und den Wolf zu hindern.

Seilspringen. — Zwei Kinder nehmen die zwei Enden eines Strohsseiles in die Hand und schlagen damit im Bogen. Ein anderes Kind läuft hinein und fängt an zu springen. Manchmal sind es drei bis vier Kinder zusammen.

Strohschiffahren. — Aus Stroh und Baumzweigen macht man ein längliches Schiff; einer setzt sich hinein. Dann wird er von mehreren den Abhang hinunter gezogen; oder sie ziehen ihn wieder den Abhang hinauf. Wenn der Fahrgast dabei auf den Boden rollt, dann haben sie einen riesigen Spass.

Federballspiel. — Es ist genau wie das Federballspiel in China, nur anstatt der Federn gebrauchen sie Schafwolle.

Die Fandse sind sehr lebhaft und auch im besten Alter haben sie noch ein kindliches Gemüt, sodass sie sich dann immer noch an den eben erwähnten Spielen ergötzen. Sie sind also nicht nur für Kinder.

SCHRIFT UND SPRACHE

138. *Ein redseliges Volk*

Bei der Fan-Sprache kommt es auf Beredsamkeit an. Wenn einer in einer grossen Versammlung durch seine Beredsamkeit die Versammelten überzeugen kann, dann haben alle grosse Achtung vor ihm. Wenn sie dann später bei Beamten vorstellig werden, oder irgendeine Vertretung nach aussen brauchen, oder einen Streitfall schlichten wollen, dann beauftragen sie diesen Mann als ihren Wortführer und hören auf seine Anweisungen. Diese Gewohnheiten haben die Fandse allmählich zur Vielrederei geführt. Wenn zufällig ein chinesischer Beamter durch jene Gegend kommt, dann werden die Ortsvorsteher und Ältesten der einzelnen Dörfer ihm bestimmt ihre Aufwartung machen. Erlaubt ihnen der Beamte, sich zu äussern, dann will jeder als erster reden, und ihre Worte sprudeln nur so heraus und überstürzen sich. Kaum hat einer aufgehört, dann fängt schon ein anderer an, und oft reden sie in einemfort bis es dunkel wird. Meist reden sie nichts zum Wesen der Sache, sondern sie setzen vergangene Verhältnisse auseinander, um dadurch die Durchführung oder Abänderung einer gegenwärtigen Lage zu erreichen. Zu Anfang ihrer Reden betonen sie immer ihre Hochachtung und Ehrfurcht, wie dankbar sie für die empfangenen Wohltaten seien und wie sie diese vergelten wollten; was man in einem Wort erledigen könnte, darüber verbreiten sie sich in einem ununterbrochenen Redeschwall und werden nicht fertig. Sie fahren fort, immer wieder dasselbe zu sagen, jedoch jedesmal in anderen Worten. Sie haben wohl meistens die Absicht, ihre Beredsamkeit an den Mann zu bringen, um so die Achtung ihrer Genossen zu erwerben. Ob die Sache nun erledigt werden kann oder nicht, darauf scheint es ihnen gar nicht anzukommen. Es ist das ein grosser Fehler von ihnen.

Wenn die Fandse-Stämme unter sich eine unlösbare Zwistigkeit haben, dann kommen jedesmal die benachbarten Vorsteher zusammen und übernehmen die Verhandlung. Sie wählen einen passend gelegenen Ort, rufen die Vertreter der beiden Parteien zusammen und verhandeln über Recht und Unrecht. Schliesslich wird von dieser Schiedsrichtergesellschaft nach Massgabe der Kraft und nach Recht das Wehrgeld festgesetzt. Sind beide Parteien einverstanden, dann anerkennen sie den Schiedsspruch und vertragen sich wieder. Stimmen sie nicht zu, dann rollen sie ihre Zelte zusammen und ziehen ab, und die Feindschaft geht weiter. Bei dieser Rechtsversammlung stellen beide Seiten ihre beredsamsten Männer, welche ihre Rechte vertreten sollen. Diese reden tage- und monatelang mit einem Wortschwall, und kommen trotz der langen Zeit zu keiner Lösung. Selbst wenn die Behörden des betreffenden Ortes die Sache entscheiden wollen, so kommen sie dennoch erst nach zehn Tagen überein. Bei einer solchen Zeitverschwendung würden Angehörige anderer Völker ungeduldig und

aufgeregt in die Höhe fahren. Die Fandse aber sind unter solchen Umständen nicht nur sehr gelassen, sondern sie überlegen noch eifrig, wie sie mit unnützen Worten ihre Verhandlung über den Streitfall noch länger hinausziehen können.

139. *Der Redestil der Fandse*

Wenn auch das ununterbrochene Geschnatter der Fandse einem auf die Nerven geht, so ist doch ihre ganze Redeweise sehr glatt und liebenswürdig. Von Anfang bis zu Ende, einerlei wie lang die Sätze sind, gehen die Worte in einem Fluss durch, ohne Stottern und Stocken. Nach jedem Abschnitt oder Satz halten sie für einen Augenblick inne, damit man sie so auseinander halten kann. Die wichtigen Stellen heben sie mit hoher und klarer Stimme hervor, damit man sie gut versteht; über belanglose Stellen gehen sie mit leiser Stimme und flüchtigen Worten hinweg, sodass der Zuhörer den ungefähren Sinn versteht. Beim Reden machen sie keine Gesten, sondern geben ihrer Rede durch hohe oder tiefe Stimmlage oder durch Dehnen und schnelles Sprechen die nötige Kraft und Farbe, damit man sie ganz klar ohne die geringste Trübung verstehe. Manchmal tragen sie die verwegensten Ansichten in der bescheidensten Redeweise vor. Wenn sie einen Beamten loben wollen, dann sagen sie ungefähr: "Klar wie Sonne und Mond; barmherziger als Vater und Mutter." Wenn sie einen Freund oder Gleichgestellten loben wollen, sagen sie: "Seit je schaue ich zu dir auf wie zu einem Berg und wie zum Polarstern, ich sehne mich nach deiner Belehrung." Sprechen sie lüblich vom Kopf eines andern, dann sagen sie: "Dein Kopf leuchtet 10.000 Meilen weit." Wollen sie jemandes Füße loben, dann sagen sie: "Deine kostbaren Lotosfüße." Selbst einem Feinde gegenüber werden sie nie verächtlich reden. Hören sie einem beim Reden zu, dann fügen sie bei jeder Pause oder nach jedem Satz: "Ja, ja" hinzu. Bei Behauptungen, die nicht nach ihrem Sinn sind, antworten sie immer mit einem freundlichen Lächeln.

140. *Der Aufbau der Fan-Sprache*

Kham hat keine selbständige Sprache. Man spricht allgemein Tibetisch. Die Aussprache jedoch ist nach den einzelnen Gegenden verschieden. Am meisten verbreitet ist die Mundart von Tatsienlu. Sie gilt als "Amtssprache". Die einzelnen Mundarten der einzelnen Orte nennt man "Platt-Sprache" (*ti-chiao-hua* 地脚話). Die Mundart im Weidegebiet weicht am stärksten von der Amtssprache ab. Man nennt sie "Weidesprache". Amtssprache, Platt-Sprache, Weidesprache haben jedoch den gleichen Aufbau.

Jetzt folgt eine Erklärung des Satzbaues, der Wortstellung, der einzelnen Wortformen usw., was mit dem Tibetischen vollständig übereinstimmt. Wenn die Fandse Chinesisch lernen, dann stellen sie im Satz die einzelnen Worte immer um. Genau so machen es die Chinesen, wenn

sie die Fandse-Sprache sprechen, was bei der Frau des Verfassers immer zu den spassigsten Misserständnissen geführt hat.

141. *Die Fan-Sprache ist leicht zu lernen aber schwer zu beherrschen*

Eine wörtliche Übersetzung des Kapitels lohnt sich nicht, es sei nur der ungefähre Inhalt angegeben. Die Chinesen können schon nach ein bis zwei Monaten das Notwendigste verstehen und sprechen. Nach ein bis zwei Jahren können sie sich schon gut in der Unterhaltung verständigen. Die meisten Dolmetscher in Kham haben keine besondere Sprachschulung durchgemacht. Sie waren eben nur lange mit den Eingeborenen zusammen, sodass sie alles verstehen können. Wenn man die wichtigsten Wörter und ihre Stellung im Satz kennt, dann kann man zur Not alles verstehen und ausdrücken.

Wenn man sich aber im Reden mit den Eingeborenen nicht lächerlich machen will, dann muss man die Sprache sehr gut beherrschen, was überaus schwer ist. Die Fandse achten nämlich auf eine sehr gefällige und gewählte Redeform und die Grammatik ist sehr genau. Sie haben Konjugation der Verben usw., ähnlich wie im Englischen. Dann ist die Redeweise je nach der Würde und Stellung der Redenden verschieden. Alle Substantive haben entweder männliches oder weibliches Geschlecht. Dazu gibt es viele Wörter, die bei verschiedener Schreibweise dennoch einen fast gleichen Laut besitzen, sodass man nur aus dem Zusammenhang den Sinn verstehen kann. Auch das ist nicht immer möglich. Z.B.: Chê heisst Teufel, Affe, Maultier, Bär, Schlange, Honig, Messer, Bettler, Elfe. Die Schreibweise ist nicht gleich, aber die Aussprache stimmt fast ganz genau überein. Wenn man z.B. sagt: "Meine Hand wurde von einem ché verletzt", dann weiss man nicht, ob der Mann von einem Affen, Bären oder Maulesel gebissen wurde oder ob er sich mit einem Messer verletzt hat usw. So ist also die Fan-Sprache zwar leicht zu erlernen, aber sehr schwer zu beherrschen.

142. *Einige Fandse-Schimpfwörter*

Ich habe bereits früher von den guten Charaktereigenschaften der Fandse geredet, aber ich habe einen Punkt vergessen; sie kennen nämlich nicht die Gewohnheit Leute zu beschimpfen. Sie haben nur einige beleidigende Schimpfwörter welche meist Verwünschungen sind. Die abscheulichen chinesischen Ausdrücke wie "kou-yang, niu-ts'ao," Hundebastard, Rinderbastard usw., sind ihnen unbekannt. Ich bringe hier einige Schimpfwörter als Beispiele:

"Ch'u ma pu hsü chüeh", d.h. Blutspucker (man wünscht, dass einer diese Krankheit bekommt).

"Sa la ju chi", d.h. du hast genug gefressen (Sinn: du bist reif zum Sterben).

“*La tung chi*”, d.h. du wirst nicht lange leben.

“*Ko chi chü*”, d.h. man soll dich köpfen.

“*Chia pa sa*”, d.h. Kotfresser.

“*I sa ma*”, d.h. du sollst Witwe werden (Schimpfwort für Frauen).

“*Chia chu*”, d.h. Chinesen-Bettler (wird nur für Chinesen gebraucht).

143. *Der Gebrauch des Wortes “sein”*

Im Chinesischen hat das shih 是-Zeichen einen sehr weiten Sinn. Wenn man es in der Fremdsprache übersetzen will, dann muss man es durch eine ganze Reihe von Hilfszeitwörtern ausdrücken. Dieses Kapitel ist nicht übersetzt. Der Verfasser bringt eine Reihe Beispiele.

144. *Einige chinesische Ausdrücke, welche die Fandse kennen*

Der Verfasser bringt eine Reihe Ausdrücke, die bei den Fandse gang und gäbe sind, die sie aber nicht richtig gebrauchen.

145. *Die tibetische Schrift*

146. *Die Herkunft der tibetischen Schrift*

147. *Die Schriftarten des Tibetischen*

Diese drei Kapitel sind nicht übersetzt, weil für die Ethnographie Khams belanglos.

148. *Bambusstift und Tinte*

Beim Schreiben gebrauchen die Fandse keinen Tisch, sondern sie setzen sich auf den ebenen Boden. Das Papier legen sie flach auf die linke Handfläche; die Rechte nimmt den Bambusstift und schreibt damit auf dem flach der Hand aufliegenden Teil. Sie schreiben von rechts nach links in wagerechten Linien. Oder sie legen das Papier auf die Lederfläche ihres Schaffellkleides über beide Knie. Beide Arten des Schreibens sind sehr bequem. Ihr Schreibstift ist ein flaches, angespitztes Bambusstäbchen, ähnlich wie ein plattes, dünnes Esstäbchen. Die Spitze ist viereckig zugespitzt, ähnlich wie eine europäische Rundschriftfeder. Alle Schreiber richten sich ihren Schreibstift selber her. Ist die Spitze stumpf, dann spitzt man sie wieder nach. So ein Stift lässt sich zehnmal spitzen; er ist also sehr sparsam im Gebrauch. Westlich von Tatsienlu bis nach Tibet, nördlich bis nach Tsinghai und in der Mongolei, überall wo man Tibetisch schreibt, gibt es aber keinen Bambus, sodass das Material für die Schreibstifte aus Innerchina, Indien, Birma, Nepal, Buthan eingeführt werden muss. Für die Fandse ist daher ein Bambusplättchen so kostbar wie ein Edelsteinsplitter. Im *Tsang-Wei chih-lüeh* des Sheng Sheng-tsu heisst es: “In Tibet gibt es keinen Bambus, ein Bambusplättchen ist für die Vorsteher und das gewöhnliche Volk der Fandse überaus kostbar. Wenn jemand von China ein Stück Bambus mit

nach Tibet bringt, dann suchen sie es auf alle Weise zu kaufen." "Man könnte nun fragen: Warum hat man in einem bambuslosen Land eine Schrift erfunden, die mit Bambusstäbchen geschrieben werden muss? Darauf ist zu sagen: Das Schreiben mit Bambus ist ein altindisches Verfahren; das tibetische Schreibverfahren aber ist von Indien übernommen, folglich haben sie auch den Bambusstift von dort eingeführt.

Das Schreiben mit dem Bambusstäbchen ist genau so bequem wie das Schreiben mit der Feder. Weil aber zu wenig Tinte aufgenommen wird, ist auch der Schriftzug zu steif; noch ehe man ein Wort fertig hat, ist auch die Tinte schon verbraucht. Wer also Tibetisch schreibt, muss ein Tuschekästchen haben, um ständig mit dem Bambusstift hineinfahren zu können. Ihr Tuschekästchen aber ist genau so angefertigt wie das chinesische; wieder ein Beispiel für die Kulturbeziehungen zwischen Tibet und China.

149. *Das Fandse-Papier und chinesisches Papier*

In der T'ang-Zeit ist das chinesische Verfahren der Papierherstellung in das T'u-fan-Gebiet übernommen worden. Im Fandse-Gebiet aber gibt es keinen Bambus, kein Reisstroh, kein Tuch, keine Fischnetze, kurz überhaupt keinen Rohstoff für Papierherstellung. Infolgedessen hat sich auch kein Papiergewerbe entwickelt. Das heutzutage in Kham benötigte Papier für die tibetische Schrift ist zum grössten Teil aus dem Kreise Taocheng eingeführt. Es ist so dick wie ein Kupferstück oder wie 10 Blatt dickes chinesisches Papier; denn bei der Herstellung gebrauchen sie keine ganz sauberen Pflanzenfasern. Das Papier ist also sehr hart und eignet sich nur für die tibetische Schrift.

Überall wo Chinesen wohnen ist chinesisches Papier zu haben. Dieses chinesisches Papier wird fast ausschliesslich von Kiakiang in Szechwan eingeführt. Für Spruchrollen braucht man rotes Papier, für amtliche Schriftstücke weisses. Der Verbrauch ist sehr gross. Ausserdem gibt es noch Briefpapier, buntes Papier, und Schmuckpapier zum Aufziehen der Spruchrollen. Anfangs gebrauchten nur die Chinesen dieses Papier. Die Fandse aber fürchteten, es sei zu dünn, um mit dem Bambusstäbchen darauf zu schreiben, sodass sie nicht wagten, es zu gebrauchen. Später versuchten die chinesischen Beamten chinesisches Papier für tibetisch geschriebene Amtsstücke zu benutzen. Es stellte sich heraus, dass das chinesisches Papier zwar dünn, aber doch zäh war und nicht zerriss, dass aber die Farbwirkung sehr schön war. So gebrauchten auch die Fandse allmählich dieses Papier. Heutzutage wird in Kangting nicht mehr viel Fandse-Papier verwandt.

Aus dem Schreibzeug von Kham und Tibet lässt sich ersehen, dass die Kultur der T'u-fan in Beziehung zu Indien und China steht. Der

Bambusstift und die Schriftform sind Nachahmungen aus Indien. Papier und Tusche weisen nach China. Vor ihrer Schriftreform aber war ihre Schrift nach chinesischer Art.

150. *Das tibetische Wörterbuch*

Ist nicht übersetzt. Die Tibeter selbst haben kein Wörterbuch. Das beste Wörterbuch soll das von Sarat Chandra Dass und Charles Bell sein, welcher wegen seiner Gelehrsamkeit überaus von den Lamas geachtet wurde. — Chinesischerseits liegen zwei Versuche vor, einer von Chao Erh-feng und einer von Wang Chieh (1928); beide sind aber nicht fertig geworden.

151. *Die tibetische Briefform*

Ist nicht übersetzt. Inhalt: Die Regeln beim Briefschreiben. In jedem Brief muss auch noch ein Hada mitgeschickt werden.

DIE FRAGE DER ASSIMILATION

152. *Die Hsi-Fan sind sehr leicht zu assimilieren*

Das Kapitel sei frei wiedergegeben. Der Verfasser legt die Gründe dar, warum die Fandse leicht zu assimilieren sind. Er unterscheidet zwei Gruppen. Das erste sind Gründe für eine Selbstassimilation der Fandse. Sie laufen meist darauf hinaus, dass die Fandse von Natur aus sehr willig sind und dass sie in der Geschichte und im Handelswesen sich gut mit den Chinesen vertragen haben. Sie sind einer Vermischung mit den Chinesen nicht abgeneigt, lieben chinesische Sitten und Kultur und wollen gerne zivilisiert sein, was umso leichter ist, als sich in ihrer Kultur viel Übereinstimmendes mit Altchina findet. Des Verfassers eigene Frau hat sich in kürzester Zeit vollständig sinisiert.

Die zweite Gruppe sind Gründe, die für die Assimilationskraft Chinas sprechen. Die Chinesen haben sich die widerspenstigsten Völker einverleibt; umso leichter wird das sein bei einem Volk, das so günstige Voraussetzungen bietet wie die Fandse; denn die Fandse haben kein festes Staatsgefüge, sind Buddhisten und deshalb nicht eng national. Ihr Land ist gross, die Einwohner sind wenige, sodass sie nicht auf den Gedanken von Notkriegen kommen. Ferner achten sie die chinesische Kultur sehr hoch, weil sie ihnen überlegen ist.

143. *Die notwendigen Erfordernisse für eine Assimilation der Fandse*

Ich habe mich über zwei Jahre lang mit der Frage der Assimilation befasst und ich glaube die notwendigen Voraussetzungen allmählich zu begreifen. Es dürften wohl folgende sein:

1. Verbesserung der Sprachpolitik mit dem Ziel sprachlicher Verständigung (cf. Kap. 154-157).
2. Verpflanzung der Fandse nach China und der Chinesen nach Kham, mit dem Ziel der gegenseitigen Verbrüderung (vgl. Kap. 158-169).
3. Begünstigung der rassischen Mischehen, mit dem Ziel der Blutsvermischung (vgl. Kap. 160).
4. Begünstigung des Buddhismus, mit dem Ziel, ihren Charakter friedfertig zu erhalten (vgl. den Band über Religion).
5. Verbesserung der Verwaltung, mit dem Ziel, sie den Chinesen geneigt zu machen (vgl. den Band über die Verwaltung).
6. Erschliessung der Wirtschaft, mit dem Ziel der Zusammenarbeit (vgl. den Band über die Landeserzeugnisse).

Die sechs Erfordernisse führen zu allerlei anderen Verfahren, die ich hier nicht auseinanderzusetzen brauche; man vergleiche dazu nur meine Schriften.

154. *Das Versagen der sprachlichen Verständigung in der Vergangenheit*

Der Verfasser setzt die Gründe auseinander weshalb diese Verständigung scheiterte. Der Hauptgrund war der, dass die Chinesen ihre Dolmetscher und Sprachschulen für das Tibetische in China errichteten und die Schüler in China ausbilden wollten. Das war aber nicht die richtige Umgebung, sodass der Stand der Schüler sehr schlecht war. Am besten ist es, diese staatlichen Schulen für Dolmetscher und Beamte in Kham selber zu errichten.

155. *Die Notwendigkeit guter Dolmetscher*

Nicht übersetzt. Bei der chinesischen Verwaltung ist das Ideal, eigene Landsleute als Dolmetscher und Mittelspersonen zu haben, weil die tibetischen ihren eigenen Vorteil suchen und nicht zuverlässig sind. Man soll daher gute chinesische Mittelschüler in chinesischen Schulen in Kham weiterstudieren lassen und sie je nach ihren Leistungen zu Dolmetschern, Beamten und Mittelspersonen machen.

156. *Der Missbrauch der Dolmetscher*

Der Verfasser bringt einige Beispiele wie Fandse-Dolmetscher viel Unheil anrichteten zu ihrem eigenen Vorteil, die chinesische Verwaltung auf Schritt und Tritt hinderten und das Fan-Volk gegen die Chinesen aufhetzten.

157. *Ein Lehrbuch der tibetischen Sprache für die Shensi-Kaufleute.
Ist nicht übersetzt.*

158. *Die Folgen des Zusammenwohnens der beiden Völker*

Ethnographisch wenig bedeutend. Die Erfahrung zeigt, dass in Gebieten, wo die Chinesen mit den Fandse zusammenwohnen, die Fandse allmählich zu Chinesen werden, und das umso mehr je länger die Chinesen dort ansässig sind. Niemals wird ein Chinese ein Fandse. Es ist darum das beste, wenn die Chinesen sich in Kham ansiedeln und nicht die Fandse in China.

159. *Die Ergebnisse der Fandse-Besuche in China*

Dass die Fandse nach China kommen, hat sich als sehr vorteilhaft erwiesen. Sie sehen, dass China gross und mächtig ist und eine hochstehende Kultur hat, das beseitigt ihren eigenen Rassestolz und gibt ihnen Hochachtung für die Chinesen ein. Sie machen dann nach ihrer Rückkehr in ihrem Land Propaganda für China. Darum soll man den Fandse die Möglichkeit geben, durch zollfreien Handel, Besuch von Schulen bei freier Verpflegung, China kennen zu lernen. Widerspenstige Führer soll man nach China bringen, sie dort bei guter Behandlung ausbilden und dann wieder nach Kham zurückschicken.

160. *Ch'e-ko-wa*

Ch'e-ko-wa ist ein tibetischer Ausdruck. Er bezeichnet einen Mischling, dessen Vater ein Chinese und dessen Mutter eine Fandsin ist. Die Erfahrung lehrt, dass diese Mischlinge in ihrer körperlichen und seelischen Eigenart zu 70% Chinesen sind. Europäische Statistiker führen sie alle als Chinesen auf. Diese Mischlinge wollen auch selber als Chinesen gelten. Wenn sie Chinesisch können, bezeichnen sie sich als Chinesen; wenn nicht, dann wollen sie doch wenigstens keine Fandse sein. Sie sind der Volksteil für den bei der Assimilation die grösste Hoffnung besteht. Deshalb sollen möglichst viele Chinesen in Kham heiraten.

161. *Das Gesetz der Assimilation*

In Anlehnung an das Newtonsche Gesetz der Körperanziehung stellt der Verfasser ein Gesetz der Assimilation auf: die Assimilationskraft zweier Völker steht in gleichem Verhältnis zu ihrer Kulturhöhe und in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem seelischen Abstand. Völker, die gegenseitig verschieden geartet sind, werden sich trotz gleicher Kulturhöhe nicht leicht assimilieren, z.B. Europäer und Chinesen. Umgekehrt werden Völker, die bei verschieden hohem Kulturstand seelisch verwandt sind, sich leicht verschmelzen, wie z.B. Kham-Fandse und Chinesen, deren Kultur die Fandse als die überlegene anerkennen.

162. *Die alten Sitten*

Die Gelehrten, welche für das Altertum schwärmen, bedauern immer, dass sie nie mit einem Menschen der alten Zeit zusammengetroffen

sind. Würden sie aber wirklich einen solchen treffen, dann wäre das noch lange nicht so gut, wie wenn sie ins Grenzgebiet zögen. Abgesehen von dem neueren Lamaismus steht nichts im Wege, das heutige Volkstum von Kham durch die alten Sitten der frühen Ch'in-Zeit zu kennzeichnen. Hier mögen nun einige der auffallendsten Merkmale hervorgehoben werden:

1. Die biedere Art des Volkes (vgl. Kap. 81-88).
2. Feudalismus. Im *Shih-ching* und *Shu-ching* ist ständig von diesen Kleinstaaten die Rede. Das Gebiet der heutigen Provinzen Shantung, Honan, Hopei, Kiangsu, Anhwei, Szechwan, Hupeh, Shansi, Shensi und Kansu waren damals in eine Unmasse kleiner Staaten aufgeteilt, von denen ein jeder nur etwa 1/10 eines heutigen Kreises ausmachte. Aus dem *Ch'un-ch'iu* lassen sich über 100 solche Staaten belegen, wie Teng 鄆, Yung 庸, Tsou 鄒, Chü 莒, welche etwa die Grösse eines heutigen Kreises hatten. Die andern belanglosen, nicht erwähnten kleinen Stättchen waren, wie sich leicht annehmen lässt, noch viel kleiner. Die Fürsten dieser Staaten waren durchwegs sehr selbstherrlich und schädigten und pressten das Volk. In Kham ist es heute noch genau so. In dem früheren Bezirk Yachou gab es im ganzen 18 grosse Tuse und 120 kleine Tuse und in dem heutigen Gebiet der 15 Kreise, die von chinesischen Beamten verwaltet werden, finden sich immer noch über 100 einheimische Machthaber von fürstenähnlichem Rang. Sie sind ebenso überheblich und gewaltsam wie die Fürsten der Yin- und Chou-Zeit.
3. Die Landverteilung. Für das System der Landverteilung haben Gelehrte der Spät-Han-Zeit allerlei umstrittene Lehrmeinungen aufgestellt. Sie haben aber das Chou-kuan¹ nicht richtig verstanden. — Der Fandsebauer erhält auch heute noch seine Wohnung und sein Land vom Ortsherren. Es gehört ihm nicht zu eigen. Er darf es weder verkaufen noch aufteilen. Hier hat sich tatsächlich noch ein Rest des *ching-t'ien*-Verfahrens² erhalten. — Ferner haben die Tuse und Ortsvorsteher noch Staatsland, wie das *t'ang-i*-Land, *ta-i*-Land, *wu-la*-Land³, welches von ihren Untertanen in Fronarbeit bebaut wird. Ferner beschenken die Tuse ihre Ortsvorsteher mit Privatland, was also noch ein Überbleibsel des *t'ang-mu-i*-Verfahrens darstellt⁴.
4. Gesellschaftliche Schichtung. Die gesellschaftliche Schichtung ist bei den Fandse von Kham genau so streng durchgeführt wie in der Chou-Zeit. Die Kinder eines Tuse müssen in der Tuse-Schicht bleiben, die Kinder eines Vorstehers in der Vorsteher-

schicht und der Sohn des gewöhnlichen Volkes bleibt beim gewöhnlichen Volk. Ein Sklavensohn kann nur Sklave werden. Nur Angehörige gleicher Schicht können mitsammen essen und sich gegenseitig heiraten, Leuten aus verschiedener Schicht ist das nicht erlaubt. Z.B. kann ein Tuse sich nach Belieben eine Frau aus einer unteren Schicht als Kebse suchen und auch die Frau eines Tuse kann sich mit einem Manne aus einer unteren Schicht abgeben; aber eine regelrechte Ehe dürfen sie nur mit Angehörigen der Tuse-Schicht eingehen. Wenn die Fandse einer Dame den Hof machen wollen, dann fangen sie zuerst an, deren Ahnen zu rühmen, ähnlich wie die altchinesischen Redensarten: "Tochter des Herzogs von Ch'i... Schwägerin des Herzogs von Hsing."

5. Konkubinat. Wenn ein Tuse heiratet, dann muss der Sitte gemäss die Brautfamilie noch einige Frauen als Konkubinen mitgeben. Diese mitverheirateten Frauen können Verwandte der Frau oder auch ihre Mägde sein. Diese Einrichtung stimmt weitgehend mit dem Konkubinat der Chou-Zeit überein.
6. Sklaverei. Die adeligen Kham-Fandse kaufen aus den niederen Schichten des Volkes Leute als Knechte. Diese Knechte und ihre Kinder sind Privateigentum des Herrn. Von ihrem Herrn hängt Leben und Tod, Entlassung und Behalten, Heirat und Berufstätigkeit ab; genau wie bei der Sklaverei Altchinas.
7. Erbberechtigte und rechtlose Söhne. Der Erstgeborne aus der rechtmässigen Ehe zählt als erbberechtigter Sohn. Er erbt Rang und Besitz. Die andern Söhne können schauen wie sie weiterkommen. Diese Einrichtung ähnelt sehr unserer Einrichtung der "erbberechtigten und rechtlosen Söhne". Allerdings kann ein in die Familie eingeheirateter Schwiegersohn an Stelle des fehlenden erbberechtigten Sohnes treten, was es in Altchina nicht gab.
8. Steuer- und Fronwesen. Die Kham-Fandse fordern staatliche Abgaben und Frondienste. Bei Krieg oder Aufständen zwischen den einzelnen Stämmen besteht Wehrpflicht für das Volk. Kriegsgerät und Waffen, Pferde, Verpflegung für Mensch und Vieh muss das Volk selber stellen; eine Einrichtung, wie sie sich noch im Chou-kuan findet.
9. Kleidung und Schmuck. Die Fandse tragen im Winter Fellkleider und im Sommer Tuchgewänder mit flacher Halsborde⁵ und weiten Ärmeln und gürteten sich die Hüften. Das Haar lassen sie lang wachsen und drehen es zu einem Knoten. Dies

und die verschiedenen Schmucktrachten bewahren noch den alten chinesischen Stil. Vor allem ist es zu verwundern, dass sie Schlafkleider tragen, von eineinhalb Körperlänge. Tagsüber trägt man sie als Schutz gegen die Kälte und nachts dienen sie als Bettzeug. Männer und Frauen tragen Ohrgehänge, Dolche und allerlei Anhängsel, das bei jedem Schritte leise klirrt, genau wie es in Altchina Brauch war.

10. Die Art des Sitzens und Liegens. Das chinesische Altertum kannte keine Tische und Betten. Sitzen, schlafen, essen und trinken, alles geschah auf ebener Erde. Beim Schlafen hatte man keine Kissen und Unterlagenpolster, deshalb musste man den Kopf auf den gekrümmten Arm legen. Bei den Kham-Fandse ist es heute noch genau so.
11. Aberglaube an weibliche und männliche Schamanen⁶. Wenn die Leute im Grenzland krank sind, dann rufen sie nicht den Arzt, sondern den Schamanen oder den Lama. Auch für das Weissagen über Fruchtbarkeit und Missernte oder Kriegsglück laden sie den Zauberer ein, damit er wahrsage oder seine Gebete verrichte. Im alten China bezeichnete man den Arzt mit Schamanen und umgekehrt. Die Fürsten hatten alle ihren Gross-Schamanen; also auch hier die gleichen Gepflogenheiten.
12. Feueropfer.⁷ Im frühen chinesischen Altertum galt das Feuer als eine grosse Opfergabe. Beim Konfuziusopfer ist es auch heute noch so. Beim Opfer an die Geister gebrauchen die heutigen Fandse weder Weihrauch noch Tuch, weder Papier noch Kerzen. Sie verbrennen nur Zweige des Zwergwacholders. Bei grossen Opfern zünden sie ein besonders grosses Feuer an. Ferner opfern sie den Geistern keine Hühner und keine Schweine, sondern Rinder und Schafe, genau wie beim *t'ai-lao*-Opfer oder *shao-lao*-Opfer.⁸
13. Unzucht. Viele erotische Lieder aus der Ost-Chou-Zeit konnte Konfuzius bei der Zensur des *Shih-ching* zwar ausmerzen, aber nicht alle. Was aber das *Ch'iu-ming*⁹ betrifft, so lassen sich die darin enthaltenen Geschichten von Unzucht zwischen Höherstehenden und Niedrigstehenden, zwischen Geschwistern oder zwischen Vater und Sohnsfrau gar nicht alle aufzählen. Das ist aber im Gesellschaftsleben des heutigen Kham eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Wenn die Kinder Unzucht treiben wollen, dann meiden sie dabei nicht die Eltern. Wenn einer mit Adelligen ein Verhältnis hat, dann macht er das alles wie eine Ruhmestat kund. Wenn z.B. die Mutter mit einem Liebhaber verkehrt, so erzählt das der Sohn ohne im geringsten

zu erröten. Das sind Verhältnisse wie sie der Spruch meint: "Sieben Kinder vermögen nicht ihre Mutter zu trösten."¹⁰ Was die geilen Männer und lüsternen Frauen betrifft, so kann man allorts sehen, wie sie sich gegenseitig Geschenke machen, an den Händen ziehen und im Wechselgesang singen; wir haben also ganz klar die Vertraulichkeit¹¹ zwischen Männer und Frauen wie in der Ost-Chou-Zeit.

14. Volkslieder. Reisende im Grenzgebiet hören überall Liedersingen. Auf den Wegen singen die Fandse über alles was sie sehen, was sie fühlen, vor allem wenn sie zufrieden sind. Die Fandse haben keine festen Liedertexte; sie singen wie ihnen der Schnabel steht, auch im dichtesten Gedränge auf der Strasse. — Auf den paar hundert Seiten des altchinesischen Liederbuches (*Shih-ching*) sind es alles Lieder, die das Volk wirklich aus der Fülle seines Gemütes gedichtet und gesungen hat.
15. Bretterhäuser und Reisigwände. In Kham gibt es keine Strohhütten und keine Ziegelhäuser. Zwei Zehntel der Häuser sind mit Holzbrettern oder Steinplatten gedeckt. In acht von zehn Fällen legen sie über eine Holzunterlage eine Lehmschicht als Dachdeckung. Um ihre Felder und zum Schutz ihrer Höfe ziehen sie aus Steinen geschichtete niedrige Mauern. Darauf pflanzen sie Dornhecken. Im *Shih-ching* heisst es: "Auf seinem Bretterdach ...". Oder: "Auf den Mauern sind Dornen, sodass man sie nicht fegen kann". Das muss man ebenfalls in diesem Sinne verstehen.

Im *K'ang yu chi-hing* heisst es: "Die Fandse haben vieles mit den Altchinesen gemeinsam:

1. Die Schürze, welche die Frauen auf der Vorderseite des Gewandes tragen. (Diese viereckige Schürze entspricht dem alten *fei* 帶).
2. Die Fanbonzen müssen bei Besuchen ein Hada schenken; bei den Altchinesen war es ein Päckchen Seide.
3. Wenn die Fandse einen Beamten treffen, dann müssen sie mit gebeugtem Rücken seitlich ausweichen. Das ist dasselbe wie wenn die Altchinesen bei einem niedrigen Würdenträger eine Verbeugung machten, bei einem hohen Würdenträger eine noch tiefere Verbeugung machten und der Wand entlang vorbeiging.
4. Auf Fragen der Achtungspersonen müssen sie bei der Antwort die Hand vor den Mund halten. Wenn jetzt die Anstandssitten verloren sind, dann soll man sie in dieser Wildnis suchen gehen; stimmt es etwa nicht?"

- 1) **Chou-kuan** 周官, behandelt das Verwaltungswesen in der Chou-Zeit; in der Chou-Zeit verfasst.
- 2) **Ching-t'ien-fa** 井田法, Teilungsverfahren des Landes in der Chou-Zeit. Ein Stück Land wird in 9 Teile geteilt, von denen acht einzelnen Familien zu Bebauung übergeben werden. Das Land in der Mitte wird von allen gemeinsam bebaut. Dort befindet sich auch ein gemeinsamer Brunnen; daher **ching-t'ien** (Brunnen-Land).
- 3) **T'ang-i** 湯役, **ta-li** 打役, unklar, was damit im einzelnen gemeint ist. Jedemfalls handelt es sich um Land, das für öffentliche Zwecke bebaut wird. **Wu-la-t'ien** 烏拉田, Land, das für Deckung der Reisekosten von Beamten bebaut wird.
- 4) Vgl. Kap. 14, Anmerkung 1.
- 5) Vgl. Kap. 62, Anmerkung 1.
- 6) **Wu** 巫 weibliche Schamanen, **hsi** 覡 männliche Schamanen. Ob man die beiden Ausdrücke mit Schamane wiedergeben kann, darüber lässt sich streiten. Allgemein nimmt man an, dass es sich bei den **wu** und **hsi** um Zauberer handelt, die im Tanz mit den Geistern in Verbindung treten, also um Schamanen.
- 7) **Fan-liao chih chi** 燔燎之祭, ein Feueropfer; kein Brandopfer im üblichen Sinne, sondern das Feuer als solches gilt als Opfer.
- 8) **T'ai-lao** 太牢 = Rind; **shao-lao** 少牢 = Schaf.
- 9) **Ch'iu-ming** 邱明, Kommentar zu den Frühlings- und Herbstannalen.
- 10) Spruch aus dem **Shih-ching** Sinn: eine Mutter sucht trotz ihrer vielen Kinder noch unerlaubten Trost.
- 11) Wörtlich "Zusammensein auf einem Wagen", Anspielung auf ein Erlebnis des Konfuzius.

163. "Ausgemerzt mit sieben Pinselstrichen"

Im Wu-hou-Tempel (Chu Ko-Liang-Tempel) zu Kangting steht ein Gedenkstein. Darauf ist ein Gedicht von Prinz Kuo eingemeißelt mit der Überschrift: "Ausgemerzt mit sieben Pinselstrichen."

Prinz Kuo erhielt im 12. Jahre der Yung Cheng-Periode (1735) den kaiserlichen Auftrag, den Dalai-Lama von T'ai-ning nach Tibet zurückzubegleiten. Sein Weg führte über Tatsienlu. Da er seine Kurzweil im Versemachen suchte, finden sich überall seine schriftlichen Spuren, in Kangting, T'ai-ning, Hua-ling-p'ing, Hsiao-t'ien-tu usw. Das "Ausgemerzt mit sieben Pinselstrichen" ist ein lustiges Spottgedicht auf die Fandse. Aus diesem derben Spottgedicht lässt sich ersehen, wie sehr damals die chinesischen Beamten das Grenzland verachteten und verabscheuten, wie wenig sie sich um die Fandse-Psychologie kümmerten und wie wenig Verständnis sie für eine Assimilationsarbeit hatten. Das Gedicht lautet:

"Ich reiste 10000 Meilen weit und überschritt die Grenze in Tatsienlu. Da war ich am Ende der Welt. Wie sind die Bergpfade

so wild und steil. Wie wilde Tiere gurgeln die Wasser. Zwar haben die Weiden im vierten Monat Zweige getrieben; aber es fehlen die bunten Blumen. Ununterbrochen gehen starke Stürme nieder, Tag und Nacht. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *wan-tse ch'ien-hung* 萬紫千紅 (= den bunten Frühling). (Damit ist die Landschaft besungen)."

"Auf prächtigen Pferden reiten sie ein und aus. Sie gebärden sich wie Kaiser und Herzöge, die 10000 Familien beherrschen. Durch alle Geschlechter haben sie die Gunst des Kaisers erfahren. Sie haben auf dem Hut den kaiserlichen Knopf und die Feder; Söhne und Enkel sind ihnen beschert. In der kaiserlichen Gedenkhalle sind ihrer Verdienste wegen ihre Bilder gemalt; wahrhaftig genug des Ruhmes. Warum sollten sie sich mit klassischen Büchern befassen? Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *chin-pang t'i-ming* 金榜題名 (= den Namen des besten Prüfungskandidaten)¹. (Damit sind die Tuse besungen)."

"Im Barbarengelände wohnen die Leute in 100 Ellen hohen Burgen. Wie herrenlose Hunde laufen überall die Kinder umher. In den Räumen stinkt es von Kot und Jauche. Aus Steingeröll sind ihre Mauern aufgeschichtet, hinten und vorn mit bunten Lappen behängt. Steine mit Gebetssprüchen und Fahnenstangen stehen einsam rechts neben dem Eingang. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *tiao-liang hua-tung* 雕梁畫棟 (= ein prächtiges Haus). (Damit sind die Burgen besungen)."

"Sie tragen Pelzkleider ohne Bezug. Das ganze Jahr wechseln sie sie nicht. Dünne Gewänder brauchen sie nicht; denn im Winter liegt der Schnee berghoch und im Sommer gehen kühle Winde. Ihr P'ulu ist dauerhaft genug. Über ihren Glockenrock binden sie ein Hada vor die Brust. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *chin-hsiu ling-lo* 錦繡綾羅 (= den kostbaren Seidenstoff). (Damit ist die Kleidung der Fandse besungen)."

"Kommt ein Gast, so halten sie ihn nicht zurück. Er bekommt einen Napf Milch und Tee. Sie trinken Barbarenmilch und Gerstenwein. Den Tsamba mischen sie mit Butter. Rinderkeulen und Hammelschinken essen sie mit Haut und Haar. Wie ein Wirbelwind durch die Wolken stiebt, so verschlingen sie alles. Erst dann ruhen ihre Hände. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *shan-chen hai-wei* 山珍海味 (= die kostbaren Gerichte). (Damit ist die Nahrung besungen)."

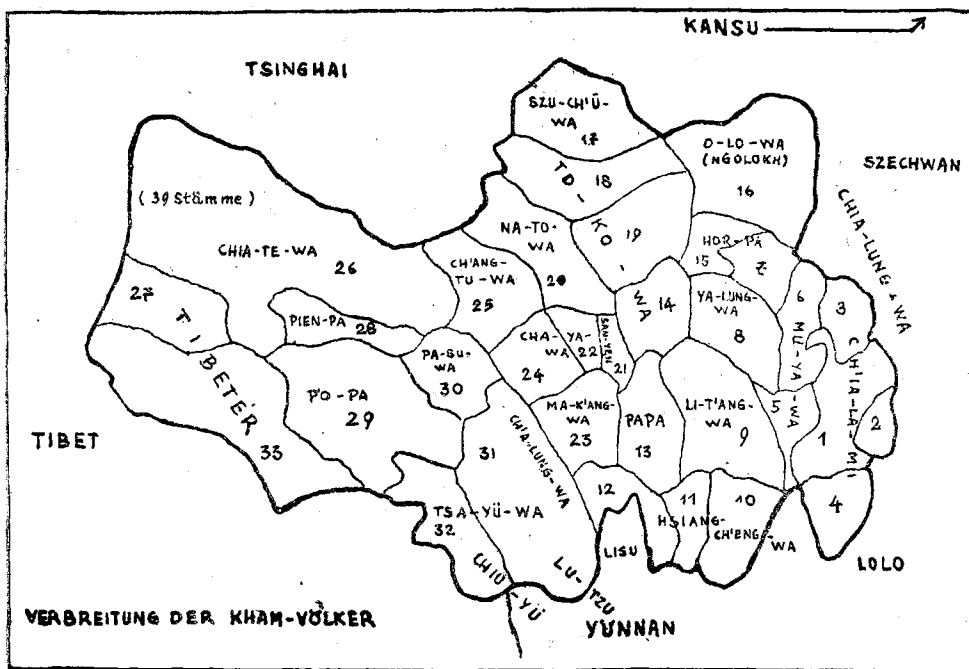
"Verdorbene Glatzköpfe erfüllen mit Zimbelschlag und Essnapfklang ununterbrochen die Luft. Mit dem Mund leiern sie

ihre blöden Gebete und im Herzen denken sie an ihre Buhlen. Unheimlich schwarz blitzen ihre Augen, wie die der wilden Tiere. Eine Schulter ist immer entblösst und ihre Hände sind lackschwarz wie Stahlgabeln. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *san-kuei wu-chieh* 三飯五戒 (= die Regeln und Verbote). (Damit sind die Bonzen besungen)."

"Die Mädchen haben grosse Füße und ihre zahllosen Zöpfchen hängen wirt durcheinander wie Perlschnüre. In tausend Fältchen sind ihre Schürzen zerknittert und ihre Oberjacke hat keine Knöpfe. Sie tragen keine Hosen, um sich zu bedecken. Lüstern sind sie und jedermann kann mit ihnen verkehren. Darum streiche ich mit einem Pinselstrich das: *li-i lien-ch'ih* 禮義廉恥 (= Gesittung und Schamhaftigkeit). (Damit sind die Frauen besungen)."

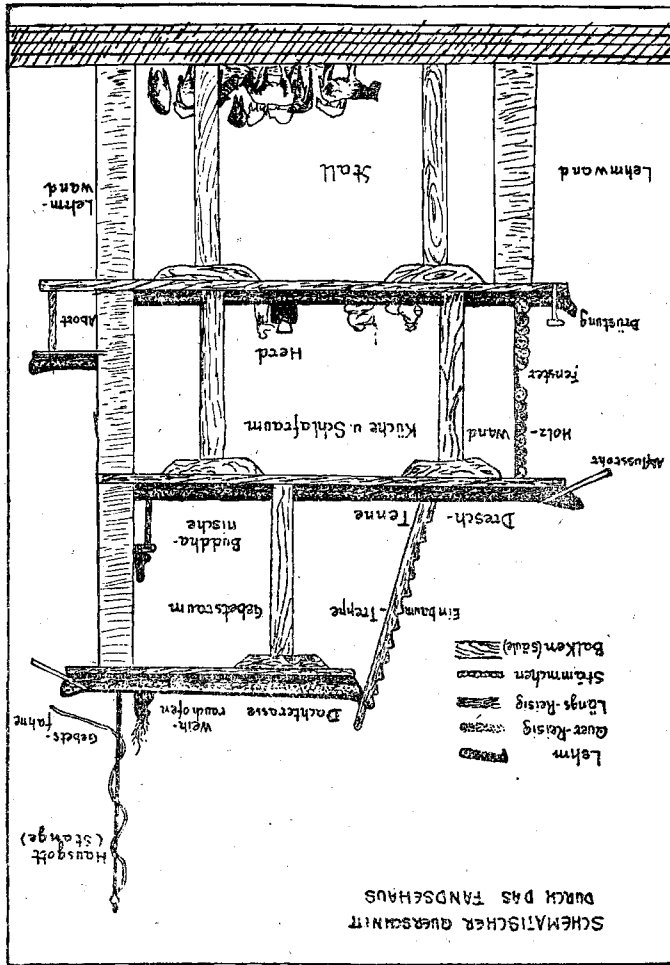
1) Der Name des besten Kandidaten bei den Staatsprüfungen wurde vom Kaiser auf eine goldene Tafel geschrieben und ausgehängt.

ZEICHNUNGEN ZU: JEN NAI-CH'ANG, DIE FANDSE

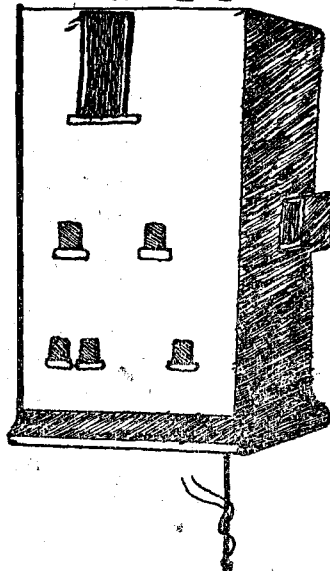


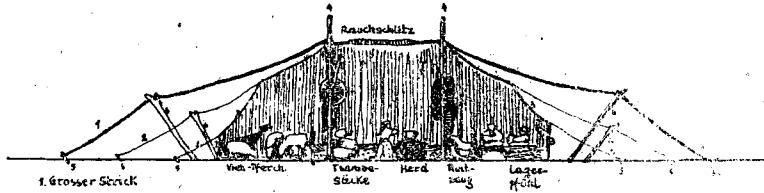
Zu Kap. 3

Zu Kap. 19



Zu Kap. 19

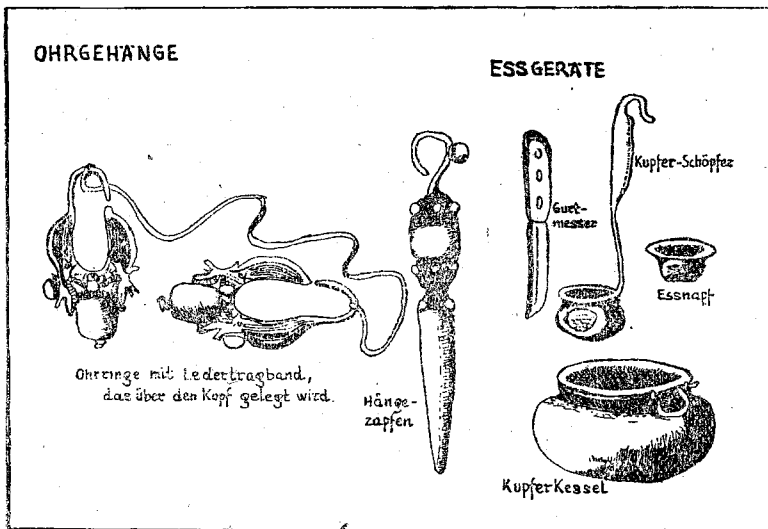




1. Grosser Strick
2. Spannstrick
3. Zeltbahn
4. Zeltstange
5. Bodenpfähle
6. Spannstütze

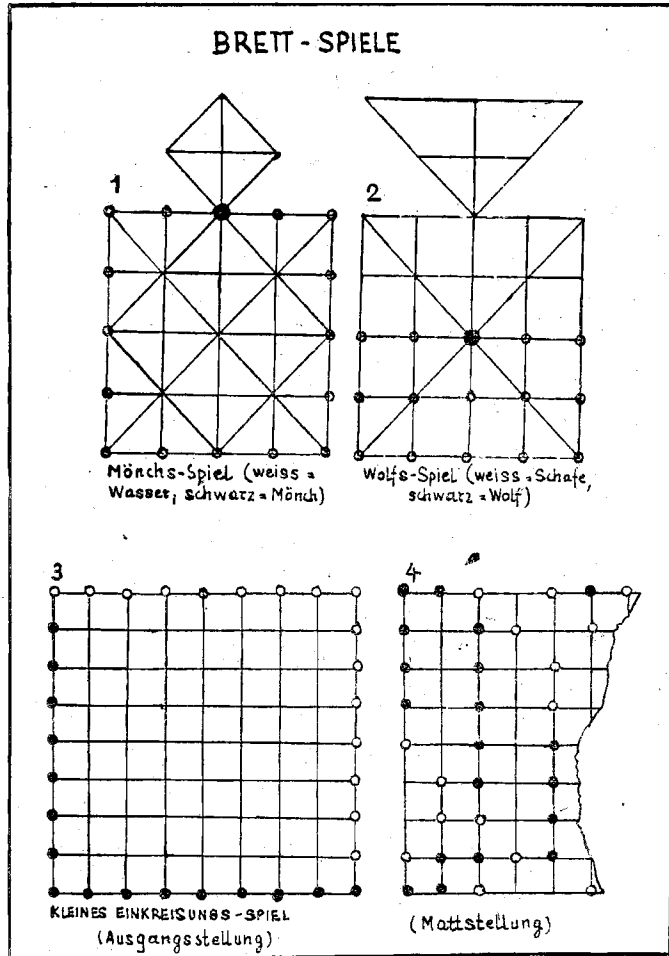
INNERES DES FANDSE-ZELTES

Zu Kap. 33



Zu Kap. 72 u. 73

Zu Kap. 49, 50, 51, 78



Zu Kap. 134